It. sing. 500 t (2

Reise
auf dem Rhein,

durch die teutschen Rheinländer,

und

durch die französischen Departements

des Donnersbergs,

des Rheins und der Mosel und der Roer.

Vom Julius bis December 1800.

von

A. Klebe

Zweiter Band.

Klebe Reise auf dem Rhein 2

Mit Kupfern.

Frankfurt am Main
verlegt von Friedrich Eßlinger.
1801.

29 B 5
Wb/49/1016
35 B 6

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede zum zweiten Bande.

Die gute Aufnahme des ersten Bandes dieser Bemerkungen, besonders von den zahlreichen Reisenden, welche während des verflossenen Sommers die von mir beschriebenen Gegenden besuchten, hat mich veranlaßt, nächst meinem eigentlichen Zwecke, Nachrichten von dem jetzigen Zustande der Rheinländer zu liefern, auch dem Wunsche des Publikums gemäß, das Bedürfniß eines Wegweisers auf dem Rheine zu befriedigen, da die ältern Führer auf diesem Flusse durch die Zeit und die Veränderungen, welche sie bewirkte, fast unbrauchbar geworden sind. Ich habe daher die ältern historischen Localnachrichten mit denen der neuern Zeit verbunden, und meine eigenen Bemerkungen hinzugefügt, welche zum Theil noch von spätern Datum sind, als die auf dem Titel angegebene Zeit meiner Reise

besagt, da ich während dieses Sommers (1801.) durch eine wiederholte Fahrt auf dem Rhein ihnen mehr Neuheit zu geben im Stande war.

Ein Zufall hat gewollt, daß das versprochene (Kupfer), die Abbildung des Denkmals des Generals Hoche, nicht geliefert werden konnte. Dafür wählte ich die vom B. Tardieu in Paris gestochene Ansicht von Coblenz und von Ehrenbreitstein, wie dieses vor seiner Zerstörung war, zum Titelkupfer; ein Tausch, wobei die Käufer dieses Buchs meines Ermessens eher gewinnen als verlieren werden.

Meine Abwesenheit vom Druckort und die Verhinderung die Correctur eigenhändig zu übernehmen, haben, besonders in den ersten Bogen dieses Bandes, eine Menge Druckfehler veranlaßt, die indessen aufmerksame Leser leicht selbst verbessern werden. Die auffallendsten derselben habe ich am Ende angeführt.

Geschrieben am 24. Sept.
1801.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sechster Abschnitt.

Inhalt.

Rheinreise von Mainz nach Coblenz. Coche d'Eau oder Wasserdiligence. Jachten. Rüdesheimer Schiffer. Abschied von Mainz. Verheerte Rheininseln. Petersaue. Ingelheimer Aue. Zerstörte Gärten langs des Hartenberges. Sumpf zur Deckung von Mainz. Biberich. Schloß und Garten. Einziges unverwüstetes Schloß am Rhein. Verlust des Fürsten von Nassau-Usingen auf dem linken Rheinufer. Schierstein. Anblick des Rheingaues. Wallauf. Elfeld. Dr. Hoffmann und Dr. Creve. Linkes ödes Ufer des Flusses. Ingelheim. Eginhard und Emma. Erbach. Weinverschwendung während des Krieges. Hattenheim. Johannisberg. Weinwachs daselbst. Projektirte Sprengung des Kellers der Abtei durch die Franzosen. Geisenheim. Landhäuser der Mainzischen Großen darin.

Pallast des Grafen Ostein und dessen Anlagen auf dem Niederwalde. Ruin desselben. Rüdesheim. Kriegsscenen in dieser Gegend. Ehemalige Annehmlichkeiten des Aufenthaltes im Rheingau während des Herbstes. Die Autumnarii. Theurer Preis des Weins an Ort und Stelle. Mühevolle Bearbeitung des Rüdesheimer Bergs. Rebensorten im Rheingau. Vermehrung unserer Reisegesellschaft durch französische Soldaten. Bagage eines französischen Bataillons. Bingen. Ansicht der Nahemündung. Bevölkerung von Bingen. Abgaben desselben. Der Hundsrück. Räuberbande in dieser Gegend. Ihre Anführer Schinderhannes und der schwarze Peter. Vorschlag an den Verfasser des Rinaldo Rinaldini. Das Bingerloch. Neue Ansicht der Rheinufer. Schloß Ehrenfels. Aßmannshausen. Nonnenkloster Aalhausen. Capucinerkloster zur Noth Gottes. Wallfahrer dahin. Dreiecksshausen. Lorrich. Sagen aus der Vorzeit. Liebe der Rheinuferbewohner für ihren Fluß. Diebach und Lorrichhausen. Sareck. Bacharach. Caub. Etwas zur Charakteristik unserer neuen Reisegefährten und der franz. Soldaten überhaupt. Anekdoten. — Oberwesel. Wildes Rheinufer. Das Echo. Bank von St. Goar. Fährlichkeiten. Gegend von St. Goar. Einwohner. Der jüdische Maire B. Wolf. Vestung Rheinfels. Geschichte ihrer Eroberung. Schöner Abend in St. Goar. Kleine Dörfer unterhalb dieser Stadt. Wallfahrtsort Bornhofen. Kamp. Boppard. Klö-

ster daselbst. Der franz. Commandant im Nonnenkloster daselbst. Bertola's Meinung über diese Gegend. Geschichte eines mirakulösen Bildes bei Boppard. Die Legion der Nordfranken. Anekdoten aus dem Kriege. Abreise von Boppard. Braubach. Die Marxburg. Mineralquellen dieser Gegend. Rhense, der Königsstuhl. Mündung der Lahn. Oberlahnstein. Lahnecke. Niederlahnstein. Die Johanniskirche. Pracht der Gegend von Coblenz. Oberwerth. Hochheim. die zerstörte Carthause. Ansicht von Ehrenbreitstein. Ankunft in Coblenz.

Rheinreise von Mainz bis Coblenz.

Man kann die Reise auf dem Rhein nach Coblenz und Cölln hinunter sehr wohlfeil machen, da seit einiger Zeit eine Gesellschaft in Cölln eine sogenannte Wasserdiligence oder Coche d'eau errichtet hat, welche im Sommer alle zwei Tage *) von Mainz und Cölln mit Reisenden und Waaren abfahrt, und die Hinabfahrt von Mainz nach Cölln in 2 Tagen und herauf in 3 Tagen machen soll. Indessen bedarf man zu beiden Reisen selbst im Sommer mehr Zeit, da vermöge der Einrichtung der Douane kein Schiff mehr nach Sonnenunter-

*) Bestimmter, alle gleichen Tage der Decade. D. h. den 2. 4. 6. 8. 10. Dagegen fährt das Postschiff an allen ungleichen Tagen von Cölln ab: den 1. 3. u. s. w.

gang fahren darf, wenn es nicht von den Wächtern für den Flor des französischen Handels und Kunstfleißes mit einer Salve von Flintenschüssen begrüßt seyn will. Diese Wasserdiligence ist eine Jagd, wie man sie auf dem Rhein gewöhnlich zur Reise braucht, bedeckt, mit Fenstern und im Herbst auch mit einem Ofen versehen. Man läßt sich auf dem Bureau derselben am Ufer bis zu dem Orte einschreiben, wo man aussteigen will. Bis nach Coblenz zu fahren, bezahlt man 6 und bis nach Cölln 12 Livres, oder zwei französische Thaler. Hat man viele Bagage bei sich, so wird noch etwas dafür besonders bezahlt.

Da man bei der Fahrt mit dieser Wasserpost sich die Gesellschaft nicht auswählen kann, so thut man, wenn mehrere Personen, die sich kennen, den Rhein hinab zu reisen willens sind, besser, sich eine besondere Jagd zu miethen, um überall, wo man Lust hat, zu verweilen, und nicht unter unbekannten Leuten zu seyn, die den Genuß dieser göttlichen Fahrt stören können. Indessen muß man bei dem Schiffmann, der die Jagd führt, expreß ausbedingen, daß keine andere Personen weiter aufgenommen werden, weil diese Leute, um etwas mehr zu verdienen, gewöhnlich noch mehrere Reisende aufnehmen. Am berühmtesten am Rhein sind die Rüdesheimer Schiffer wegen ihrer Geschicklichkeit. Man hat wenig, oder

gar keine Beispiele, daß diesen ein Unglück auf ihrer Fahrt zugestoßen wäre, welches besonders bei kleinem Wasser, wie im vorigen Sommer, leichter, als bei großem ist, wo das Schiff ohne Gefahr über Felsen, Sandbänke und Steine hinweggleitet. Diese geschickten Männer kennen jedes kleine Plätzchen, jeden Stein und jede Bank im Rhein. Nach der Verschiedenheit des Wassers nehmen sie mehrere Wege und wissen immer genau zu sagen, wie viel Fuß Wasser da ist, wo sie das Schiff führen. Ihnen ist jeder Baum, jeder Berg, jede alte Ruine am Ufer, ein Zeichen, wo sie sich befinden. Bei widrigem Wasser wissen sie bis auf einen Zoll breit den rechten Weg zur sichern Fahrt zu treffen. Ihre Erziehung bildet sie von Jugend auf zu diesem Geschäft. Der Knabe, der kaum lallen kann, macht schon mit seinem Vater die Reise, und lernt nach und nach jeden Schritt im Rhein kennen. Auf einer meiner Rheinfahrten hatte mein Rüdesheimer Steuermann sein junges Weib und diese ihren säugenden holden Knaben mit; sichere Bürgen für die genaue Erfüllung seines Berufs, welche ihm die heilige Liebe zum Weibe und Kinde auflegte. Die Frau mit dem Säugling stand neben ihm am Steuerruder, den er oft küßte. Weder das so fürchterlich beschriebene Bingerloch noch die Bank von St. Goar konnten mich ängstigen, da ich diese Liebe sah. O Natur! du gebietest stärker, als alle Gesetzgeber.

An einem schönen Morgen bestieg ich eine Rüdesheimer Jagd, die ausser mir noch von einigen Frauenzimmern, die in Mainz zum Besuch bei ihren Verwandten gewesen waren, und ein paar Herren aus Mainz, ihren Begleitern, besetzt wurde. Ihre Verwandten begleiteten sie an das Ufer, und nahmen hier von ihnen Abschied. Die Jagd stieß vom Lande, der Strohm führte uns schnell hinweg. Noch lange wehten die weißen Tücher vom Schiff und vom Ufer, bis die schnellere Flut uns ihren Anblick entzog.

Ich stand auf dem Verdeck, und sahe in Gedanken verloren noch lange nach Mainz zurück. Ich verlies es traurend, wie man einen liebgewordenen Freund verläßt, und wünschte scheidend dieser guten Stadt die Ruhe und das Glück, deren sie nach so langen Leiden aller Art so sehr bedarf, und welches sie verdient. Jetzt schwamm ich vor der alten Martinsburg vorbei, aus deren zerschlagenen Fenstern hier und da ein Soldatenkopf auf den Rhein hinaus sah, dann vor dem Schlosse des Kurfürsten, mit deren Fensterrahmen ohne Scheiben der frische Morgenwind muthwillig sein Spiel trieb. Andere waren mit Brettern zugenagelt. O der Wandlung dieser ehemaligen Pracht und Herrlichkeit! Wer ahndete sie? als ich vor 8 Jahren das Innere dieses Schlosses sah, das zum Empfang des Kaisers,

der Kaiserinn und des Königs von Preussen mit der größten Pracht neu möblirt worden war, dachte niemand daran, daß wenige Wochen darauf ein Cüstine in diesen goldenen Gemächern hausen, und seidene Bette besteigen würde, in dem kurz vorher eine teutsche Kaiserin schlief. Alle diese Pracht ist verschwunden, zertrümmert und weggeführt.

Wir schwammen schnell am linken Ufer des Rheins hinab, das mit Pallisaden und Gräben befestigt ist. Aber ich habe weder die hohen Weiden gesehen, noch das Inselchen, welches mein dichterischer Vorgänger, der Bürger Bekker so schön beschreibt *). Von der Natur mit einer reichen Gabe von Fantasie versehen, ist es mir doch nicht möglich, mich hier, wie er, in den ewigen Sommer der Palmenländer zu träumen, welches Forster zu einer Zeit, wo hier noch nichts verwüstet war, nur bei Lesung einer Reise nach Borneo gelang **). Das Inselchen, „wo er im hohen Grase lag, und die Vögel über ihr in den Aesten buhlten, und ihr Morgenlied sangen, wo er Blumen und Früchte von den lieblichen Kindern des Pachters erhielt," ist wohl nur eine süße Erinnerung ewiger Zeiten, wo die Ingelheimer

*) Beckers Reise S. 41. u. ff.

**) Forsters Ansichten S. 4. I. Bd.

Aue, die er vermuthlich meint, noch ein so paradiesisches Eiland war, wie es jetzo nicht mehr ist. Diese Inseln, die Peters- und die Ingelheimer Aue, sind bei der Belagerung mit Pallisaden umgeben, von Gräben durchwühlt, und statt der ehemaligen Landhäuser mit Erdhütten und Blockhäusern bedeckt. Da wächst weder eine Blume, noch hohes Gras, noch ein Baum. Alles ist kahl und öde. — Auch die dunkeln Büsche voller Nachtigallenchöre bei Mombach, das man zur Linken am Abhange des Hartenberges sieht, existirten damals nicht mehr, als er diese Reise gemacht hat. Längs des Hartenberges, an dessen Fuße Weingärten und schöne Landhäuser sich bis gegen Mombach zogen, sieht man weder Strauch noch Baum, sondern nur Schutt und Schanzen. Zwischen diesen und dem Rhein, an dessen Ufer ehemals die prächtige Rheinallee nach den englischen Anlagen und dem Carroussel führte, haben die Kaiserlichen einen wohlthätigen Sumpf angelegt, der im Sommer die Gegend mit pestilenzialischen Gerüchen erfüllt, aber dafür auch diese schwache Seite von Mainz gegen Angriffe deckt. Die schöne Chaussée, die in diese Anlage führte, ist durch eine Redoute unterbrochen, und rund um diese ist alles zur Wüste gemacht. Der Wald von Mombach gehört jetzt ebenfalls unter die nicht mehr existirenden Dinge, da er als ein Schlupfwinkel für den Angreifenden angesehen

wurde. Dieser schädlichen Eigenschaften wegen sind überhaupt alle Gebüsche und Waldungen in einem Umkreise von 2 Stunden um Mainz herum abgehauen worden, welches bei dem bekannten Ueberfluß an Holz in Teutschland und Frankreich für keinen großen Verlust zu halten ist.

Auf dem rechten Ufer des Rheins, eine Stunde unter Mainz liegt Biberich, die Residenz eines edlen teutschen Fürsten, des Fürsten von Nassau-Usingen. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, sich aus den Ruinen und Schanzen um Mainz herum an einen Ort versetzt zu sehen, wo man keine Spuren der Zerstöhrung erblickt, und wieder im Schatten eines Baumes sitzen kann. Der brave Mann, der ein kleines Land mit Milde und Menschlichkeit regiert, hat ohnerachtet der oft so nahen Gefahr doch das Vergnügen seine Wohnung und die dabei befindlichen Gartenanlagen vor der allgemeinen Verwüstung bewahrt und gerettet zu sehen. Dieses in einem einfachen und edlen Styl erbaute Schloß, dessen Kuppel von acht großen jonischen Säulen in einem richtigen und schönen Verhältniß getragen wird, und auf deren Plafond man den Olymp in Alfresko dargestellt sieht, ist am ganzen Rhein das einzige, dem dieß Glück widerfahren ist, das der Fürst seinem und seiner Räthe weissem Benehmen zu danken hat. Einmal war es in großer Ge-

fahr beschossen zu werden, da die Preussen während der Belagerung eine Batterie vor das Schloß stellten, womit sie die gegenüber liegende Insel, die sogenannte Biebericher Aue, beschoßen, aber glücklicherweise antworteten die Franzosen von der Insel nur mit einigen Kugeln, die weiter nichts, als ein paar Quaderstücke beschädigten, und die Batterie wurde wieder abgeführt. Das Schloß selbst ist ein schönes großes Gebäude, das sich vortrefflich ausnimmt, wenn man den Rhein hinunterfährt. Am meisten wurden die Einwohner des dabei liegenden Ortes durch die mehrmaligen Ausfälle der Franzosen aus Mainz geängstiget, aber immer gieng es noch ohne Brand und Plünderung ab. Nur Cüstine wurde zum Räuber an des Fürsten persönlichem Eigenthume. Er ließ seine Pferde und sein Silberzeug wegnehmen. Die Bedienten des Fürsten, die das letztere selbst mit einpacken mußten, wußten eine Kiste voll glücklich zu verstecken, und brachten sie ihrem Herrn wieder. Aber der Fürst wollte sie nicht wieder annehmen; er schickte sie mit einem Schreiben dem Räuber nach, der sich auch nicht schämte, sie zu behalten.

Seitdem hat der Fürst durch kluge Maasregeln und gutes Vernehmen mit den in Mainz commandirenden Generälen sich und sein Land wenigstens vor feindlicher Behandlung zu schüz-

zen gewußt, und mehrere Neutralitätsverträge mit der franz. Regierung für baares Geld geschlossen, die freilich immer nicht lange dauerten, aber doch minder nachtheilig für sein Land waren, als jene. Jetzt ist er nun ganz in Frieden mit der französischen Republik, aber er hat durch die französische Eroberung des linken Rheinufers ohne den Kriegsschaden auf dem rechten zu nehmen, eine große Verminderung an Einkünften gelitten. Ihm gehörte die an der Lotheringischen Grenze im jetzigen Saardepartement liegende Reichsfreie Allodialherrschaft Ottweiler. Die Herrschaft hatte 4 Quadratmeilen Flächeninhalt, die nach Lange von 10418 Seelen bewohnt war, und jährlich 84,029 Gulden Einkünfte abwarf.

Es ist jedem Fremden erlaubt, das Schloß und den Garten von Biberich zu sehen, die beide nur von einem Soldaten bewacht wurden, der mit nichts als einem Stock bewaffnet war, welches, wie mir dieser sagte, auf besondern Befehl des Fürsten geschieht, der seinen mächtigen Nachbarn auf dem linken Rheinufer keinen Vorwand zu Beschwerden geben will, den der Stärkere gegen den Schwächern so leicht findet. Seine kleine Garde von 20 bis 30 Mann ist ganz ohne Waffen.

Es ist rührend, die kleinen teutschen Stände am meisten bei dem Kampfe leiden zu se-

hen, den die Mächtigen miteinander führen. Unschuldig an einem Kriege, wofür sie kein Interesse haben, fühlen sie am härtesten seine Geißel, und werden von Freund und Feind gequält. Zu ohnmächtig, um selbst eine gebietende Stellung anzunehmen, fallen sie aus der Gewalt des einen in die des andern, und nur selten schützt sie Klugheit und weise Vorsicht vor dem Drucke der Macht.

Der Garten zu Biberich ist ein Gemisch von französischen und englischen Anlagen, das dem Auge gefällt, und die Seele heiter stimmt. Hier plätschern einige Springbrunnen in ein weites Bassin, das ein schöner Rasenplatz einfaßt, und dort laden dichte Alleen von Castanienbäumen in ihre Schatten ein. Man verweilet gern in diesem Elysium, wo Stille und Friede wohnt, und ein guter Mensch und Fürst unbewacht mitten unter seinen Unterthanen weilt. Er ist einer der wenigen teutschen Fürsten, der, während der Krieg in sein Land kam, es nie, oder selten verließ.

Der Garten des Fürsten zieht an schönen Sommertagen aus Mainz und Wisbaden eine Menge Menschen hierher, die sich hier auf dem Lande belustigen. Der Gasthof liegt am Ufer des Flusses, aus dessen Fenstern man eine köstliche Aussicht auf den Rhein und nach Mainz genießt.

Seit einiger Zeit hat ein Kaufmann, Hr. Ludwig Fürer zu Biberich Versuche zur Bereitung wasserdichter Tücher gemacht. Im Reichsanzeiger sprechen einige Zeugnisse vortheilhaft für diese nützliche Erfindung. Man kann dem Hrn. Fürer wollene Tücher, weiße Leinwand, wollene Socken u. dgl. einschicken, um sie wasserdicht zu machen. Schon gebrauchte, alte und verlegene Tücher sind zum Wasserdichtmachen unbrauchbar *).

Nahe unter Biberich liegt das Dorf Schierstein, mit einem Landhause und Garten, die der Familie von Holzhausen zu Frankfurt gehören. Von hier übersieht man schon den größten Theil des im halben Zirkel sich herumziehenden Rheingaues, das bei Wallauf anfängt. Es erheben sich allmählig die Ufer, und werden zu Rebengebirgen. Der Rhein breitet sein Bett aus, das hier viel seichter ist, als irgendwo, und fließt ohne Wellen und Stöme, wie ein Spiegel, zwischen Inseln und an freundlichen Dörfern vorbei.

Wallauf ist ein sehr reinlicher Ort, mit einem schönen Wirthhause. Eine halbe Stunde von hier liegt Elfeld oder Eltvill, der Hauptort des Rheingaues. Hier ragen unter

*) s. Reichs-Anz. Nr. 86. 1802.

den einfachen Häusern schönere Gebäude, und unter ihnen das des Grafen Elz hervor. Am Ufer liegt der Gasthof zur Rose, wo man freundliche Wirthsleute und holländische Reinlichkeit bei guter Bewirthung antrift. Wer von Geschäften ruhen, und sich selbst, und dem dolce far niente einige Zeit weihen will, der gehe hierher, und er wird zufrieden wieder heim kehren.

Eltvill ist jetzt der Aufenthaltsort zweier berühmten Aerzte und Schriftsteller, des alten Geheimenraths Hoffmann aus Mainz und des Dr. Creve. Der Krieg, die neue Verfassung und Partheisucht haben sie aus Mainz vertrieben. Jener ist ein Greis, der jetzt in tiefer Einsamkeit lebt, und von allen Aerzten wegen seiner Schriften und von denen geschätzt wird, denen er Genesung gab. Dieser durch seine Werke über das weibliche Becken, über den Galvanismus und einige Abhandlungen bekannt, für welche er den Preis verschiedener gelehrten Institute erhielt, hat seine Stelle als Professor in Mainz niedergelegt, und lebt nun hier den Wissenschaften und der Ausübuug der Medizin. Ich hätte gern den Nestor unter den Aerzten gesehen, und seine Bekanntschaft gemacht, aber ich wollte des Greises einsame Stunden nicht unterbrechen, und versagte mir diesen Wunsch. Aber Hrn. Creve habe ich kennen lernen. Er ist ein junger Mann von ei-

nem anspruchslosen Betragen, dessen Forschungs-geist der Naturkunde noch manche interessante Entdeckung verspricht.

Wenn das rechte Rheinufer von Mainz bis Rüdesheim die höchsten natürlichen Schönheiten darbietet, so ist dagegen das entgegen gesetzte linke Ufer desto öder. Die ganze Gegend von Mainz bis Bingen besteht meistens aus einer langen Ebene voll Sand und Heide, wo kein Wein wächst. Die Dörfer liegen nur einzeln, und zeigen in ihrem Aeussern auch nicht von hohem Wohlstand ihrer Bewohner. Auf Mombach folgt am rechten Ufer Budenheim. Die Ruinen von dem an der Selzbach liegenden Nieder-ingelheim, dem Wohnsitze Carls des Großen sind kaum noch zu bemerken. Fischerhütten, arm und klein, stehen jetzt an dem Orte des von hundert Marmorsäulen getragenen Kaiserpallastes. Hier ruhte der Mann, der über sein Zeitalter hervorragte, von seinen Geschäften und Siegen. Hier wurde ein Herzog von Baiern von seinen Unterthanen als Landesverräther zum Tode verurtheilt, aber von Carl aus Gnaden nur in ein Kloster gesteckt; hier starb Ludwig der Fromme aus Kummer, und Heinrich der Vierte ward hier von seinem ungerathenen Sohn der kaiserlichen Krone beraubt. Hier liebten sich endlich Eginhard und Emma; da sahen sich die Liebenden im Schatten der Bäume, und in der stillen

Mondnacht, und die Liebe schenkte endlich dem Schreiber Eginhard die Hand der schönen Emma *).

Von Elfeld bis Rüdesheim stößt Dorf an Dorf, jedes rings um mit Gärten und Weinpflanzungen umgeben. Der Weg, der meistens dicht am Ufer des Rheins von einem zum andern führt, ist malerisch schön, und erquickt das Auge durch eine reizende Mannigfaltigkeit. Die Höfe Treise und Reichershausen, nnd die Dörfer Erbach und Hattenheim liegen von Elfeld kaum eine Stunde entfernt am Ufer, und jedes derselben ist durch die Güte des Weins berühmt, der in ihrer Nähe wächst. Nicht weit hinter Erbach liegt im Dunkel des Waldes versteckt die reiche Cisterzienser Mönchs-Abtei Eberbach oder Erbach, aber doch nicht so sehr, daß sie den Franzosen hätte verborgen bleiben können. In diesen

*) Die Geschichte von Eginhard und Emma ist neuerlich von dem bekannten Schauspieldichter Franz Kratter mit vieler Kunst dramatisch bearbeitet worden. Dies lesenswürdige Schauspiel führt den Titel: Eginhard und Emma Schausp. in 5. Auf. v. F. Kratter. Mit Kupf. von Penzel. Frankf. 1801.

gastfreien Aufenthalt geistlicher Herren konnte ehemals jeder Fremde kühn hineintreten, und fand freundliche Aufnahme, Speise und den edelsten Wein, aber jetzt ist das anders. Die gastfreien Mönche sind entflohen, und die vollen Keller geleert; wo ehemals geistliche Lieder gesungen wurden, brüllten die Soldaten der Sambre- und Maasarmee taumelnd aus heisern Kehlen die Carmagnole, und der Wein, der nicht getrunken wurde, lief im Keller. Man hat keinen Begriff davon, welche unermeßliche Menge des kostbarsten Weins auf die unsinnigste Art in Mainz und im ganzen Rheingau ungenossen verschleudert worden ist. Dort wurde z. B. während der Belagerung manches Stückfaß Hochheimer, Nierensteiner und Rüdesheimer aus den Kellern der Adlichen und Geistlichkeit in einen großen Braukessel geschüttet, und die Soldaten kamen dann mit Gießkannen, Feldflaschen und Gefäßen aller Art, tranken sich davon voll, und füllten sich dann ihre Gefäße noch damit an. Der Geruch dieses gewürzhaften vortrefflichen Weins ließ sich beim Vorbeitragen auf der Straße spüren, versicherten mir mehrere Einwohner, und das, was bei ordentlicher Haushaltung lange Zeit den Soldaten, und den Kranken und Verwundeten zur Erquickung hätte dienen können, wurde so auf eine liederliche Weise verschwendet, und zum Theil verschüttet. Die jetzige Theurung des Rheinweins, besonders des bessern, rührt größtentheils mit

davon her, daß man jene großen Vorräthe verschwendet und geraubt hat. Die Ausleerungs-Commission der Pfalz, welche aus diesem schönen Lande eine Wüstenei zu machen die Absicht hatte, hat unermeßliche Quantitäten Weins weggeführt, und vergeudet. Ich kenne einen Bürger aus Nierstein, der nicht weniger als für 60000 fl. Wein durch diese privilegirte Räuberbande verlor. — Am ~~rechten~~ Ufer sieht man das Dorf Hetesheim.

† linken

In der Gegend von Hattenheim liegen romantisch einige Inseln, die Langwarther Aue, der alte Sand und die Rheinau um die sich der breite Fluß windet. Es ist durch den Markbrunner Wein berühmt, der in seiner Nähe wächst. Dieser Wein hat seinen Namen von einer Quelle, die diese der Sonne auf allen Seiten ausgesetzte Gegend durchrieselt. Hier kocht die heisse Sonne das würzige Getränk. — Nun folgen am sanften Abhange des Rebengebirges die Orte, Oestrich, Mittelheim und Winkel. Zwischen erstern beiden Dörfern bei Rheinweinheim ergießt sich der Selzbach in den Rhein.

Hier auf dem Verdeck des Schiffes zu stehen und auf dem spiegelhellen Flusse, der sich hier in ein weites Bett bildet, sanft dahin zu gleiten, ist ein reicher Genuß für jedes fühlende Herz. Von Erbach an erhebt sich der Kranz

der Gebürge, der halbmondförmig das Rheingau einschließt, aber langsamer schwellen die Hügel vom Ufer des Flusses hinauf bis zu der sanften Wölbung des Berges, der hier die Abtei Johannisberg trägt. Stolzer und kühner werden die Höhen von Rüdesheim, der Halbzirkel des Gebürges berührt das Ufer, und engt das weite Bett des Flusses ein. Dort unten trotzte Hattos Thurm einsam und stark den Fluten und der Zeit. Wogend stürzte der unwillige Strohm über die Felsen, die sich seinem Lauf zu widersetzen scheinen, in den engen Schlund der Gebürge. Dunkle Schatten wirft der Niederwald, während der Rochusberg die Stralen der Sonne auf Bingen reflectirt, und die Nohe in ein Silberband verwandelt, das sich um die grüne Welle des Rheins schlingt.

Das Schloß Johannisberg liegt voll hoher Majestät auf dem sich zurückziehenden Gebirgsgipfel und überhaupt die an Schönheiten so reiche Gegend. Zu seinen Füßen liegen das Dorf Johannisberg, die Klause und das Rittergut Vollraz, und ihm gegenüber im Rhein die Lorenzaue. Man erblickt von dieser bezaubernden Höhe den Lauf des Rheins von Biberich bis Bingen herab. In einem lieblichen Gemisch liegen hier unter meinen Füßen Städte, Flecken und Dörfer, Wiesen, Weingärten und Felder voll üppiger Vegetation. Am genußvollsten ist dieser Anblick Abends, wenn

die Sonne untergeht, und ihre letzten Strahlen die Gegend in einem rosenfarbenen Schimmer zeigen, und die Fluten des Rheins röthen.

Die Probstei Johannisberg gehört bekanntlich dem Fürstbischof von Fulda, der sie in alten Zeiten von dem Reichspfennigmeister Hubert von Bleimann, an dem sie von dem Erzbischof Anselm Casimir verpfändet war, erkaufte. In neuern Zeiten ist das Gebäude des Schlosses und der Kirche modern wieder aufgebaut worden, nachdem es im dreißigjährigen Kriege von Albert von Brandenburg geschleift und von den Schweden noch vollends ruinirt worden war. Das Schicksal verwüstet zu werden, hat es denn auch in diesem Kriege gehabt. Die Soldaten haben die reinlichen Zimmer in Wachstuben verwandelt, und verunreinigt. Cüstine leerte im Jahr 1792 zuerst die fürstlichen Keller, und seitdem haben die Franzosen jährlich wenigstens ein oder zweimal ihre Besuche in demselben abgestattet, den Wein getrunken und mitgenommen, so daß der Fürst während desselben nur den geringern Theil davon erhalten hat.

Der Wein, der hier an dem Abhange des Johannisberges wächst, ist mir wegen seines Feuers der liebste am Rhein, und weil ich weiß, daß er unvermischt jedem andern bleibt, wie ihn

die Natur hervorbrachte. Auf einem Distrikt von ungefähr 120 Morgen gewinnt man jährlich ohngefähr 100 Fuder. Ein Stückfaß davon wird nach einigen Jahren mit 3 bis 4000 fl. bezahlt. Die Mühe und der Fleiß, mit welchem man hier den Weinstock abwartet, ist außerordentlich. Aber eine Hauptursache seiner Güte liegt darin, daß man die Trauben im Herbst wenigstens 14 Tage später erndtet, als im übrigen Rheingau. Was man dadurch an Quantität verliert, gewinnt man an der Qualität, weil das längere Hängen und die Kälte der Herbstnächte den Trauben viel von dem Wässerichen entziehen. Der beste Wein wächst über dem großen geräumigen Keller, der sich weit in die Höhlung des Berges ausdehnt. Er ist jetzt größtentheils leer, weil man sogleich nach der Erndte ihn nach Fulda zu führen pflegt, um keine ungebetenen Gäste dazu zu finden. Man zeigt in demselben ein Beispiel von Infamie und Bosheit, das man nicht ohne Abscheu sieht. Die Franzosen, welche der Abtei Johannisberg bei ihrem Vorrücken unter Hoche im Jahre 1797. eine Contribution von 300,000 Liv. auferlegt hatten, die nicht sogleich bezahlt werden konnten, wollte selbst die Natur verhindern, künftig diesen Labetrank für Gesunde und Kranke hervorzubringen. Sie erfuhren, daß auf dem Keller der beste Wein wachse, und machten deshalb Anstalten, ihn und die Gebäude überhaupt in die Luft zu

sprengen. Man sieht die Spuren ihrer Minirarbeiter noch in demselben. Die Vorstellungen des Domprobstes von Bibra aus Fulda, der sich deshalb ins Hauptquartier des Generals Lefebre begab, verhinderte endlich die Ausführung dieses unsinnigen und boshaften Anschlages, und die Contribution ward in der Folge bezahlt. Wie man in der Frankfurter Zeitung liest, hat vor kurzem der Fürst dem General Augereau einige Fässer dieses kostbaren Weins zum Geschenk gemacht, der denn seinerseits wieder an Buonaparte eins davon gesandt hat.

Geisenheim, voller Sommerhäuser der ehemahligen Großen in Mainz, zieht sich lang am Ufer hin, und gewährt einen heitern Anblick. Am Ende des Ortes erhebt sich der Pallast des Grafen Ostein, neben welchem ein Garten mit englischen Anlagen sich befindet. Aus diesem ließ der Graf Alleen und Wege durch den ihm gehörigen Niederwald bis zu dem hohen Gebürge führen, zu dessen Füßen Rüdesheim, Ehrenfels und Asmannshausen liegen. Durch mannichfaltige krumme Wege, durch dunkle Alleen und Gebüsche gelangt man auf die Spitze eines senkrecht hervorstehenden Felsen, auf dem ein runder offener Säulentempel steht. Am Fuße der schwindelnden Höhe rauscht der Rhein durch die Felsenufer, gegenüber lehnt sich Bingen an den Rochus-

berg, und ihm zur linken kommt aus einem romantischen Thal die Nohe, rauscht unter dem kühnen Bogen der Drususbrücke hindurch, und vermählt sich mit dem Rhein. Eine alte Burg am Noheufer erhöht das Pittoreske dieser Ansicht.

Der schöne Niederwald, der noch lange den Bewohnern der Rheinufer ein höchst nöthiges und in der ganzen Gegend jetzt sehr theures Bedürfniß hätte befriedigen können, hat jetzt auch das Schicksal wie alle Waldungen in dieser Gegend, ausgehauen, und wahrscheinlich am Ende ganz vernichtet zu werden. Eine Anzahl Sappeurs aus Mainz sind schon lange Tag für Tag beschäftigt, Pallisaden für die Vestungswerke von Mainz und Castel darin zu schlagen, wovon ganze Schiffsladungen voll den Rhein hinaufgefahren werden. Daß man dabei weder Burgsdorfs noch Bechsteins forstwirthschaftliche Grundsätze anwendet, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Man haut junge und alte Bäume um, so lange als deren da stehen. Diese werden dann von den Felsen herabgeworfen, und in die Schiffe geladen.

Geisenheim und Rüdesheim gegenüber liegen Galesheim und Kempten auf dem linken Ufer. Etwas landeinwärts auf dem rechten Ufer Eubingen mit einem Nonnenkloster.

Rüdesheim ist lang am Ufer hingestreckt, ein schöner großer Flecken von 2500 Einwohnern, berühmt durch den Wein, der hier wächst, den besten nächst dem Johannisberger und Hochheimer. Wir stiegen hier aus, um ein kleines Mittagmahl zu halten, das wir in dem obern Zimmer des reinlichen Ackermännischen Wirthshauses einnahmen. Die Aussicht aus diesem Zimmer ist vortrefflich. Gegenüber erhebt sich der Rochusberg mit seiner Capelle, etwas weiter unten liegt Bingen, und nun sieht man deutlicher, wie der Rhein sich durch die engen hohen Felsenufer den Weg bahnt. Die Lage und Gegend von Rüdesheim gehört nach meinem Gefühl mit zu den schönsten des Rheingaus.

Dieser Ort hat, so wie die meisten am Rhein ebenfalls genug von den Schrecken des Krieges ausgestanden. Am 24. Merz 1793. gieng die preußische Armee hier über den Rhein, nachdem kurz vorher der bekannte Obrist Szekuli die Franzosen bei Bingen, Kreuznach und Stromberg geschlagen hatte. Am erstern Orte wurde damals der General Neuwinger gefangen genommen.

Als im Jahre 1794. und 1795. der Rhein die gegenseitigen Armeen trennte, wurde oft von einem Ufer auf das andere unnützer Weise hin und hergeschossen, und die armen Ein=

wohner geängstigt. Drüben am Fuße des Rochusberges bei Kempten stand eine französische Batterie, und diesseits eine kaiserliche. Ueber der Stubenthüre des untern Gastzimmers im Wirthshause hat d's Wirthin eine der in ihr Haus gefallenen Kanonenkugeln in die Wand mauern lassen, die noch lange an diese schrecklichen Zeiten erinnern wird. Eine Inschrift, die rund um dieselbe herumgeschrieben ist, zeigt den Tag an, da sie ins Haus fiel. Späterhin haben die Franzosen, um ihre hiesige Besatzung vor Ueberfall zu sichern, Rüdesheim sogar zu einer Art von Festung gemacht. Der ganze Ort ist ringsum mit Pallisaden umgeben, und neben den Eingängen liegen spanische Reuter, die im Nothfall jene verschließen. Jetzt lagen keine Truppen hier, ausser einigen Batavern; ein großer batavischer Dragoner befand sich im Hause, und war wider die Gewohnheit seiner Landsleute sehr lebhaft. Die Wirthin hatte ihm Beschäftigung gegeben; er saß an der Buttermühle, und butterte mit großem Eifer.

Der Aufenthalt im Rheingau, besonders im Herbst während der Weinlese, war ehemals sehr angenehm. Die Güterbesitzer aus Mainz, Frankfurt und der ganzen Gegend zogen dann hierher, um dieß Fest zu feiern. Aus entfernten Gegenden kamen Kranke, um die Traubenkur zu brauchen. Ueberall herrschte Froh-

sinn, Gastfreiheit und Wohlwollen. Die Stifter aus Mainz schickten ihre Abgeordneten hierher, um ihre Zehenden und andere Einnahmen von ihren Gütern zu erheben. Diese Autumnarii — wie man sie heißt — erhielten dann wieder Besuche von ihren Bekannten. Man war froh und glücklich. Aber seit diesem unglücklichen Kriege ist an die Stelle des geselligen Umganges und der Gastfreiheit, Zurückgezogenheit und Mißmuth getreten. Die Soldaten aller kriegführenden Mächte haben sich schwer an diesen friedlichen Menschen versündigt, und sie mißtrauisch gegen alle Fremde gemacht. Die Autumnarii aus Mainz sind mehrere Jahre hintereinander vergeblich hierher gekommen, und fanden alles von den Soldaten verzehrt. Ich habe mich gefreut, überall am Rhein das Lob der braven sächsischen Truppen zu hören, die eine sehr rühmliche Ausnahme von den andern machten. Sie waren tapfer, menschlich und disciplinirt.

Wenn man etwa glaubt, den besten Rheinwein hier, wo er wächst, wohlfeiler zu trinken, als z. B. in Sachsen und Preußen, so irrt man sehr. Man bezahlt den guten Wein hier so theuer, als dort. Dieß rührt zum Theil von der jetzigen Theurung des Weins überhaupt her, zum Theil auch davon, daß man immer den bessern gleich verkauft, der in die Fremde geführt wird, weil guter Wein so viel Fracht

kostet, als der schlechte. In Rüdesheim findet man in dem gedachten Wirthshause vortreflichen Wein, wo man indessen die Flasche mit 2, 3 und 4 Gulden bezahlen muß *).

Der hohe Berg, welcher den Rüdesheimer Wein trägt, ist ein erfreuliches Beispiel menschlicher Betriebsamkeit und des Kampfes derselben mit der Natur des Bodens, die der Weinbauer glücklich besiegte. Lange Reihen von Weinpflanzungen laufen an den steilen und abschüssigen Höhen hin, durch eben so viele kleine Mauren geschützt. Von der Luft zersetzt, zerfällt nach und nach der Felsen, und dient zur Ergänzung der Mauern und zur Vermehrung des Erdreichs. Mit unglaublicher Mühe ersteigt der Weinbauer diese Höhen, und trägt korbweise den Dunger hinauf. Aber ohnerachtet dieser mühsamen Arbeiten erhält sich doch unter diesen fleißigen Menschen eine Jovialität, die seltsam gegen das Betragen des Landmanns absticht, der das Feld baut. Dieser ist reicher aber verschlossener, jener arm und fröhlich. Aber diese Armuth ist bei weitem nicht so groß,

*) Auf einer Weinversteigerung in Rüdesheim wurde von einem Frankfurter Wirth ein Stückfaß dießjährigen (1800.) Rüdesheimer Weins für 1800 Gulden erstanden. Ein rheinisches Stückfaß enthält $7\frac{1}{2}$ Ohm.

als sie einige Reisebeschreiber schildern. Selbst der geringere Weinbauer lebt noch unendlich besser, als der reiche Bauer in Sachsen. Ihn erhält das fröhliche Bild der Weinlese, das sich ihm bei der Bearbeitung der Reben immer darbietet, stets heiter. Er hoft auf den Herbst und seine Freuden, und vergißt die Mühe und Beschwerden der Gegenwart.

Man nimmt an, daß der erste Anbau der Reben im Rheingau im sechsten Jahrhunderte in den Zeiten der Merovinger geschehen sey. Zwei Jahrhunderte später verbesserte man ihn, und selbst Carl der Große hatte Verdienste um diese Veredlung des Weinbaues. Die Wälder am Rhein wurden zum Theil gelichtet und mit Reben bepflanzt, die auf seinen Befehl zum Theil aus dem Innern von Gallien gebracht wurden. Dadurch ward er Stifter des edlen Weinbaus im Rheingau. Alten Urkunden zufolge kannte man im dreizehnten Jahrhundert nur zwei Arten von Wein, den hunnischen und den fränkischen. Die erste Anpflanzung des großen Rüdesheimer Berges, die nach zuverläßigen Nachrichten im Jahre 1074 statt fand, geschah mit diesen fränkischen Reben. Die Hunnischen Trauben wurden in der Folge ganz von den edlern fränkischen verdrängt. An die Stelle, wo die edlere Rebe nicht gedeiht, ward, wie man vermuthet, die sogenannte Kleinberger

gesetzt. — Mehrere Weinbauer des Rheingaues haben auch Versuche gemacht, Oesterreichische Trauben da zu pflanzen, wo der Riesling — die gemeinste Sorte von Reben im Rheingau — nicht immer reift; wahrscheinlich sind dieß die alten hunnischen Trauben, die von den Hunnen angepflanzt wurden, welche nach dem Zuge Attila's in dieser Gegend, besonders auf dem Hundsrück, blieben, und sich dort ansiedelten. Sie ließen aus ihren letzten Wohnplätzen, Pannonien und Oesterreich, Weinstöcke hierher kommen, deren Anbau sie mit gutem Ertrag belohnte *).

Außer dem kleinen und großen Riesling, zwei Arten von Reben, werden im Rheingau noch folgende Sorten gebaut: Orleaner, der Klebroth oder rothe Burgunder und die sogenannten Lambertreben; in den Hausgärten pflanzt man Kleinberger- und Muskatellerreben. — Der große Rüdesheimer Berg ist meistens mit großen Orleanerreben bepflanzt; der köstliche Johannisberger aber ist vom großen Riesling; dieser kommt aber nur hier und in einigen andern der Sonne sehr ausgesetzten Plätzen zur Reife. Hr. von Forster schlägt daher vor die rothen

*) S. Beiträge zur Mainz. Ges. u. Ritters Denkw. v. Wisbaden. S. 157 xc.

Burgunderreben weiter im Rheingau einzufüh- ren, weil die rothe Farbe dem ächten weissen Wein nicht allein nicht schade, sondern die Trauben davon auch 14 Tage früher reif wer- den, als der Riesling, und daher auch in schlechten Jahren gedeihen, und weil ferner die- ser Wein im Herbste sogleich verkauft werden könne, welches dem gemeinen Manne sehr vor- theilhaft sey *).

Nach einem Aufenthalte von einigen Stun- den zu Rüdesheim, gestärkt und erquickt durch den edelsten Traubensaft, eilten wir unserer Jacht wieder zu, die am Ufer hielt. Lustig wehte der lange dreifarbige Wimpel vom stär- kern Winde bewegt auf dem Mastbaum. Wir fanden unsere Gesellschaft um ein beträchtliches vermehrt. An unserer Jacht hatte man indessen einen Nachen befestigt, der uns hier eingeholt hatte, und mit Coffern und Gepäcke beladen war, auch noch außerdem 18 Chasseurs von der 11. Halbbrigade leichter Infanterie enthielt, die nach Coblenz beordert waren, um diese Ba- gage ihres Bataillons zu begleiten, das von Castel nach Ehrenbreitstein zu gehen Befehl er- halten hatte. So unerwartet uns diese Ver- mehrung unserer Gesellschaft war, so war sie doch gewissermaßen nicht unangenehm, und dem

*) S. Reise auf dem Rhein. I. B. S. 112.

Beobachter nicht uninteressant. Hier konnten wir eine Vergleichung zwischen der Menge der Bagage eines französischeu und teutschen Bataillons anstellen. Die des erstern befand sich hier samt und sonders auf einem kleinen Nachen, der noch überdies 18 Soldaten faßte. Diese würde kaum von dem größten Rheinschiffe zu transportiren gewesen seyn, woraus man einen Schluß auf die Schwierigkeit der Bewegungen einer ganzen Armee machen kann. Uebrigens schienen unsere neuen Reisegefährten, ohnerachtet ihrer abgetragenen und zum Theil zerrissenen Uniformen, doch bei sehr gutem Humor zu seyn. Mehrere von ihnen waren noch nicht gegenwärtig, da wir schon auf dem Schiffe waren, sondern noch in Rüdesheim, um sich mit Lebensmitteln zu versehen. Ein kleiner Tambour von 15 Jahren wußte sie indeß bald herbei zu schaffen. Er stand mit seiner kleinen Trommel im Nachen, und schlug mit großer Fertigkeit den Generalmarsch. Auf diesen Zauberton, dem der Franzose nicht widersteht, waren sie in wenigen Minuten alle da, und das Schiff stieß mit dem Nachen vom Lande.

In wenigen Minuten befanden wir uns mitten auf dem Strome, und gerade der Stadt Bingen gegenüber, und der berühmten Perspektive des Schlundes, aus dem sich die Nahe in den Rhein ergießt. Die Schönheit dieses Anblicks und der alten steinernen Drususbrücke,

welche beide Ufer dieses Flusses mit einander verbindet, ist schon so oft beschrieben worden, daß ich nichts weiter darüber sagen kann, aber mit Recht kann man die malerischen Parthieen, welche die Nahe bildet, Zeichnern und manche mineralogische Merkwürdigkeiten ihrer Ufer den Naturforschern empfehlen. Sie durchläuft ein von kenntnißvollen Reisenden wenig besuchtes und beschriebenes Land. Auf dem vogesischen Gebürge im ehemaligen Lothringen entspringend, wächst sie durch vierzehn kleinere Flüsse an, die sich in sie ergießen, und fließt bald sanft in breitem Strome durch schöne weite Thäler, bald engt sich ihr Bett zwischen Bergen zusammen; endlich rauscht sie hier über Felsen und zwischen steilen Ufern dem Rheine zu. Die Gestalt der Ufer dieses Flusses ist höchst ungleich, aber malerisch, und trägt hier und da einen eigenen Charakter von Pittoresken und Romantischen.

Die Stadt **Bingen**, 6 Stunden von Mainz, über der sich hoch der Rochusberg emporhebt, verspricht von aussen mehr, als sie von innen gewährt. Sie hat zum Theil enge finstere Straßen, in denen aber doch ehemals viel Lebhaftigkeit und Nahrung herrschte, was aber jetzt größtentheils aufgehört hat. Sie gehörte dem Mainzischen Domkapitel, das sie durch einen Vizedom regieren ließ, von denen der letzte vor dem Einzug der Franzosen der Herr von Hohenfeld war.

Von diesem erzählt der Verfasser der Reise auf dem Rhein S. 95. (1. B.) sehr viel Gutes; der Bgr. Becker aber in seiner Reisebeschreibung manches Böse. Ich weiß nicht, wer recht hat, und kann daher von diesem Manne nichts sagen.

Der hiesige Rheinzoll, der ebenfalls eine Revenue des Domkapitels zu Mainz war, betrug jährlich 30000 Gulden. Es wurden endlich viele Mißbräuche damit getrieben, und wie man sagt, war er eine reiche Fundgrube für die Zöllner und ihre Obern. Wenn dieser Zoll auch noch von den Franzosen erhoben wird, so ist er doch jetzt bei der stockenden Rheinschifffahrt höchst unbedeutend.

Die Bevölkerung von Bingen, welche man sonst auf 6000 Menschen angab, bestand im 8. J. der Republik (1800) in 2629 Seelen, welche in 463 Häusern wohnen. Wahrscheinlich war aber jene erstere Angabe zu hoch, da die Anzahl der Ausgewanderten unmöglich so groß gewesen seyn kann, um sie bis zur Zahl von 2629 Seelen herabzubringen, indem die Zahl der hier seßhaft gewesenen Adlichen und Geistlichen, welche doch eigentlich am meisten auswanderten, unmöglich die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl betragen haben kann. Uebrigens bezahlte die Stadt Bingen im 8. Jahr 26513 Franken

65 Centimen an Grundsteuer, und 5929 Fr. 20 Cent. an Personal- Mobiliar- und Sompstuarsteuer, zusammen 32,442 Fr. 85 Centimen.

Im Canton Bingen, dem 4ten des Donnersberges Departements, befinden sich 1,195 Gebäude, 8,553 Morgen Ackerland, (wovon 274 Morgen auf den Hauptort Bingen kommen) 337 Morgen Wiesen, 2618 Morgen Weinberge (wovon 701. M. zum Hauptort gehören) und 3000 Morgen Waldung, welche sämmtlich Eigenthum der Stadt sind.

An dem linken Ufer der Nohe erhebt sich ein steiler Berg, auf dem die Ruinen des zerstörten Nonnenklosters Ruperts berg stehen. Dieser Berg macht hier die Grenze des sogenannten Hundrücks, wie man den Strich Landes zwischen dem Rhein, der Mösel und Nohe nennt. Dies ist ein rauhes gebürgiges Land, das wenig Getraide, aber Hafer und Cartoffeln in Menge hervorbringt. Jetzt war es der Tummelplatz einer Räuberbande, von deren Thaten man am ganzen Rhein eine Menge Wahres und Falsches sagte. Die Glieder unserer Schiffsgesellschaft erzählten wechselsweise viele Anekdoten von den Anführern dieser Räuberbande, dem berühmten Schinderhannes und dem sogenannten schwarzen Peter. Diese und ihre Spiesgesellen trieben nun ihr

Wesen in diesem Lande schon seit einem Jahre, ohne daß es der Polizei gelungen wäre, ihrer habhaft zu werden; von den Gensd'armes verfolgt, verstecken sie sich in den Wäldern und unwegsamen Gebürgen, finden aber auch bei den Bauern Schutz, und werden von diesen nicht verrathen, weil sie ihnen selten etwas zu leide thun. Dagegen sind sie die geschwornen Feinde der Juden und Franzosen. Jene, von Natur feige, wallfahrten jetzt caravanenweise auf die Viehmärkte des Landes, und zittern dennoch, wenn sie einen einzelnen verdächtig aussehenden Menschen auf der Landstraße erblicken. Uebrigens trägt der Haß gegen jene beide Nationen das Gepräge des Landes, wo diese Räuber hausen. Es liegt nicht allein Raubsucht, sondern eine Art von Fanatismus dabei zum Grunde, der zum Theil politisch, zum Theil religiös ist. Der Räuber vergiebt sich leichter die Beraubung oder den Mord eines Juden, und leichter entladet sich das Gewissen von jenen Sünden. Fast in gleicher Categorie stehen bei diesen Leuten die Franzosen, gegen die man sich auch wohl Gewaltthätigkeiten erlaubt, wenn man sicher von der Strafe zu seyn hofft.

Der Räuberhauptmann Schinderhannes und der schwarze Peter, beide aus dem Bauernstande, zeigen oft, wie man sagt, eine Kühnheit und List, die sie an die Seite der berühmtesten ihrer Vorfahrer setzt. Man kann sie die Hiesel-

und Nickel-List unserer Zeit nennen, wenn man sie nicht gar zu Rinaldinis und Glorioso's machen will. Sie leben in den Canzonetten des rheinischen Volks, wie jene in denen des Sizilianischen, und der Verfasser des lesenswürdigen Rinaldo Rinaldini dürfte sich nur an die in Frankfurt, Mainz und Coblenz mit „schönen neuen teutschen Liedern" handelnden alten Mütterchen wenden, um sich zu überzeugen, daß ich die Wahrheit sage. Es wird ihm nicht schwer werden, noch mehrere Notizen von diesen Helden zu erhalten, und er könnte uns dann wieder ein Werk schenken, wie jenes. Dann dürfte Italien nicht allein stolz seyn, einen Bruder Teufel und einen Rinaldo zu besitzen; auch in den wilden unromantischen Gegenden des Hundrückens und in dem Walde von Montabauer, wohin sich zuweilen Schinderhannes mit seiner Bande zieht, leben die Männer, deren Thaten Stoff zu vielen Bänden geben.

Wir passirten glücklich das Bingerloch, obgleich die Passage wegen des sehr kleinen Wassers mehr Kunst von Seiten unseres Steuermanns erforderte, als sonst nöthig ist. Aber wenn der Schiffer nur die am rechten Ufer des Rheins liegende große Oeffnung von 50 Fuß Breite gehörig trift, welche vor einigen hundert Jahren von den Holländern gemacht wurde, um diese ihrem Handel wichtige Fahrt we-

niger schwierig zu machen, so hat es auf keine Weise etwas zu bedeuten, und seit Menschen gedenken, hat man kein Beispiel eines Unglücks gehört. Als wir uns der Oeffnung nahten, durch die der Rhein rauschend zwischen Felsen hinströmt, nahmen unsere Schiffleute andächtig den Hut ab, und beteten ein stilles Ave Maria! Aufmerksam stand ich auf dem Verdeck, und sahe, wie wir mit schnellem Fluge durch die Oeffnung fuhren. Längs der ganzen Breite des Rheins bemerkt man, besonders bei jetzigem kleinen Wasser, die Felsen, die sich unter demselben von einem Ufer zum andern ziehn, über welche jetzt der Rhein wie über ein Wehr hinwegrauschte. Etwas schwieriger ist die Fahrt von unten hinauf, wo der schnelle Strom den ziehenden Pferden grössere Schwierigkeiten entgegensetzt.

Jetzt sah ich mich noch einmal nach dem lachenden Rheingau um, dessen Anblick bald die große Krümme verhindert, die der Rhein hier zur Rechten macht. Der Mäusethurm, Bingen und Rüdesheim machten den Vordergrund des Gemähldes aus, das mit unnennbarem Zauber vor mir hingegossen lag, und in der Ferne erhoben sich in sanften Wölbungen die Rebenberge über dem breiten Spiegel des Flusses. Hier verengt er sein Bett, und strömt mit vermehrter Schnelle, nur halb so breit, als weiter oben, in das dunkle Thal hin, das sich

hier öffnet, und das er ganz einnimmt; kaum bleibt dem Fußgänger und den schiffziehenden Pferden ein schmaler Pfad übrig.

Der Mäusethurm, von dem die Fabel mancherlei erzählt, besonders, daß hier der Erzbischof Hatto von Mainz im Jahr 970 von den Mäusen gefressen worden sey, scheint nichts als ein alter Wartthurm zu seyn, wie man sie sehr häufig am Rhein und im übrigen Teutschlande antrift. Noch in spätern Zeiten wurde seine Festigkeit im Kriege benutzt, um die Rheinfahrt zu sperren, oder wegen anderer militairischer Zwecke. Im Jahre 1639 wurde bei der Eroberung des Rheingaus und der Einnahme der Stadt Bingen auch der Mäusethurm von den Weimarschen Soldaten und den Franzosen weggenommen. Nach der Vertreibung derselben aus dem Rheingau ward auch der Mäusethurm wieder erobert. Vier uud zwanzig Bayerische Dragoner mit einem Offizier fuhren nach dem Thurm herüber, legten eine Leiter an, warfen Handgranaten hinein, und die Weimarschen Soldaten mußten sich ergeben. Jetzt besetzten ihn die Bayern.

Von hier an sind die sich steil emporhebenden Ufer mit zerstörten Rittervesten geschmückt, die dem Ganzen jenes pitoreske und romantische Ansehen geben, das so viele Reisebeschreiber bezaubert hat. Nirgends in Teutsch-

land findet man diese Vesten in solcher Menge, als hier am Rhein, zum Beweise, daß hier ein Ritter zu seyn, einträglicher, als irgendwo war. Denn was trieben diese Ritter und Mannen anders, als Krieg und Fehde? Sie waren das Schrecken der Schiffenden auf dem Rhein, bis Teutschlands guter Genius ihren Räubereien ein Ziel setzte. Aus diesen Vesten stammen die größten adlichen Familien Teutschlands her. Man hat vergessen, was ihre Ahnen waren, so wie man in hundert Jahren nicht mehr daran denken wird, daß mancher glückliche Feldherr unserer Zeit aus dem Staube entstand, dessen Nachkommen dann im Besitz der Reichthümer sind, die er nicht auf die rechtmäßigste Art erwarb. Die Zeit hat den Besitzstand der erstern geheiligt; die Zeit wird das nämliche bei diesen thun.

An der Krümmung, die der Rhein hier unter Bingen gründet, erhebt sich rechts das alte Schloß Ehrenfels auf dem steilen Abhange des Berges. Auf diesem Schlosse haftet der Zoll zu Bingen. Der Wein, der auf dieser Höhe wächst, ist der beste in der ganzen Gegend von Rüdesheim. Seinen Scheitel ziert die Waldung, von der ein großer Theil neuerlich von den Franzosen niedergehauen worden ist. Nicht weit vom Schlosse sieht man den oben erwähnten Tempel, den der Besitzer dieses Waldes, der Graf von Ostein, auf dieser Höhe erbauen ließ, wo man der entzük-

kenden Aussicht auf das Rheingau und das enge Rheinthal unter Bingen genießt.

Auf dem linken Ufer des Rheins erheben sich auf dem Gebürge die Trümmern der Schlösser Bauzberg, Königstein oder Rheinstein und etwas weiter hinab, das alte Schloß Falkenburg. Nicht weit von diesem letztern blicken die Ruinen der alten Clemenskirche aus Gebüschen und Bäumen hervor. Ihre Geschichte ist verloschen, aber sie sind interessante Denkmäler alter Zeiten. —

Asmannshausen, das erste Dorf auf dem rechten Ufer, von Rüdesheim aus, ist ein elendes Nest, voll schmutziger Hütten und Menschen, die hier im Schweiße ihres Angesichts den berühmten rothen Wein bauen. Nicht sie, sondern die Reichen und Vornehmen, sind hier, wie im Rheingau überhaupt, die Besitzer dieser einträglichen Berge; Den Einwohnern gehört nur Spaten und Hacke, womit sie mühselig den Boden aufwühlen, von dem sie keinen Gewinn ziehen.

Der bessere Wein, der hier gewonnen wird, ist das Product der erst im 12. Jahrhunderte im Rheingau angefangenen Pflanzung der fränkischen Reben, die man hier beibehielt, als man nach zwei Jahrhunderten sie am ganzen übrigen Rhein wieder ausrottete. Nur hier zu

Lorrich und Caub setzte man ihren Anbau mit glücklichem Erfolge fort.

Hinter dem Dorfe in dem engen Thale, das zwei hohe Berge landeinwärts bilden, liegt das Nonnenkloster Aalhausen, und etwas weiter unter Gebüschen und Bäumen das Kapuzinerkloster: zur Noth Gottes! Sein Ursprung ist merkwürdig. Ein Hirte hörte eine klägliche Stimme im Walde, die immer wiederhohlte: Noth Gottes, Noth Gottes! Er vermuthete gleich, das ein Crucifix wohl in einem Baume versteckt seyn möge. Er bereitet sich geistlich um es zu entdecken, findet es auch wirklich in einem alten Baum, und bringt es zu den Capucinern, wo es nun seitdem unzähliche Wunder gethan hat. Besonders kräftig soll es seyn bei unfruchtbaren Weibern. Diese sind hier, wie man sagt, schon oft fruchtbar geworden. Sonst enthält die Kirche dieses Klosters eine Menge Krücken und menschliche Gliedmassen von Holz, die von den Geheilten in der Abbildung zum Dank für ihre Genesung hier gelassen worden sind. — Zur Ehre der gesunden Vernunft hatte man vor dem Kriege die Wallfahrten an diesen Ort untersagt, aber jetzt dürfen sie wieder gehalten werden. Man rechnet die Anzahl der Wallfahrer hierher in der Fastenzeit auf 16000 Menschen. Diese Wiedererlaubniß ist ein Pendant zu den vielen wieder aufs neue einge-

führten Mitteln, das Volk zu täuschen, Mittel, die man nöthig zu haben glaubt, um es im Zaume zu erhalten. — Aber wie tief muß ein Volk gesunken seyn, dem man solchen Unsinn für Wahrheit aufzuheften wagen darf, und das solche Begriffe von der Gottheit hat!

Der nächste Ort auf dem linken Ufer ist Dreieckshausen, ein kleines Dorf, das im Gebüsche halb versteckt liegt. Die Berge, die bisher sehr wild waren, aber eine unendliche Mannichfaltigkeit an Formen darboten, werden hier sanfter gewölbt, und nur hier und da unterbricht ein steiler Felsen die Kette schwellender Hügel. Bald nimmt der Strom eine neue Wendung. Die Burg Sonneck erhebt sich in einer freundlichen Landschaft, deren schöne ~~Prospection~~ das Dorf Niederheimbach schließt. †Perspective

Lorrich am rechten Ufer macht den Schlußstein des Rheingaues. Die Traube, die Hitze der Mittagssonne entbehrend, deren sie die Krümmung des Flusses nach Norden beraubt, verliert hier ihr Feuer. Aber unendlich mannichfaltig und groß werden von hier an die Ansichten. Lorrich hat eine äußerst schöne Lage. Durch ein kleines Thal rinnt der Wisperbach dem Rheine zu, und über ihm zeigen sich die Spuren einer

zertrümmerten Burg; oberhalb des Ortes steigt kühn ein Felsen empor, den man den Kedrich oder die Teufelsleiter nennt, von dem die Tradition sagt, daß ein verwegener Mensch mit einem muthigen Pferde hinaufgeritten sey; ihm gegenüber küßt der Rhein die Ufer einer freundlichen Insel.

Die Sagen aus der grauen Vorzeit, welche die Schiffer dem Reisenden sehr gern erzählen, unterhaltẽ ihn, so seltsam und abentheuererlich sie auch manchmal sind. Aber alles zeigt die Liebe dieser Menschen für ihren Fluß, dessen Bett und Ufer sie so genau kennen, daß man selten vergebens fragt. Ich glaube, daß kein Bewohner Teutschlands seine väterliche Gegend so sehr liebt, als der des Rheinufers. Er entbehrt anderwärts den Anblick eines geliebten Flusses, und darum wandert er selten in ein anderes Land, oder kehrt wenigstens dahin zurück. Selbst der Fremde in diesen Gegenden gewinnt den Fluß lieb. Während meiner Anwesenheit am Rhein gehörte es mit zu meinen schönsten Genüssen, alle Tage an den Rhein zu gehen, und den Anblick desselben zu genießen. Auch die Einwohner der größern Städte am Rhein werden desselben nicht überdrüßig. Ich kannte mehrere, die entfernt vom Ufer wohnend, alle Tage oder einen um den andern Tag hingiengen, bloß den Fluß zu sehen.

Unter Diebach, einem langen Dorfe am linken Ufer, steht das Schloß Fürstenberg auf einem ungeheuren Berge, einsam in der romantischen Landschaft. Malerisch liegt weiter hinab das verlassene Kloster Winsbach. Am rechten Ufer sieht man das kleine Dorf Lorichhausen, und über ihm das zerfallene Bergschlößchen Sareck. Lorichhausen gegenüber liegt das alte Bacharach mit seinen schwarzen Mauern und Thürmen.

Bacharach war bisher eine pfälzische Oberamtsstadt, zu der 29 Ortschaften am Rhein gehörten, und ist jetzt die Hauptstadt des 23. Cantons im Rhein- und Moseldepartement, in welchem einige Gemeinden des pfälzischen Oberamts Simmern, die trierische Stadt Ober-Wesel und einige von Kurmainz herrührende Ortschaften begriffen sind. Das Alter dieser Stadt zeigt sich schon in ihrem Aeußern, und in ihrer Bauart. Die zerfallenen und halb zerstörten schwarzen Gebäude beweisen, daß sie von ihrem ehemaligen Glanze und Wohlstande sehr herabgekommen sey. Die Gegend, worin sie liegt, hieß ehemals das Trachgau, wozu noch die sogenannten Thäler Steg, Diebach und Manebach gehören. Die sichern Nachrichten über Bacharach reichen bis ins 11te Jahrhundert. Seinen Zustand vor dieser Zeit kennt man wenig, nur von der Burg Stahleck, die darüber liegt, ist in alten Chroniken zu-

Diese acht umgedruckten Blätter dieses Bogens werden gehörigen Orts hingeheftet.

weilen die Rede. Graf Herrmann von Stahleck, der im Jahr 1143 zur Würde eines rheinischen Pfalzgrafen gelangte, hatte diese Burg, nebst der Vogtei über Bacharach, vom Erzstifte Cölln zur Lehn, von ihm kam dieses Lehn mit der Pfalzgrafenwürde an den Bruder des Kaisers Friederich Barbarossa, den Herzog Conrad von Hohenstaufen, der es im Jahr 1189 schon als ein Erblehen für sich und seine Gemahlin erhielt, dann auf Pfalzgraf Heinrich den Langen, und von diesen auf das Wittelsbachische Haus. Seitdem verblieb es bei dem Pfälzischen Hause, ob es gleich manche Streitigkeiten über den Besitz dieses Landes gab, bis im Jahre 1412 Kurfürst Ludwig III. der Sohn des Kurfürsten Ruprechts, es vermöge einer Erbvereinigung in ruhigen Besitz nahm.

Die Vergrößerung der Stadt Bacharach scheint zuerst im 14. Jahrhundert angefangen zu haben; aber sie hat unendlich viel im dreißigjährigen und in den französischen Kriegen gelitten. Die Ursache der häufigern Unfälle derselben war die nahe Burg Stahleck, die von 1620 bis 1640 achtmal erobert und im Jahre 1689. endlich ganz zerstöhrt und verbrannt wurde.

Die drei kleinen Dörfer Neurad, Medenscheid und Henschhausen machen mit der Stadt Bacharach eine Gemeinde aus.

Bacharach ist bekannt wegen seines vortreflichen Weinwachses. Der Muskatellerwein, welcher in dieser Gegend auf Schieferbergen wächst, hält die Vergleichung mit den berühmtesten Weinen aus, und wird unter allen teutschen Weinarten vielleicht allein, selbst einem verwöhnten Gaumen, mit den Reben am Rheine aussöhnen können. Nicht umsonst ließ sich Aeneas Sylvius, der nachher unter dem Namen Pius II. Pabst ward, jährlich ein Faß Bacharacher Muskatellerwein nach Rom kommen, und Kaiser Wenzeslaus, der im Jahre 1400. bei Oberlahnstein enthront wurde, entließ sogar für vier Faß Bacharacher die Stadt Nürnberg ihrer Pflichten gegen ihn, wofür sie ihm 20000 fl. geboten hatte. So kostbar aber auch der Wein ist, der hier wächst, so arm sind die Bewohner in den nahen Thälern Steg, Diebach und Manebach, die ihn bauen. Diese Weinorte haben einen großen Mangel an Korn, und kaum so viel Ackerland, um ihr Gemüs zu pflanzen.

Ehemals war hier ein sehr einträglicher Rheinzoll, welcher der goldene Zoll genannt wurde. — Zwischen der sogenannten Heilesen Insel, welche die Familie von Heiles als pfälzisches Lehn besaß, und dem rechten Rheinufer, Bacharach gegenüber, liegt der merkwürdige Stein, den die alte Regalienbeschreibung **Aram Bachi**, den Aelterstein, oder Altarstein nennt. Bei sehr niedrigem

Wasser kann er gesehen, aber die Buchstaben, die darauf eingehauen seyn sollen, können nicht gelesen werden.

Man begreift kaum, wie es möglich war, daß die preußische Armee hier am 25. und 26. Merz 1793. über den Rhein gehen konnte. Steile Ufer schließen zu beiden Seiten den Fluß ein; nur ein schwacher Raum ist da, um zwischen dem Gebürge und dem Ufer des Rheins hindurchzukommen.

Von Bacharach hat man noch 9 Stunden nach Coblenz, und eben so weit nach Mainz. Der Kurfürst von der Pfalz, Carl Theodor, ließ im Jahre 1754. nicht weit von der Stadt einen neuen Weg über das Gebürge anlegen, der sich zu Rheinböllen mit der Hauptstraße vereinigt, die nach Kreuznach und Stromberg führt.

Freundlicher als Bacharach ist das Aeußere des kleinen Städtchens Kaub am rechten Ufer, wo wir auf eine Viertelstunde ans Land stiegen, um den Zoll zu entrichten. Die Lage dieses Ortes und seine natürlichen Umgebungen gehören zu den schönsten, die man am Rheine sieht. Ich blieb am Ufer, und genoß mit frohem Herzen die prachtvolle Aussicht auf den Rhein, der hier noch immer zwischen hohen Gebürgen in mannichfaltigen Krümmungen da-

her rauscht, saß den Strom hinab im Hintergrund das Castell Schönberg und Oberwesel, vor mir die im Rhein auf einer kleinen Insel, wie ein Schiff schwimmende Festung, Pfalz oder Pfalzgrafenstein *), das Gegenstück zu dem Mäusethurm bei Bingen, in welche die Franzosen eine kleine Besatzung gelegt hatten, und am jenseitigen linken Ufer reiche Abwechselungen von grünenden Rasen, Felsen, Gebüsch und Obstbäumen. Hinter mir erhebt sich schützend über Kaub die Festung Gutenfels, die noch im Stande erhalten wird.

Unsere Reisegefährten, die Franzosen, befanden sich indeß immer neben uns in ihrem Nachen, der an unsere Jacht angebunden war. Hier saßen sie auf ihren Coffern, neckten sich unaufhörlich, und spielten oder sangen kleine

*) Die alten Chroniken und Reisebeschreiber dieser Gegend geben an, die Pfalz habe den ehemaligen Pfalzgräfinnen zum Aufenthaltsort während ihrer Schwangerschaft gedient, und sie seyen hier entbunden worden. Wahrscheinlicher ist dieses noch sehr gut erhaltene Fort in der Absicht erbaut worden, um im Kriege als ein fester Posten im Rhein zu dienen, und im Frieden die Schiffer zu zwingen in Caub den Zoll abzugeben.

lustige Arietten, die man in keinem Lande so häufig findet, als in Frankreich. Sie kannten jedes Dorf und jedes Städtchen, das wir passirten, genau, weil ihre Halbbrigade beständig bei der Rheinarmee gewesen war. Vielleicht hatten sie diesen Weg den Rhein hinauf und hinab schon fünfzigmale gemacht; denn es ist eine Maxime der Franzosen, die Truppencorps nicht lange an einem und demselben Orte zu lassen. Jetzt gestand mir einer der Chasseurs heimlich, daß ihr Bataillon zur Strafe von Castel nach dem Fort Ehrenbreitstein in Besatzung geschickt werde, weil es sich geweigert habe, das Brod anzunehmen, das man ihm dort von sehr schlechter Qualität gegeben habe. Die Festung Ehrenbreitstein sey die übelste Garnison in der Welt, weil man immer den hohen Berg ersteigen müsse, und weitläuftige Festungswerke zu besetzen habe. — „Aber was wollen wir machen? sagte er; indessen wird man uns wohl bald wieder ablösen, wenn wir uns gut aufführen! — Aber das Brod, fuhr er fort, war gar zu schlecht, und wir konnten uns kein anderes kaufen, weil wir kein Geld hatten."

Die gemeinen Chasseurs blieben immer im Nachen, und unterhielten uns durch ihre Gesänge und seltsamen Einfälle; nur der Sergeant und ein Corporal, welche das Comando hatten, kamen zu uns in das Zimmer der Jacht.

Der Sergeant war ein junger artiger Mann von etlichen 20 Jahren, der Corporal aber älter als dieser. Er hatte den Krieg vom Anfange an mitgemacht, und erzählte uns mit großer Beredsamkeit von den Schlachten, worin er war, und von den Gefahren, worin er sich befunden hatte. Auch zeigte er uns mehrere Blessuren, die er erhielt. Er stand bei der Sambre- und Maasarmee, die im Jahre 1794 das linke Rheinufer eroberte; diese ist von allen französischen Armeen diejenige, die sich am meisten durch ihre Wildheit furchtbar machte, und noch im Gedächtnisse jedes Rheinbewohners ist. Unser Corporal mochte dem Anscheine nach nicht der letzte gewesen seyn, wie es ans Verwüsten gieng; sein Gesicht trug das Gepräge der List, Verschlagenheit und eines barbarischen Muthwillens.

Auf dem Hintertheil des Schiffs stehend und die Aussichten genießend, die sich jeden Augenblick erneuert darboten, war mir der kleine Tambour am nächsten, der sich mit auf dem Nachen befand. Die Unterhaltung mit ihm war lustig genug. Ob er gleich noch keinen Feldzug mitgemacht hatte, sprach er doch mit großem Enthusiasmus von den Siegen seiner Landsleute, lobte die Kaiserlichen als gute Soldaten, die zu besiegen sehr ehrenvoll sey, und entschuldigte mit großer Schonung für seine Obern den übeln Zustand ihrer Montur.

Während wir sprachen, unterhielten sich seine Cameraden mit Cartenspielen. Da sie sämmtlich ohne Geld waren, so wurde demjenigen, der verloren hatte, allemal unter großem Jubel und Gelächter der übrigen eine hölzerne Brille auf die Nase gesetzt, die er so lange tragen mußte, bis wieder ein anderer verlor. Mein kleiner Tambour wollte mich überreden, daß diese Strafe des verlornen Spiels ein größeres Vergnügen gewähre, als wenn seine Cameraden um Geld spielten, weil ein Soldat seinen Sold sehr nöthig braucht. Ich wußte aber nur zu gut, daß dieses in den französischen Armeen sehr gewöhnliche Spiel nur dann gespielt wird, wenn die Soldaten kein Geld haben, welches hier, wie ich genau wußte, der Fall war, was aber mein Trommelschläger verbergen wollte. — Endlich hörten die Soldaten zu spielen auf, und der Tromelschläger nahm die Karte in die Hand. Ich bot ihm an, ob er mit mir spielen wollte; überzeugt, daß er kein Geschenk von mir annehmen würde, wollte ich absichtlich im Spiel einige Sols an ihn verlieren. Wir fiengen eine Parthie zu spielen an. Ich bekam bessere Karten, als er, spielte aber absichtlich falsch, um zu verlieren. Als ich ihm das Geld geben wollte, weigerte er sich, es anzunehmen. Ich hätte absichtlich verloren, sagte er, er könne das Geld nicht annehmen! Nur mit Mühe drang ich es ihm auf.

Von diesem Ehrgefühl und dieser Delikatesse kann man bei den Franzosen unendlich viele Beispiele sehen, selbst der gemeinste Mensch unter ihnen verlangt eine Art von anständiger Behandlung, und hat ein Selbstgefühl, welches leider in Teutschland dem gemeinen Mann ganz fehlt. Als eines Tages ein Detaschement Reuter in der größten Sonnenhitze vor den Thoren vor Frankfurt campirte, vor dem ich spazieren gieng, und in das sie leicht hinein durften, hörte ich diese Soldaten sehr nach Getränke seufzen. In der Vermuthung, daß sie wahrscheinlich kein Geld hätten, Bier zu kaufen, bot ich einem Reuter eine Kleinigkeit an Gelde an, um durch einen Knaben, deren es viel unter den Zuschauern gab, einige Maas Bier holen zu lassen. Der Reuter antwortete mir mit großer Höflichkeit, daß er und seine Kameraden sehr für das Geld dankten, wenn ich aber durch den Knaben etwas Bier wollte holen lassen, so würden sie die Ehre haben, meine Gesundheit zu trinken. Dieß geschah. Der Reuter, der das Bier annahm, bot mir das erste Glas an, und trank dann auf mein Wohlseyn.

Seit etwa einem Jahre ist die Zucht unter den französischen Armeen auf eine Art hergestellt, die ihnen zur größten Ehre gereicht. Ihre Brigaden sind nicht mehr jene raubsüchtigen zerstörenden Horden, die alles verwüsteten,

wo sie hinkamen; sie haben jetzt Achtung für ihre Offiziers, und jeder Subordinationsfehler oder jede andere Ausschweifung wird streng bestraft. Diese Strafe besteht zwar nur in Gefängniß, aber sie ist dem Franzosen schmerzlicher, als der Stock dem Oesterreicher. Dieser würde gern ins Gefängiß gehen, und sich niederlegen und schlafen; jener ist höchst ungern allein und unbeschäftigt. Eine lange Gefangenschaft ist ihm bei seinem lebhaften Temperament unerträglich.

Wenn man gewöhnt ist, teutsche Truppen zu sehen, die Orduung unter ihnen, die gleichförmige Kleidung bis auf den geringsten Knopf, diesen festen Marsch, und man sieht nun diese leichtfüßigen, übel und ungleich gekleideten, dem Anschein nach schwächlichen Menschen, so begreift man nicht, wie es möglich ist, daß diese jemals über jene einen Sieg erringen konnten. Aber man ist gewohnt, jene martialischen Spiegelfechtereien für das Wesentliche des Soldaten zu halten, und denkt nicht daran, daß dieser kleine gewandte Mensch voll Muth ist, und seine Waffen mit großer Geschicklichkeit zu brauchen weiß. Wenn ein französisches Corps organisirt wird, so ist das erste, was der neu gemachte Soldat erhält, Flinte und Patrontasche; er lernt exerciren und erhält dann erst, lange hernach oft, seine Montur. Bei andern Truppen ist es umgekehrt.

Da, wo Mann gegen Mann ficht, was oft bei den Tirailleurs der Fall ist, erhält der Franzos ein großes Uebergewicht über den Teutschen, durch die Geschicklichkeit in der Fechtkunst, in der sich jeder Franzos ohne Ausnahme übt. Ich sahe zu Mainz in einem Bierhause eine Menge Soldaten sich täglich versammeln, um mit Rappieren zu fechten. Der Ueberwundene mußte eine Strafe an Bier bezahlen. Während des Gefechts standen alle übrigen um die Kämpfenden herum, und urtheilten über ihre Geschicklichkeit. Ueberhaupt werden alle Streitigkeiten zwischen den französischen Soldaten mit dem Degen entschieden. Bei keiner Armee in der Welt giebt es so viele Duelle, als bei der französischen, aber bei keiner findet man aber auch so viele geschickte Fechter.

Erst der gegenwärtige Krieg hat die Franzosen zu Soldaten gemacht. Zwar von jeher tapfer und voll Nationalstolz, waren sie das nicht, was sie jetzt sind. Ich kenne kein Volk, das so sehr gleichgültig gegen den Tod war, als dieses. Als vor einigen Jahren zu Aachen eine Revolte unter den Soldaten ausbrach, wurden 8 der Rädelsführer zum Tode verurtheilt. Sie sollten erschossen werden. Sie wollten sich die Augen nicht verbinden lassen, sondern faßten einer den andern an die Hand, und standen so ruhig ihren Cameraden gegenüber, die ihnen

den Tod geben sollten. Die Grenadiers schoßen. Sieben stürzten todt nieder; durch ein wunderbares Ungefähr war der achte nicht getroffen; er stand noch lebend da, sah auf seine todten Brüder, dann auf die Schützen und rief: Allons Grenadiers! jettés moi sur mes Camerades! Man lud aufs neue, und er sank sterbend nieder: aber ich glaube, er hätte zu leben verdient.

Nachdem meine Reisegefährten einige Erfrischungen eingenommen hatten, fuhren wir von Caub ab. — Das nahe Oberwesel hat ein heitereres Ansehen, als die Stadt Bacharach. Aber sie ist sehr von ihrem ehemaligen Glanze herabgesunken Im 12ten Jahrhundert war sie noch eine Reichsstadt, kam aber 1312 an Kur-Trier und wurde dem Trierischen Amte Boppard einverleibt. Seitdem erfuhr sie im Jahre 1689. das traurige Schicksal von den Franzosen verbrannt zu werden. Ihre zahlreiche Bevölkerung und ihr einträglicher Handel verlor und vertheilte sich unter andere rheinische Städte, ihr gothisches großes Rathhaus zerfiel in Trümmern, und nur der Weinbau und ein Antheil an der Rheinschifffahrt ernährt die Einwohner. Jetzt gehört sie zum Canton Bacharach.

Noch diesseits Oberwesel am linken Ufer und weiter hinab am rechten findet man eine Menge Schiefer, der hier gebrochen, geladen, und den Rhein

hinauf und herab geführt wird. Von hier rühren die meisten Schiefer her, womit am ganzen Rhein die Häuser gedeckt sind.

Gegen der Stadt über auf dem rechten Rheinufer erhebt sich der Rostein, ein steiler Felsen, der von oben bis unten mit Reben bepflanzt ist, die einen vortrefflichen Wein geben. Er gehört mit zu den bessern Sorten, die am Rheine wachsen.

Gleich unter Oberwesel macht der Rhein eine Krümmung zur Rechten. Die Gegend wird wilder und einsamer, kühner steigen die Felsen empor, und rauschender strömt der Fluß über einzelne Felsenstücke, die sich theils unter der Oberfläche des Wassers zeigen, theils über seinen Spiegel erheben. Schon frühzeitig tritt hier das Dunkel in das Thal, das der Fluß bewässert; nur ein schmaler Weg bleibt für den Fußgänger übrig. Die Weinberge haben hier ein Ende; Felsen, Gebüsche und Bäume stehen in wilder Unordnung untereinander, die Natur vollendete hier ein Meisterstück des Romantischen und Schauerlichen.

Am rechten Ufer sieht man bald eine Felsenmasse voll hoher Pracht hervor treten, die der Schiffer mit einem freudigen Ruf begrüßt. Sie giebt schnell und deutlich den Ruf zurück, der durch die dunkeln Gebürge wiederhallt. Die geschwäz

zige Echo wohnt dort in jener Felsenmasse, dem Lurleiberge, schon oft besungen uud von allen Reisenden begrüßt. Unsere Franzosen besonders konnten nicht aufhören, zu singen und zu rufen. Einer sagte: J'aime beaucoup cet Echo; elle parle aussi français!“

Auf der linken Seite des Rheins macht seine Krümmung einen Busen, dessen Ufer mit Fischerkähnen und Netzen bedeckt ist. In dem Busen scheint der Strom still zu stehen, um seine lebendigen Schätze den armen Bewohnern dieser Ufer zu bringen, die hier fast allein vom Fischfang leben. Alles ist ruhig und still in diesem Umkreise. Uns ist die Sonne hier schon längs untergegangen, während sie meinen Freunden jenseits der Gebürgsufer noch leuchtet. Aber voll unendlichen Zaubers ist die Einsamkeit dieser Gegend. Nur hier und da verstecken sich einige kleine Dörfer in enge Thäler, die sich landeinwärts ziehen.

Sonderbar krümmt sich der Fluß durch diese Gebürge, die immer neue Ansichten und Abwechselungen gewähren. Bertola findet diese mannichfaltiger und schöner als in den Alpen. Nicht fern mehr von St. Goar, das einen unendlich schönen Anblick gewährt, hat man noch eine gefährliche Stelle zu passiren. Es ist die sogenannte Bank von St. Goar, die bei kleinem Wasser gefährlicher zu passiren ist, als

das Bingerloch. Aber schnell führte uns und ohne Gefahr der rauschende Strom über die Felsen unter dem Wasser.

Nicht so glücklich waren wir etwas weiter oben bei einigen Felsen, die unter dem Wasser versteckt waren. Ruhig schwammen wir auf dem Flusse dahin, nahe am linken Ufer; niemand ahndete Gefahr, ich stand im Hintertheil der Jacht, ein Glas Wein mit Selterser Wasser zu mischen, als auf einmal das Schiff mit unglaublicher Heftigkeit auf einen Stein stieß — alles was darin war, stürzte mit großem Geräusch um, die Frauenzimmer fiengen ein gewaltiges Geschrey an, die Franzosen lachten und fluchten, ich fühlte das Schiff vom Strome seitwärts geworfen, und in der heftigsten Bewegung; der Wind, der etwas heftiger geworden war, riß an dem Segel; — besonnen warf ich mich aus der Jacht in den Nachen der Franzosen; er war nicht aufgefahren, weil er nicht so tief unterm Wasser gieng, als unsere Jacht. Ich rief den Chasseurs zu, die Stricke abzuhauen, womit der Nachen an das Schiff befestigt war, — schon zogen ein paar Jäger ihre Säbel, um es zu thun, als das Schwanken des Schiffes aufhörte, und die Gefahr des Untergangs vorüber war. Die umgefallenen Tische und Gläser wurden wieder aufgeboben, man setzte sich wieder nieder, aber noch war alles voller

Schrecken. Dieser machte besonders einen heftigen Eindruck auf eine schwangere französische Offiziersfrau. Wir fürchteten sehr viel für ihre Gesundheit. — Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß bei meinem Sprung in den Nachen meine Flasche Rüdesheimer vermuthlich in den Rhein gefallen war. Sie war nirgends zu finden. Aber ein noch wesentlicherer Verlust war die verlorne feuille de route oder Marschroute des französischen Sergeanten, die ich ebenfalls in der Hand gehabt hatte, ehe wir auf den Felsen fuhren. Sie war nirgends zu finden, und doch bedurfte ihrer der Sergeant, um seinen Leuten in Bappard Lebensmittel und Quartier zu schaffen. Zufällig fand sie sich endlich, nachdem sie schon gänzlich verloren gegeben war, zwischen den Coffern im Nachen wieder.

Der Schiffer, der uns jetzt die überstandene Gefahr so gering als möglich vorzustellen suchte, schob die Schuld dieses Unfalls auf die Ungeschicklichkeit seines Gehülfen. Wahrscheinlich hatte die geringe Wasserhöhe ihn in Ansehung des Orts getäuscht, wo wir uns befanden. Man nennt, wie ich hernach erfuhr, die unter dem Wasser befindlichen Felsen, über die wir fuhren, die Jungfern; diesen Weg im Rhein zu nehmen, ist nicht gewöhnlich. Wahrscheinlich bewog ihn das niedrige Wasser dazu, und vielleicht bedurfte es nur eines klei=

nen Irrthums, der hier auf dem Wasser so leicht möglich als verzeihlich ist, um an die Felsen zu stoßen, obgleich die Schiffer auf dem Rhein, besonders die Rüdesheimer, jeden Stein und die jedesmalige Wasserhöhe darauf mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit kennen.

Voll unnennbaren Zaubers ist die Gegend von St. Goar. Diese und die von Bingen sind die schönsten am Rhein. Aber das Urtheil darüber hängt, wie Bertola mit vielem Recht sagt, von dem Charakter und der Gemüthsstimmung des Betrachtenden ab. Die Gegend von Bingen hat eine viel größere Mannichfaltigkeit als diese. Den Fluß hinauf sieht man das lachende Rheingau, die schönen Flecken und Dörfer, das freundliche Rüdesheim und den breiten langsam fließenden Strom. Hinabwärts blickt man in das enge dunkle Thal, dem er schon zusammengedrängter entgegeneilt, in die steilern Gebürgmassen, in das dem Auge noch unbekannte Land! Hier bei St. Goar weht stille Ruhe und heiterer Friede. Der Strom fließt hier sanft in einem breiten Bette; die Berge treten zurück, und bilden mit ihm einen Busen, auf dem St. Goar erbaut ist. Das Städtchen ist freundlicher und heiterer als irgend eines der kleinern am Rhein. Dieses kleine und nette Ansehen erhält es durch die neuerbauten Häuser, da es mehreremal

durch Feuersbrünste heimgesucht wurde. Aber auch die Einwohner unterscheiden sich auf eine vortheilhafte Art von denen übrigen am Rhein durch Cultur und Industrie. Man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie nicht von Pfaffen und Aberglauben niedergedruckt wurden. Vor dem Kriege trieben die Einwohner einen starken Leinwand- und Viehhandel, der aber jetzt größtentheils daniederliegt. Eben so wichtig war der Handel mit hier gefangenen Fischen, besonders Salmen oder Lachsen, die sehr weit verschickt werden. Jetzt ruht dieß alles größtentheils, aber man findet hier doch weniger Unzufriedenheit der Einwohner mit ihrer jetzigen Verfassung, als in den andern Orten am linken Rheinufer.

Jetzt ist St. Goar der Hauptort des 22. Cantons im Rhein- und Moseldepartement. Dieser Canton besteht größtentheils aus dem ehemaligen Hessischen Amte Rheinfels, das einen Theil der auf der rechten Rheinseite liegenden hessischen Niedergrafschaft Catzenelnbogen ausmachte. Das Amt Rheinfels bestand aus 5 Dörfern und 7 Höfen; diese und einige ehemals Trierische, Pfälzische und gräflich Metternichsche Gemeinden machen jetzt den Canton St. Goar aus.

Aus einer sehr gewöhnlich verachteten Nation entsprossen, lebt ein Greis in St. Goar,

der sich die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade erworben hat. Es ist der Jude, Bürger Wolf, der lange Präsident der dortigen Municipalität war, und jetzt bei der Einführung der Marie'n, auch zum Maire von St. Goar ernannt worden ist. Ich habe keinen Einwohner von St. Goar anders als mit Achtung und Zutrauen von diesem Manne reden hören.

Hoch über der Gemeine St. Goar ragen die Ruinen der Festung Rheinfels hervor. Diese Bergfestung, im Jahr 1245 von Diether, dem ersten Grafen von Catzenelnbogen erbaut, hielt im dreißigjährigen Kriege eine harte Belagerung aus, ohne daß der Feind seinen Zweck erreichen konnte. Sie widerstand ferner im Jahr 1692. dem französischen General Tallard, der sie mit 24000 Mann 4 Wochen lang belagerte, da die Hessen sie tapfer vertheidigten. Im Jahre 1758. ward sie von den Franzosen unter dem Comando des Marschalls von Castries mit Capitulation eingenommen, nach dem Ryswicker Frieden aber 1763. wieder zurückgegeben.

Anders war es im Jahre 1794. Als damals die Franzosen unter Jourdan Herrn des linken Rheinufers wurden, und Coblenz eingenommen hatten, setzten sie sich unter dem General Vincent in Marsch, um Rheinfels zu erobern. Ob sie gleich in diesem Augenblick gerade nicht

hinlänglich mit Mannschaft und Geschütz versehen war, um eine lange Belagerung auszuhalten, so konnte man doch erwarten, daß sie sich wenigstens einige Zeit vertheidigen würde, zumal, da ihre Verbindung mit dem rechten Ufer des Rheins nicht abgeschnitten werden, und sie in zwei forcirten Märschen auf Hülfe aus Hessen rechnen konnte. Selbst der General Jourdan erwartete längern und heftiger Widerstand, und gab Befehl zur Belagerung. Die Vertheidigung der Festung war einem Manne anvertraut, der seinen Adel und seine Generalwürde allein seinen Verdiensten und seiner im vorigen Kriege oft bewiesenen Tapferkeit verdankt, und da dieser General von Resius noch Männer, wie Malsburg und Lenz, zu Kriegsgefährten hatte, die sich in Nordamerika und im Feldzuge von 1793. als gute Soldaten bekannt gemacht hatten, da ferner nach der feindlichen Angabe die Festung mit allem Nothwendigen gut verse en war, so war man unbesorgt wegen ihrer. Der Landgraf, der dem Comandanten befohlen hatte, sich aufs hartnäckigste zu vertheidigen, und ihm Hülfe an Soldaten und Geschütz versprach, setzte sich mit einem auserlesenen Corps in Marsch, und schon hatte er Frankfurt passirt, als er die Nachricht erhielt, daß die Festung im Besitz der Franzosen sey. In einem Kriegsrath, den der Comandant hielt, stimmten sämmtliche Staabsoffiziers auf eine unbe-

greifliche Art für die Räumung der Festung. In der Nacht vom 1. und 2. November wurden sämmtliche Truppen auf das rechte Rheinufer übergesetzt, ohne daß die Franzosen noch irgend einen ernstlichen Angriff gemacht hatten. Am auffallendsten war es, daß der Comandant Geschütz, Munition, Feuergewehre und Montirungsstücke, welches er alles hätte retten können, zuruck ließ, und dadurch sich und sein Militär beschimpfte, da der Feind mit einer solchen Eroberung, die der panische Schrecken sogar den tapfern Hessen abgejagt hatte, sich nicht wenig zu Gute that.

General Resius befand sich nun mit seinen Truppen, die sogar aus lauter Eile Tornister und Bagage zurückgelassen hatten, auf dem rechten Rheinufer. Die Franzosen recognoscirten; — sie wagten sich näher, es schien ihnen unbegreiflich, daß alle Batterieen schwiegen; einige Wagehälse kamen näher, und erfuhren mit Erstaunen von den Bürgern, daß die Festung leer sey, worauf sie solche dann in Besitz nahmen.

Der Landgraf bestrafte die Feigheit und den Ungehorsam des Commandanten und der übrigen Offiziers. Ein Kriegsgericht verurtheilte den General v. Resius zum Tode durch das Schwerdt, und der Obrist Lenz sollte fusillirt werden. Die übrigen Offiziers erhielten verhältnißmäßige

Strafen. Der Landgraf verwandelte beide Strafen in lebenslänglichen und 15jährigen Festungsarrest. Kein Offizier von dem ganzen Truppencorps blieb verschont; der Landgraf rächte, wie einst Friedrich II. an dem Regiment Anhalt-Bernburg, den Schimpf, den sein Heer durch diese Feigheit erlitt. Das Regiment Hanstein verlor seinen Namen, wurde in der Liste ausgestrichen, und Offiziers und Gemeine unter die Depotbataillons versetzt *).

Jetzt ist Rheinfels keine Festung mehr; die Franzosen haben sie geschleift. Ihre starken Mauern, Thürme und Bastionen liegen zertrümmert da.

Der Verlust, den die Häuser Hessen-Cassel und Rotenburg durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich erlitten haben, ist unbedeutend im Verhältniß gegen den minder mächtigen Fürsten. Der auf dem linken Ufer des Rheins liegende Antheil der niedern Grafschaft Catzenelnbogen beträgt in Allem nur eine Quadratmeile, auf der aber 6000 Menschen lebten. Die Einkünfte davon betrugen mit Ein-

*) S. den franz. Freiheitskrieg am Oberrhein, der Saar und Mosel in den Jahren 1793. und 1794. Frankf. 1796. S. 301. u. ff.

schluß der beiden Häusern gemeinschaftlichen Rheinzolls von St. Goar 75000 fl.

Zu diesem Verlust kommt noch der der kleinen Herrschaft Wasserburg im Niederelsaß. Diese enthält kaum eine Viertel Quadratmeile, worauf 800 Menschen wohnen, und welche dem Landgrafen von Hessen-Cassel ohngefähr 8000 fl. eintrug. Der Friede läßt ihm eine größere Entschädigung hoffen, als der Verlust war.

Es ist ein reicher Genuß an einem schönen Sommerabend in St. Goar zu seyn. Der Rhein ist hier so schön, überall weht stilles Leben der Natur und sanfter Friede. Ich habe solche Abende hier genossen, und ich werde mich ihrer immer gern erinnern, wie man verschwundener froher Stunden denkt. Ich gieng bis die Nacht kam am Ufer spazieren, aber sie brachte mir neue Freude. Die Sonne sank, der Mond gieng über dem Gebürge auf.

Wer die Natur liebt, und gute Menschen lieben sie, der weile hier einen Abend im Sommer am Ufer von St. Goar! Unverkünstelt ist die Natur ringsumher, nicht schreckensvoll und wild, aber voll sanften Ernstes. Wenn die Sonne untergeht, und der Mond steigt, bringen Licht und Schatten immer neuen Wechsel der Formen hervor, aber sie sind immer lieblich und freundlich. Die alte Vestung Neu-Caz-

zenelnbogen, oder auch gewöhnlich nur die Katz genannt, welche noch erhalten wird, ist St. Goar, gegenüber kühn auf die Spitze eines steilen Felsens erbaut, und erhöht das Feierliche dieser Gegend. Aber ich wünschte, ihr in diesem romantischen Lande einen romantischen Namen *). An ihrem Fuße liegt das Dörfchen Goarshausen.

Auf dieser Reise war es mir nicht vergönnt des Nachts in St. Goar zu bleiben, weil der Schiffmann und meine Reisegefährten eilten nach Coblenz zu kommen. Aber ich habe bei meinen kleinen Streifereien in diesen Gegenden den Aufenthalt in St. Goar wiederhohlt, und immer neue Freuden daselbst gefunden. Jetzt war es 6 Uhr Abends, als wir von St. Goar abfuhren, um noch vor Nachts Boppard zu erreichen, und am andern Morgen früh in Coblenz zu seyn. Boppard ist von St. Goar 2 Stunden entfernt.

Unterhalb St. Goar werden die Dörfer wieder häufiger, aber ihr Aeußeres verkündet

*) Diese Festung wurde im Jahre 1343. vom Grafen Johann von Catzenelnbogen erbaut, und zum Unterschied des Schlosses Alt-Catzenelnbogen zwischen Hohenstein und Diez, das neue genannt.

nicht den Wohlstand, den man oben im Rheingau bemerkt. Sie sind klein, und die Häuser alt und zerfallen. Mit geringem Ackerbau, nur von dem sparsamen Weinwachs und Fischfang sich ernährend, leben die Einwohner in der höchsten Dürftigkeit, die der lange Krieg noch vermehrt hat. Dann und wann sieht man mitten unter den Wohnungen der Armuth, ein stolzes Gebäude eines geistlichen Hirten. Die Orte von St. Goar bis Boppard auf dem linken Ufer heißen: Hirzenach (mit einer Probstei, die sonst zur Abtei Siegburg gehörte) Weiler, Salzig und das Franziskaner-Nonnenkloster St. Martin. Zur rechten sieht man Welmich, hinter welchem das alte Ritterschloß Thurnberg, oder die Maus, in seinen Ruinen liegt, Ehrenthal, Kestert, die alten Burgen Liebenstein und Sternenfels, oder die zweeen Brüder, das Kapucinerkloster Bornhofen, Kamp, und ein Augustiner-Nonnenkloster.

Die Fahrt von St. Goar bis Boppard gewährt viele Abwechselungen in Ansehung der Formen der Berge, und der größern oder mindern Breite des Flusses, der sein Bett bald erweitert, bald verengert und in mancherlei Krümmungen fließt. In der Gegend von Ehrenthal sind Blei- und Kupferminen, die aber alle aus Mangel an Industrie und wegen des Krieges unbenutzt blieben. Weiter hinab sind die

Ufer wieder reich an Schiefer, der hier häufig gebrochen wird. — Weiler, ein kleines Dörfchen, liegt versteckt, aber romantisch, und Salzig ist mit einem Wald von Kirschbäumen umgeben, von denen die Einwohner, wie man angiebt, jährlich für 7 bis 8000 fl. Früchte verkaufen. Eine hier befindliche Salzquelle, wovon der Ort den Namen zu haben scheint, wird nicht benutzt.

Bei Kestert wendet sich der Rhein schnell zur Linken; ihm gegenüber drohen schroffe Felsen, aber der Fleiß des Menschen gewinnt ihnen dennoch Wein ab, und die Natur hat ihre Scheitel mit grünem Laubholz gekrönt. Weiter hin sieht man die Trümmern jener alten Burgen aus verflossenen Jahrhunderten, die Brüder, Sternenfels und Liebenstein. Die Jünglinge aus grauen Zeiten sind zu Greisen geworden, die ihrer Vernichtung sich nähern. Gleich unter ihnen windet sich ein Thal zwischen die Gebürge hin, in dem der berühmte Wallfahrtsort Bornhofen liegt, Ein paar Capuziner daraus giengen vor dem Kloster am Ufer spazieren. Unsere Schiffer unterlassen nicht, vor jedem Kloster am Ufer, das wir passiren, die Hüte abzuziehen. — Die schönen Zeiten der Mönche an den Ufern des Rheins sind vorüber. Um das Gelübde der Armuth desto besser zu beobachten, haben ihnen die Franzosen so viel von ihren irrdischen Schätzen

abgenommen, daß ihnen an vielen Orten wenig übrig geblieben ist, ihr Leben zu fristen. Aber der Geist des Mönchthums weht noch überall. — Bornhofen ist übrigens nicht viel minder berüchtigt, als Wallfahrtsort, wie oben bei Aßmanshausen die Noth Gottes. Hieher, wie dort, kommen unzähliche Menschen Heerdenweise, um nach ihrer Meinung Gott mit dummem Geplärr zu dienen, sich und ihren Kindern das Brod zu stehlen, und Gelegenheit zur Liederlichkeit und zugleich Ablaß dafür zu finden. Aus den finstern Gegenden des Rhein- und Moseldepartements sind die Besucher besonders zahlreich in diesem Kloster, weil man ihnen dort die Freiheit genommen hat, öffentliche Prozessionen zu halten.

Vom Kloster Bornhofen zieht sich eine Nußbaumallee bis zum Dorfe Kamp. Wiesen, Weinpflanzungen und Gebüsch wechseln in lieblichen Mischungen miteinander ab. Unterhalb des Dorfes erweitern sich die Ufer des Flusses; die Berge treten zurück, und das Wilde, Felsige und Schroffe derselben verwandelt sich hier und da in sanftere Wölbungen, die mit Bäumen und Weinbergen geschmückt sind. Der Rhein wendet sich ein wenig zur Linken, und von düsteren braunen Mauern eingeschlossen, liegt das alte Boppard am linken Ufer des Stroms, der hier in seinem breiten Bette langsam dahin gleitet.

Von dem hohen Alterthume dieser Stadt zeugt schon ihr Aeußeres, ihre finstern schwarzen Häuser, die engen Straßen und das dunkle Thor, in dem man am hellen Tage den Hals brechen kann. Es war Abends, aber der Mond schien, als ich noch darin herumwandelte, doch sahe ich keine menschliche Seele. Einsam stand in der alten Stadt ein moderner Freiheitsbaum, ich glaubte in einem ausgestorbenen Orte zu zu seyn. Ihr Glanz, als ehemalige Reichsstadt, ist schon seit Jahrhunderten gefallen; sie wurde im 14ten Jahrhundert vom Kaiser Heinrich dem Siebenten seinem Bruder, dem Erzbischof Balduin von Trier zum Geschenk gemacht, aber die Bürger widersetzten sich mit Gewalt dem Verlust ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Nun wurde sie belagert, zum Theil verbrannt, und dadurch, wie man zu sagen pflegt, zum Gehorsam gebracht.

Seitdem war sie eine Trierische Oberamtsstadt, wozu 34 Ortschaften gehörten; seit der französischen Eroberung ist sie der Hauptort eines Cantons, des Canton Boppard, geworden, der zum Rhein- und Moseldepartement gehört. Dieser besteht mit Ausnahme der ehemals Kurköllnischen Gemeinde Rhense und den zwischen Cölln und Trier ehemals gemeinschaftlichen Orten, Alken und Oberfell, blos aus ehemaligen Trierischen Gemeinden; ein großer Theil derselben, liegen, so wie Boppard, am

Rhein, die übrigen aber im Gebürge. Die Cantone Coblenz, St. Goar und Treiß umgeben ihn.

Boppard ist reich an Klöstern. In der Stadt sind allein 3 Klöster und ein Dekanat, und nahe dabei am obern Theil der Stadt liegt die adliche Benedictinernonnen-Abtei Marienburg. Ich wußte, daß ein französischer Offizier von meiner Bekanntschaft hier in Boppard Commandant war. Da es in den Klöstern, ohnerachtet mancher verlornen Einkünfte doch immer noch gut leben ist, so hatte er seine Commandantenschaft in diesem aufgeschlagen. Ich gieng ihn zu besuchen, und traf ihn mit allen seinen vornehmen Wirthinnen an der Tafel. Mit schnellem Blick musterte ich die schwarz und weißgekleideten Damen, aber nicht eine schien mir von der physischen Beschaffenheit zu seyn, um der bösen Welt Stoff zu allerlei Anmerkungen zu geben, wie das sonst sehr leicht der Fall ist, wenn französische Offiziers mit teutschen Frauenzimmern unter einem Dache hausen.

Die meisten und besten Reisebeschreiber, welche auf dem Rhein gereist sind, finden die Gegend von Boppard sehr schön und romantisch. Forster, Becker, der Verfasser der Reise auf dem Rhein, und mehrere andere rühmen sie sehr, und ich bin ihrer Meinung; denn

der breite Rhein bildet hier einen großen schönen Spiegel, mit schöngewölbten Berggipfeln, voll Laubholz eingefaßt. Aber der Abt Bertola muß diese Gegend in einer sehr übeln Laune gesehen haben; denn er setzt sie aufs Aeußerste herab. Er sagt: „die Gegenstände in den Umgebun„gen von Boppard liegen auf eine höchst unbe„stimmte Art zerstört. Sie scheinen nicht von der „Hand einer geistreichen, sondern vielmehr „einer blöden und dumpfsinnigen Na„tur geordnet zu seyn. Diese Berge passen „nicht für diesen Fluß; diese Gebüsche har„moniren nicht mit diesen Hügeln; diese Thä„ler und Klüfte stehen in keinem Verhältnisse „mit diesen Höhen, ihre wellenförmigen Um„risse sind gezwungen und hart. Die bun„ten Flecken, mit denen sie gleichsam bestreut „sind, stehen ohne Abstufung zusammen, und „schmelzen nicht in einander; ihre schnei„denden Contraste geben dem ganzen Colo„rit eine unangenehme Härte. Die Winkel, „die Terrassen, die Abtheilungen der Ber„ge lassen dem Helldunkel keinen Raum. Mit „einem Worte, es ist hier kein Plätzchen, wo „man wünschen möchte, sich selbst zu leben, „wo man träumen könnte, glücklich zu seyn (!!) „So reich sich auch hier die Natur dem Au„ge zeigt, so hat doch das Herz Mühe, sich „zu bereden, daß es hier glückliche Menschen „gebe!“

Dieses letztere könnte vielleicht aus andern Gründen wahr seyn, aber wie daran die Umgebungen von Boppard schuld seyn sollen, oder der Mangel der Harmonie der Gebüsche mit diesen Hügeln, das Unverhältnißmäßige der Thäler und Klüfte und die andern Fehler, die er daran bemerkt, ist sehr schwer einzusehen, und wahrscheinlich hat keiner der hier wohnenden Menschen noch je daran gedacht, sein Unglück in diesen angeblichen Fehlern zu suchen. Und wie kann man die große Natur hier blöde und dumpfsinnig nennen? — Wenn man zu viel sagen will, sagt man oft nichts, und die Reisenden, welche jeden Strauch und jeden Hügel in einer Gegend untersuchen können, sind gewiß nicht fähig, die Eindrücke gehörig zu empfinden, die das Ganze macht.

Bigotterie und Fanatismus spucken übrigens in Boppard und der benachbarten Gegend so sehr, als ehedem; ja dem unwissenden Pöbel sind seine Mirakelbuden, seine Heiligenbilder und Pfaffen noch lieber geworden, seitdem die Gefahr ihres Verlustes sich näherte. Bei dem Windhauserhofe, nicht weit von der Gemeine Hirschwiesen, stand eine Capelle mit einem Heiligenbilde, die der Besitzer der Meierei vor mehreren Jahren hatte erbauen lassen. Der Lerm über dieses mirakulöse Bild ward so groß, daß schon die ehemalige Trierische Regierung die Abschaffung dieser Mißbräuche befahl, und das

Bild wegnehmen hieß. Der Pachter, vermuthlich auf Anstiften der Pfaffen, stellte vor zwei Jahren das Bild wieder her, ließ es dem Volke sehen, und erpreßte unter dem Vorwand, das Bild kleiden und verzieren zu lassen, ansehnliche Summen von den leichtgläubigen Menschen in den Cantonen Boppard, Treiß, Zell ꝛc., die er wahrscheinlich mit den Pfaffen theilte. Es wurden Prozessionen dahin angestellt, und große Haufen Menschen versammelten sich dort zur Anbetung des Bildes, ja ein Friedensrichter des Cantons Treiß, ein ehemaliger Pfaff, Namens Rosenbaum, las zu Obergundershausen den Leuten, die sich dahin begeben wollten, eine große Messe, und bestärkte sie durch seine Reden in ihrem Fanatismus. — Die Centralverwaltung des Rhein- und Moseldepartements zu Coblenz nahm endlich Maasregeln gegen diese Thorheiten. Sie erließ unterm 18. Messidor des 7. Jahres einen Beschluß, der diesem Unwesen auf eine Zeitlang ein Ende machte.

„In Erwägung, heißt es darin, daß der Fanatismus die übelsten Folgen für die öffentliche Ruhe haben kann, und daß er ganz ausgerottet, und vom Gebiete der Republik verbannt seyn soll;

„In Erwägung, daß diese Betrügereien den nachtheiligsten Einfluß auf jeden Hausvater haben, dessen Familie die kostbarste Zeit

zur Arbeit im Müßiggange verliert, wenn sie diesen heiligen Possen nachläuft, und sich von diesen Gaunern um ihr Geld prellen läßt, die es verschwelgen, und dann noch über die Einfalt der getäuschten Personen ins Fäustchen lachen;"

„In Erwägung, daß durch diese Wallfahrten die guten Sitten verdorben werden, daß der Mann seine Gattin, und die Gattin ihren Mann betrügt, daß die Tochter dort ihre Ehre verliert, und der Sohn den Verführungen liederlichen Dirnen unterliegt, die ihren Aufenthaltsort gewöhnlich an solchen Orten haben;"

„In Erwägung, daß alle diejenigen, welche diese Wallfahrten mitmachen, so wie die, welche den Aberglauben befördern, wider das Gesetz handeln; — beschließt, nach Anhörung des Regierungs-Commissairs:

1) der Bürger Schaak, Commissair des vollziehenden Directoriums bei der Municipal-Verwaltung von Boppard ist zum Special-Commissair ernannt.

2) Er soll sich auf der Stelle mit einigen Compagnieen Soldaten nach der Meierei Windshausenhof begeben, die Capelle einreissen, und den Heiligen daraus wegnehmen, und nach Coblenz bringen lassen.

3) Der Divisions-General Freitag soll dem zufolge eingeladen werden, Befehl zu geben, daß einige Compagnieen Militair dem Civil-Commissair an den gedachten Ort begleiten, die in die der Capelle benachbarten Gemeinen Hirschwiesen, Ober- und Nieder-Gondershausen und Marschhausen einquartirt werden, und so lange darin bleiben sollen, bis daß die Centralverwaltung von dem Aufhören dieser Prozessionen überzeugt seyn wird.

4) Der Comandeur dieser Truppen wird ersucht, die Wallfahrer nach diesem Ort zu zerstreuen, und die Anführer auf der Stelle zu arretiren.

5) Der Pachter des Windhauserhofs soll dem öffentlichen Ankläger denoncirt werden, welcher ersucht werden wird, ihn arretiren und vor Gericht führen zu lassen.

6) Der Friedensrichter des Cantons Treiß, Rosenbaum, soll ebenfalls dem öffentlichen Ankläger denoncirt werden.

7) Gegenwärtiger Beschluß soll übersetzt, in beiden Sprachen gedruckt, und an alle Municipalverwaltungen gesandt werden. — Eine Ausfertigung davon soll dem Regierungs-Commissair, dem Divisions-General Freitag, und dem zum Special-Commissair ernannten Bürger Schaak, zugestellt werden."

Dieser Beschluß, dessen genaue Vollziehung man der Centralverwaltung berichtete, wurde indessen keineswegs ganz vollzogen, und im folgenden Frühjahr (im Floreal des 8. J.) fieng der Lärm von neuem an. An einem Sonntage befanden sich über 4000 Menschen in Windhausen, die prozessionenweise dahin gekommen waren. Man trieb auf die seltsamste Art Teufel aus, indem man die Besessenen in eine Mistpfütze stürzte, die zum Heilbrunnen wurde, seitdem der Windhauser Pachter ein Crucifix darin gefunden zu haben vorgab. Auch heilte man Krankheiten durch Auflegung der Rinde eines hohlen Baumes, der als heilig verehrt wurde. Für dieß mußten natürlich Opfer gebracht werden. Diesen Unfug wollte man endlich mit Ernst steuern. Deshalb begab sich am 21. Floreal der Commissair der Municipalverwaltung zu Boppard mit einer Abtheilung von Gensd'armes aufs neue nach Windhausen; denn seit einigen Tagen war der Zufluß der Menschen aus der Eifel, der Gegend von Trier und dem Hundsrücken würklich unglaublich, und vermehrte sich noch immer mehr, weil eben die Beschlüsse der Centralverwaltung so unvollkommen ausgeführt waren, und dieser Ort durch die sogenannten Verfolgungen noch immer heiliger wurde. Der Commissair Schaak und seine Soldaten wurden daher, als sie den angeblichen Heilbrunnen verschütten wollten, mit einem mächtigen Steinregen empfangen,

Man will behaupten, daß sich unter den Combattanten auch öffentliche Beamten befunden hätten, welche das Treffen commandirt haben sollen. Würklich wurde auch hernach der Pfarrer von Salzig, welcher beschuldigt war, an der Spitze der Kreuzfahrer den Commissair und die Gens'darmes mit Steinwürfen begrüßt zu haben, ins Arresthaus nach Coblenz gebracht. Kaum hatte das Detaschement sich entfernt, so ward die Mistlache neuerdings ausgefegt, und die Mistgabel geküßt, welche dazu gedient hatte. Fünf von den Kreuzfahrern wurden gefangen genommen, und nach Boppard geführt, aber, man weiß nicht warum? sogleich wieder in Freiheit gesetzt.

Diese Geschichte, welche in der zu Coblenz erschienenen Monatsschrift Rübezahl *) und in der Coblenzer Zeitung **) vom B. Becker erzählt wird, kann einen Maasstab der Cultur und Aufklärung der Bewohner des ehemaligen Trierischen Landes abgeben. Diese Raserei hat ihre Ursachen vorzüglich, wie B. Becker mit Recht sagt, in dem albernen Vorsatze, den Gesetzen zu trotzen, oder wie man sich aus-

*) S. 3. Samml. 1. und 2. Heft. S. 124. u. ff.

**) Der Bewohner des Westrheins Nro. 97. 99. und 101.

drückt, die Franzosen zu ärgern. Der Hang auf Abentheuer auszugehen, ist ein fernerer Grund dazu.

So wenig ich glaube, daß Aberglauben und Fanatismus durch gewaltsame Mittel unterdrückt werden können, und so wenig Vortheile sich auch die Aufklärung durch ihre Anwendung zu versprechen hat, die nur ein Werk der Erziehung und des guten Unterrichts ist, so glaube ich doch, daß die ersten Schritte dazu durch jene Mittel geschehen müssen. So lange jene scheuslichen Bilder des menschlichen Schmerzes an allen Wegen und Landstraßen stehen, so lange Nischen und Altäre voller barocker Bilder da sind, die ein Chineser und Avaner eben so absurd finden würde, als wir die monströsen Heiligenbilder jener Nationen, so lange werden sie dem wütenden Bonzen auch Mittel seyn, das unwissende Volk zu entflammen. Durch ihre Wegnahme gewinnt der Mensch an Aufklärung wenigstens negativ. Wenn er nun zweckmäßig unterrichtet würde, so würde er besser, fleißiger und froher werden. Leider geschieht für dieß letztere so wenig in der Republik, daß es fast gar nichts zu nennen ist, und die heilsame Aufsicht auf das Pfaffenthum hat seit einem Jahre sehr nachgelassen. Man sieht zwar keine plärrenden Heere von Weibern, Männern und Kindern mit Fahnen und Crucifixen und präch-

tig gekleideten Pfaffen mehr an ihrer Spitze durch Städte und Dörfer meilenweit zu einem entfernten Wallfahrtsorte ziehen, aber sie wandeln schon wieder in kleinen Abtheilungen zu 20 und 30 Mann, mit Rosenkränzen und unbedeckten Köpfen nach den mönchischen Mirakelbuden. Sie finden dort schon ihre Capuziner, und nun geht es so her, wie es immer hergieng. Bald wird man auch an den Wegen wieder neue Kreuze und Kapellen sehen, denn dafür hat das Volk noch immer Geld.

Wir kehrten zu Boppard im Spiegel ein, wo wir ziemlich gutes Quartier fanden. Unsere Reisegefährten, die Chasseurs, bekamen von der Municipalität Quartierzettel bei den Bürgern. Ein paar von ihnen blieben als Wache bei dem Schiffe. Abends giengen wir am Ufer spazieren. Ein Soldat von der Legion der Nordfranken stand da Schildwache. Ich sprach mit ihm. Er konnte als ein Ungar weder recht teutsch noch französisch sprechen, und daher war unsere Unterhaltung sehr unvollkommen; aber er erzählte mir etwas, daß ich neugierig war, bestimmter zu wissen. Die Bürger von Boppard hätten nämlich die Franzosen Nachts ermorden wollen, man habe die Sturmglocke geläutet, u. s. w. Ich glaube, daß diese Erzählung ein Mährchen war; denn ich habe von diesem Plane nicht das mindeste weiter gehört. Als er mir endlich sagte, er

habe vor wenigen Tagen auf Befehl der Douane einen Fischer auf dem Rhein erschossen, der dem Gesetz zuwider nach Sonnenuntergang auf dem Wasser gefahren sey, wandte ich mich voll Abscheu von dem Elenden weg, der der Mörder eines nützlichen Bürgers und Familienvaters geworden war.

Die Nordfranken-Legion, die, wie ich schon oben gesagt habe, unter den Befehlen des Generals Eikenmeyer steht, hielt während dieses Sommers fast allein das linke Rheinufer von Mainz bis Düßeldorf besetzt, da alle übrige französische Corps sich bei der Armee im Felde befanden. Diese Legion sollte nach dem Beschlusse des Directoriums aus Freiwilligen aus den vier neuen Departements bestehen, zu deren Equipirung und Besoldung dem Kriegsminister die benöthigte Summe bewilliget wurde. Diese stand aber leider nur auf dem Papiere. Die jungen Leute, welche sich annehmen ließen, erhielten weder Uniform noch Sold, und liefen daher meistens wieder weg. Als späterhin der General Eikenmeyer zum Chef der Legion ernannt wurde, gieng es mit der Recrutirung etwas besser, es fanden sich junge Leute ein, die sich anwerben ließen, aber die Cabalen gegen dieselbe in Paris und die immer noch fortdauernde Unmöglichkeit das Corps zu kleiden, die zum Theil eine Folge jener Intriguen gegen dieses teutsche Corps waren, legten ihm noch im-

mer unzählige Hindernisse in den Weg. Um es nun dennoch zu Stande zu bringen, nahm man alles darunter an, was sich anwerben lassen wollte, Deserteurs, kriegsgefangene Russen, Ungarn, Böhmen, Rothmäntel, Mainzer u. s. w.; aber mit dieser Annahme fremder Kerls verlor sich bei den Eingebohrnen des linken Rheinufers auch die Lust darunter zu dienen. Hätte man Kleidungsstücke und Waffen im Vorrath gehabt, um jeden Neuangeworbenen sogleich zu kleiden, und wäre man dem Grundsatz treu geblieben, nur lauter junge Leute aus den vier neuen Departements darunter anzunehmen, so würde man ein schönes und disciplinirtes Corps, zwar vielleicht minder stark, aber besser componirt, erhalten haben, da es jetzt eine Musterkarte aller Nationen ist. Der weltberühmte Redner des menschlichen Geschlechts, Anacharsis Cloots, der einst an der Spitze einer Deputation aller Völker des Erdbodens dem Nationalconvent den Dank des menschlichen Geschlechts für die Wiederherstellung der Freiheit der Welt brachte, hätte nicht nöthig gehabt, Asiaten, Russen, Türken, Pohlen, Preußen aus Pariser Pflastertretern zu fabriciren, um jene Deputation zu Stande zu bringen; — er würde in dieser Nordlegion, wenn sie schon existirt hätte, Individuen aus den meisten jener Völker gefunden haben. Ich habe Soldaten dieses Corps angeredet, die keine mir bekannte Sprache verstanden. — Uebrigens haben diese

Nordfranken den Vortheil, regelmäßiger, als irgend ein französisches Corps bezahlt zu werden, da dieß, und daß sie keine Prügel bekommen, sie allein an ihre neuen Fahnen kettet. Die meisten der Ausländer desertiren bei der ersten schicklichen Gelegenheit wieder. Dieß gilt indessen nicht von den Inländern. Es giebt viele brave junge Leute aus den 4. Departements darunter, die noch immer der Hoffnung leben, daß man die fremden Abentheurer und Deserteurs aus dem Corps entfernen werde. Im Spätherbst (1800) war die Legion ohngefehr 15 bis 1800 Mann an Infanterie stark. Es waren aber schon 3000 angeworben worden; die fehlenden waren desertirt, und die Regierung hatte nicht mehr als 1500 Uniformen im Ganzen gegeben. Also waren bei den vielen mit Montur Desertirten über die Hälfte der Soldaten unbekleidet geblieben. — Die Errichtung der Cavallerie der Nordlegion findet noch mehrere Schwierigkeiten. Die Gemeinen müssen sich ihre Pferde und Equipage selbst schaffen. Diese Chasseurs à Cheval waren zu obiger Zeit ohngefähr 50 Mann stark, wovon nur aber etwa 36 Mann beritten waren. Sie sind, wie die Infanterie, grün und roth montirt.

Einem meiner Bekannten, dem Bürger Prieur zu Coblenz, ist Boppard ein ewig

merkwürdiger Ort. Als im Jahr 1794 und 1795 der Rhein die Kaiserlichen und Franzosrn trennte, lag ein kleines französisches Corps in Boppard im Quartier, wobei er sich als Commissair befand. In einer dunkeln Herbstnacht setzte ein Detaschement Rothmäntel über den Rhein, um während derselben die Franzosen in den Häusern zu überfallen und zu tödten. Dieß geschah. Die Rothmäntel fielen über die Franzosen her, maßakrirten viele, und nahmen einige gefangen; die Bürger in Boppard beförderten, wie man sagt, diese Unternehmung so viel als möglich. Prieur lag vergessen von den Rothmänteln im Bette. Sein Wirth, ein Bürger, wollte ihn auch in ihre Hände bringen. Er gieng einige dieser wilden Kerls zu holen, führte sie in das Zimmer des Franzosen, und trat an sein Bett ihn aufzuwecken. Prieur eröffnete die Augen, und welch ein Anblick! Vier fürchterliche Kerls zielten mit ihren angeschlagenen Gewehren auf ihn, und schrieen ihn zu, sich zu ergeben, und sein Geld zu zeigen. Wenn man aus dem ruhigen Schlafe geweckt wird, und nahe daran ist, die Bajonette in der Brust zu fühlen, so ist es nicht zu theuer bezahlt, wenn man sich noch mit Geld retten kann. Prieur besaß 150 Carplin in Golde, die sich in einem Schreibtisch befanden. Er wies darauf hin, und die Sieger machten sich über die Beute her. Sie wurden sehr freundlich, als sie diesen Schatz

erblickten, theilten ihn, und beschloßen, ihm aus Dankbarkeit nicht den Kopf abzuschneiden, wie sie sonst wohl zu thun pflegten, sondern ihn nur gefangen mit fortzuführen. Gut Franzos! riefen sie — viel Geld! ist gut! und baten ihn, sich nicht zu fürchten. Prieur wollte sich ankleiden, aber sie erlaubten ihm nur ein Gillet und ein paar Unterhosen anzuziehen, da der eine von ihnen ein paar Ueberhosen, die er schon halb angelegt hatte, noch für eine gute Prise erklärte, und die anderen seine Kleider einpackten. So wurde er an den Rhein und in den Nachen gebracht, und nach Montabauer geführt. Hier erhielt er von dem kaiserlichen General Vorschuß und Kleidung, und wurde bald darauf wieder zu den Seinigen nach Coblenz geschickt. Der Bürger, der die Rothmäntel zur Expedition gegen Prieur anführte, lebt noch zu Boppard. Dieser hat ihn mehreremale seit dem wieder gesprochen, und besucht ihn noch jedesmal, wenn er durch Boppard reist. Als er ihn fragte, warum er ihn verrathen habe, sagte er, daß er es aus Haß gegen die Franzosen überhaupt gethan habe. Prieur hat ihm großmüthig verziehen, und der Mann hat nicht die mindeste Verfolgung erlitten. — Ich habe bei dieser Geschichte an den Araber gedacht, der unwissend seinen Feind, den Mörder seines Sohns beherbergte, aber edel genug war, die Rechte der Gastfreundschaft nicht zu verletzen, als er es er-

fuhr. — Aber am Rhein wohnen keine Araber! wenigstens war dieser Bürger keiner.

Die Trommel unsers kleinen Tambours weckte uns am folgenden Morgen sehr früh aus dem Schlafe. Er rief damit seine Cameraden und uns zu Schiffe. — Die artige Wirthstochter — Gretchen — drückte allen freundlich die Hände, und begleitete uns an das Ufer. Wir stiegen ein, begrüßten unsere herbeikommenden Reisegefährten, und die Jacht stieß vom Lande.

Wir schwammen langsam auf dem breiten Strome hinab, dessen linkes Ufer die aufgegangene Sonne beleuchtete, während die Höhen zur Rechten noch mit dem aufsteigenden Thau der Nacht bedeckt waren; der Fluß lag noch im Schatten, aber die Sonne kam bald hinter diesen Höhen hervor, und überzog ihn mit einem silbernen Schleier. Er strömt anfangs eine Stunde lang gegen Westen, wendet sich dann aber schnell nach Osten. Bei Braubach erhält er seine vorige Richtung fast wieder, lenkt sich aber dann sanft nach Osten und Norden. An diesen Krümmungen liegen zur Rechten die Dörfer Filzen, Oberspai und auf der Anhöhe das Bergschloß Liebeneck,

dem Herrn von Schenk gehörig, am linken Ufer Niedersburg, Petersspai, Mittelspai und Niederspai *). Diesem gegenüber quillt in einem buschigten Thal ein Sauerbrunnen, neben dem eine Mühle steht. Er heißt Dünkholder. Ueber den Dörfern links erhebt sich der Jakobsberg, ein Hof, der ehemals den Jesuiten in Coblenz gehörte.

In dieser Gegend hört der Weinbau auf der rechten Seite des Rheins auf, und geht auf die linke über. Das rechte Ufer wird öder und waldiger, einsam und still ist die Gegend. Die Dörfer sind klein und armselig.

Das Städtchen Braubach und die Vestung Marksburg über ihr, liegen am äussersten Ende der Graffschaft Catzenelnbogen an der Mündung eines kleinen Flusses. Der Anblick dieser Stadt verspricht von der Ferne mehr, als er in der Nähe gewährt. Sie ist sehr alt, und hat durch Krieg und Feuersbrünste sehr von ihrer ehemaligen Größe verloren. Jetzt gehört sie dem Landgrafen von Hessendarmstadt, so wie die alte Feste Marksburg. Dieser gegenüber stand auf dem andern Felsen noch ein

*) Bertola hat diese Dörfer fehlerhaft, als auf dem rechten Ufer liegend, angegeben. s. dessen Reis. S. 136.

Schloß, der Rheinberg, das aber im Jahr 1273. von Werner, Erzbischofe zu Mainz, als ein Raubnest zerstört wurde. Aber die Ansicht von beiden Bergen, ist wohl werth genossen zu werden.

Die ganze Gegend um Braubach herum ist dem Naturforscher interessant, der hier seltene Conchylien finden, und Aufschlüsse über den Bau dieser Gebürge erhalten kann. Ueberall findet man Beweise großer Naturrevolutionen in dieser Gegend, und Ueberreste vulkanischer Ausbrüche. — Ueberall umher quellen Gesundbrunnen, an denen überhaupt die Grafschaft Catzenelnbogen so reich ist. Die Wässer des Ekelbrunnens oder Eckhardsbrunnens, des Salzbrunnens im Sachsenhäuser Grunde, des Johannisbrunnens, des Tonnbrunnens ꝛc. dienen den Bewohnern dieser Gegend zum gewöhnlichen Getränke. Ihre Menge und der Ueberfluß an Wasser macht sie minder geschätzt, als sie verdienen. — In Braubach wohnt der Brunnenarzt zu Ems Dr. Bruckmann.

Versteckt zwischen Obstbäumen und Gebüschen liegt der Vestung gegenüber zur linken das kleine Dörfchen Brei, und etwas weiter hinab das Städtchen Rhense oder Rees, ehemals dem Kurfürsten von Cölln gehörig. Etwas unter Rhense sieht man den berühmten Königsstuhl (thronus imperialis)

auf einem Rasenplatze, der mit alten hohen Bäumen eingefaßt ist. Dieß ist ein achteckiges Gebäude oben platt, siebenzehn Fuß hoch, und vier und zwanzig im Durchmesser. Eine Treppe führt hinauf. — Dieses Monument aus alten Zeiten ist späterhin mehreremal reparirt und angestrichen worden, und hat durch die Geschmacklosigkeit und Ungeschicklichkeit, womit es geschehen ist, viel von seinem alten ehrwürdigen Ansehen verloren. Neuerlich ist er von Soldaten verwüstet worden, aber er existirt wenigstens noch.

An diesem Orte versammelten sich in vorigen Jahrhunderten die Kurfürsten des teutschen Reichs zur Berathschlagung über die Angelegenheiten desselben, und zur Wahl oder Absetzung teutscher Kaiser. Die erste Nachricht von diesem Königsstuhl findet man in der Wahlgeschichte König Heinrichs, Grafen von Lützelburg vom Jahr 1308. Eine zweite Versammlung fand hier unter Ludwig aus Baiern im Jahr 1338. statt; eine dritte Versammlung betraf die Erwählung Carls des Vierten im Jahr 1346. Die wichtigste war die, wegen der Wahl des Kaisers Wenzel im Jahr 1376, der hier auch im Jahr 1400. abgesetzt wurde *). In eben diesem Jahre wurde Rupert,

*) Andere Geschichtschreiber sagen, daß K.

Pfalzgraf und Herzog von Baiern hier erwählt. Im Jahre 1486. hatten hier die Kurfürsten eine Versammlung mit Maximilian dem Ersten, Römischen Kaiser. Nach geschehener Wahl desselben zu Frankfurt und auf seiner Reise nach Aachen zur Krönung, wurde er im Vorbeifahren noch hierher geführt, und schwur hier dem Römischen Reiche.

In spätern Zeiten hörten die Wahl- und andere Versammlungen hier auf, — man rief keine Kaiser mehr hier aus, wohl aber den Bürgermeister von Coblenz. Die Stadt Rhense dankte diesem Königsstuhle verschiedene Zollfreiheiten und Privilegien. Sie erhielt auf dem Kurmainzischen Rheinzolle zu Oberlahnstein für ihren eigenen Weinwachs und ihre Consumtibilien die Zollfreiheit; auf dem Boparder Rheinzolle genoß sie die Erlaubniß, alle nach Rhense gehende Baumaterialien frei abfahren zu dürfen, welches jährlich den 1. Mai mit zwei Gulden Rheinisch anerkannt wurde. — Auf dem Markte zu Coblenz hatte sie das Recht, gleich den dortigen Bürgern zu kaufen, und zu verkaufen. Dieses Recht wurde

---

Wenzel dem Königsstuhle gegenüber auf freiem Felde zwischen Lahnstein und Braubach abgesetzt worden sey.

jährlich auf dem Königsstuhle am Pfingstmontage erneuert, an welchem Tage eine Deputation vom Stadtmagistrat zu Coblenz dort eintraf, wo der Bürgermeister von Coblenz unter vielen Ceremonien seine Regierung niederlegte, und die bestehenden nachbarlichen Freundschaftsverträge auf die feierlichste Art erneuerte. Zugleich wurde der neue Bürgermeister daselbst ausgerufen *).

Alle diese Dinge haben aufgehört. Der Königsstuhl fällt in Trümmern zusammen, und weder Kaiser noch Bürgermeister werden hier mehr erwählt.

Wir näherten uns nun der Mündung der Lahn, und sahen schon in der Ferne, welchen Reichthum die Natur über diese Gegend geschüttet hat. Bald kommt man nach Oberlahnstein, das in einer freundlichen Ebene liegt; aber hinter ihm erheben sich Berge, zwischen denen die Lahn in mannichfaltigen Krümmungen daherschleicht, und hier ihre kleinen Wellen mit den Fluten des Rheins vermischt. Die Mündung dieses Flusses ist nicht minder schön, als die der Nahe bei Bingen. Zu beiden Seiten ihrer Ufer steigen Berge,

*) s. Reise auf dem Rhein. 1. S. 165.

Zeugen ihrer Vermählung, empor, von denen der eine hinter Oberlahnstein das alte Schloß Lahneck und der gegenüberstehende eine Einsiedelei trägt. Man nennt ihn den Allerheiligenberg. Unter ihm liegt an dem Winkel, den der Rhein und die Lahn bildet, das Dorf Niederlahnstein in einer reichen Landschaft.

Am linken Ufer, Oberlahnstein gegenüber, sieht man einige Häuser, die vom Volke Krippe genannt werden, gleich darunter einen ehemals geistlichen Hof, und dann das vom Felsen ans Ufer vorgerückte Dorf Capellen, hinter dem die alte Feste, Stolzenfels, hervorragt.

Eine alte einsam am Ufer stehende Kirche, unterhalb Niederlahnstein, die Johanniskirche genannt, ist keine geringe Zierde dieser Landschaft. Ihr Alter und ihre einsame Lage, sticht schön gegen das heitere junge Leben ab, das über jene ausgegossen ist. Der Rhein wendet sich hier zur Rechten, und allmählig entfaltet sich die Pracht der Natur bei Coblenz. Zuerst umfaßt der Fluß die Insel Oberwerth, auf der ein adeliches Benediktiner-Nonnen-Closter war. Es ist während der Belagerung von Ehrenbreitstein zerschossen und halb zerstört worden, und die Nonnen sind geflüchtet. Horchheim, am rechten Ufer, das bald folgt, war ein wohlhabender Ort, so wie Pfaffendorf. Jenes baut

einen rothen Wein, der in dieser Gegend berühmt ist, und dieses ruht zwischen Obstgärten und Weinbergen. Aber ihr Wohlstand ist zerstört. Jener hohe Felsen, der weit über die freundliche Gegend herrscht, das stolze Ehrenbreitstein, kostet den Einwohnern Ruhe, Genuß des Lebens und des Vermögens.

Zur linken treten die Höhen zurück; auf der letzten Bergspitze thronen noch die Ruinen der zerstörten Carthause, über die der dunkle Wald eines andern Berges seine Schatten wirft. Sanft verlieren sich nun die Wölbungen der Gebürge. Das entzückte Auge genießt des lang entbehrten Anblicks einer reizenden Ebene. In einem Halbzirkel schöner Bäume ruht das Schloß des Kurfürsten am Ufer, aber die Entfernung läßt noch nicht ahnden, daß es verwüstet sey; dann erscheint lang am Ufer hingeschmiegt die Stadt Coblenz zwischen zwei Flüssen. Der germanische Rhein umfaßt mit starken Arm seine Braut, die gallische Nymphe der Mosel. — Wir landen und sind in Coblenz!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

Coblenz. Ansicht der Stadt. Kriegsunfälle derselben im dreißigjährigen Kriege. Eroberung durch die Franzosen im Jahr 1794. — Strassen. — Plätze. Kirchen — Palläste und öffentliche Gebäude. Das Jesuiter-Collegium. Die Clemensstadt. Das Schloß des Kurfürsten. Verwüstung. Der Dekadentempel oder die ehemalige Hofkapelle. Der republikanische Küster. Sonderbarer Beschluß der Centralverwaltung. Comödienhaus. Trierischer Hof — Bauhof. Dikasterialgebände. Bureau der Douane. — Gasthof zu den 3 Schweizern. — Moselseite von Coblenz. Brücke. Moselwein. Fort Marceau. Marceau's Denkmal. Schönbornslust. — Kärlich. Rübenach. Die Carthause. Die fliegende Brücke. Ueber die Päße. Ehrenbreitstein. Etwas zur Geschichte dieser Vestung bis zu ihrer Eroberung durch die Franzosen im Jahr 1799. —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Coblenz.

Coblenz gehört durch seine Lage auf der Erdzunge, die zwei hier zusammenfließende Ströme der Rhein und und die Mosel bilden, und durch seine Bauart zu den schönsten Städten an den Ufern des Rheins; aber es bietet keinen so imposanten Anblick dar, wie Mainz oder der große Halbzirkel von Cölln, wo sich an dem halbmondförmigen Ufer die Häuser in unübersehbarer Länge dahin ziehen, über welche majestätisch der hohe Dom, umgeben von zahllosen niedrigen Thürmen hervorragt. Die Coblenzer Thürme sind klein und unansehnlich; nicht ihre Größe, nicht der Umfang der Stadt, aber das Neue, Nette und Regelmäßige der neuen Häuseranlagen und die Reihe der am Ufer stehenden Gebäude gefällt dem Auge in der grünenden Landschaft.

Dieses modernerne Ansehen der Häuser und die größere Regelmäßigkeit der meisten Straßen lassen das hohe Alter dieser Stadt nicht ahnden. Aber das Feuer und der Krieg haben zu ihrer Verschönerung beigetragen, wie das so oft der Fall ist. Schon zu den Zeiten der Römer war hier ein Castel, dann hielten sich die fränkischen Könige und einige römische Kaiser hier auf, bis sie im Jahr 1018. von Kaiser Heinrich dem Zweiten dem Erzbischof Poppo von Trier geschenkt, und dadurch diesem Erzbisthum einverleibt wurde. Sie war die Hauptstadt des sogenannten Unter-Erzstifts Trier, und bis 1794. die Residenz des Kurfürsten von Trier.

Ihre Lage unter den Canonen der Vestung Ehrenbreitstein hat sie in allen Kriegen, die seit dem dreißigjährigen geführt wurden, immer den Unfällen desselben ausgesetzt. Schweden, Spanier, Kaiserliche, Reichstruppen und Franzosen besaßen sie während derselben abwechselnd.

Im Jahre 1688. im October wurde die Stadt von den Franzosen ersucht, so wie Mainz französische Garnison einzunehmen. Der hessische General-Lieutenant und Commandant darinn, Graf August von der Lippe, schlug diese Foderung ab, und vertheitigte sich darin, wie ein tapferer Mann. Er übergab die Stadt

nicht, ohnerachtet ein Bombenregen sie zu einem bloßen Schutthaufen machte, und die Franzosen mußten am 11. Nov. wieder abziehen. — Seit dieser Zeit kann man Coblenz gewissermassen als neugebaut ansehen.

Weniger zerstöhrend war die Einnahme von Coblenz durch die Franzosen während dieses Krieges am 23. Oct. 1794. (den 3. Brumaire des 3. J.) Bei dem allgemeinen Rückzug der coalisirten Heere aus Brabant, vom Hundsrücken und Elsaß, konnte der General den Melas ihm zur Vertheidigung anvertrauten Posten von Coblenz auch nicht länger behaupten.

„ Am 23. Oct. rückte der Feind (unter Marceau) so sagt der kaiserliche offizielle Bericht — in beträchtlichen Colonnen unter dem Schutze seiner Batterieen immer näher an die Stellung von Coblenz an, und jagte, des heftigsten Feuers der Batterieen der Festung Ehrenbreitstein und des rechten Moselufers ungeachtet, mit seiner Cavallerie rasch zwischen die schwach besetzten Verschanzungen, bemächtigte sich des heftigsten Widerstandes ungeachtet derselben, und nahm einige Wallachen gefangen. Die übrige k. k. Infanterie zog sich eiligst über die Mosel herüber, und eben so schleunig wurden die Pontonsbrücken über der Mosel abgebrochen. Der Feind errichtete sich mehrere Batterieen, und beschoß die Stadt Coblenz,

welches Feuer aus unsern Batterieen aufs heftigste erwiedert wurde. Diese beiderseitige Canonade währte zwei Stunden, wobei zwei kais. Canonen demontirt, aber doch gerettet wurden. Dieser so heftige Widerstand bewog den Feind, die Stadt durch einen Trompeter aufzufodern. Um die Stadt und das Eigenthum der Einwohner nicht muthwillig aufzuopfern, da es doch bewiesen war, daß man sie nicht behaupten könne, und da man voraus sah, daß die Retraite über den Rhein einige Tage später wegen des Vorrückens des Feindes gegen die Carthause sehr gefährlich werden könne, besonders, da die Rheinbrücke des felsigten Grundes wegen, in welchen die Anker nicht eingreifen konnten, leicht zu verderben war, wurde die Stadt um 8 Uhr Abends geräumt, nachdem zuvor das Geschütz und die übrigen Truppen ruhig über den Rhein gesetzt waren. Die Rheinbrücke wurde alsdann hinter die Niederwerther Insel gebracht, und dem Feinde erklärt: daß, im Fall er das mindeste an der Stadt oder an den nahe gelegenen Lustschlössern verderben sollte, man Coblenz von Ehrenbreitstein aus zu einem Schutthaufen, und die Garnison zu Grunde schießen werde. Auch verhielt sich der Feind am 24. ganz ruhig. Unser Verlust besteht in 4 Blessirten und 36 Vermißten."

Ich habe von Augenzeugen die Einnahme von Coblenz erzählen hören. Auch B. Becker ent-

warf in seiner Reise ein treues Gemählde dieses Tages. Aber wer kann die Bestürzung der Einwohner bei der Annäherung eines Feindes beschreiben, den sie erbitterter gegen ihre Stadt, als gegen jede andere in Teutschland eroberte halten mußten, weil hier so lange der Sitz ihrer wütendsten Gegner, der Emigrirten, war? — doch gieng alles besser ab, als man dachte. Nur in den ersten Tagen ihrer Ankunft überließen sich die wilden Soldaten der Samber- und Maas-armee einigen Ausschweifungen, besonders im Trunke. Der General untersagte daher den Gastwirthen bei 300 Livres Strafe seinen Soldaten keinen Wein oder andere starke Getränke zu verzapfen. Natürlicher Weise hilft ein solcher Befehl nicht viel, weil niemad da ist, der den Wirth gegen die fordernden ungestümmen Soldaten schützt. — Ich habe den Offizier gesprochen, welcher der erste war, der mit einigen Chasseurs über die Moselbrücke nach Coblenz hineinritt, während man von der Festung feuerte. Er heißt Laval, und ist noch jetzt Adjutant des Generals Fontaine in Coblenz. Es war gerade sehr schmutziges Wetter. Wir sahen wie die Teufel aus! sagte er.

Seitdem blieb Coblenz ununterbrochen im französischen Besitz. —

Die Straßen von Coblenz sind ziemlich regelmäßig angelegt, hell und heiter. Die längste

darunter vom Rheinthor bis zur Moselbrücke ist auch zugleich die schönste. Sie erhält verschiedene Benennungen, die Firmungsgasse, der Entenpfuhl und alte Graben. — An großen öffentlichen Plätzen ist Mangel. Indessen ist der mit Linden besetzte viereckigte Paradeplatz ziemlich schön. Er würde wenigstens bei schmutzigem Wetter zu einem Spaziergange dienen können, wenn man nur irgend etwas auf seine Erhaltung verwendete. Aber wo hätte man auch in diesen traurigen Zeiten an Erhaltung oder Verbesserung irgend einer öffentlichen Anstalt denken können? Dieser heillose Krieg hat die Menschheit um 40 Jahre rückwärts gebracht. — Der Paradeplatz ist sehr schmutzig, und dient zu allem, wozu man ihn brauchen will. Die ihn umgebenden Häuser gewähren auch eben keinen glänzenden Anblick. Ueberall sieht man, daß der Krieg den Wohlstand der Einwohner zurückgehalten hat. Wenn ich schöne blanke Fensterscheiben, weiße Vorhänge uud eine reinliche Thür, vor welcher Sand gestreut ist, sehe, so bringt mir dieß immer einen guten Begriff von dem Wohlstande der Bewohner bei. Hier sieht man größtentheils das Gegentheil. Die Fenster sind zerbrochen oder schillern grünlich und roth, wie ein Regenbogen, und Häuser und Thüre sind unreinlich. Den sogenannten Plan kann man keinen öffentlichen Platz, sondern nur höchstens einen unsaubern Winkel nennen.

Die Kirchen von Coblenz zeichnen sich weder durch ihre Bauart noch durch innere Pracht oder Geschmack aus, wohl aber durch eine Menge Heiligthümer, woran das Volk mit großer Glaubensfestigkeit hängt. Eins der merkwürdigsten ist die Vorhaut des Jesuskindes, welche die Augustiner Nonnen zu St. Barbara besitzen. Am Neujahrstage wird diese kostbare Reliquie auf den Altar gestellt, und von den Coblenzer Frauenzimmern andächtig in Augenschein genommen *).

Von großen Pallästen und öffentlichen Gebäuden sieht man wenige, die sich durch einen edlern Styl in der Bauart auszeichneten. Ueberdieß sind die meisten während des Krieges verwüstet worden. Dieß ist der Fall mit den Häusern der Grafen von Metternich-Winneburg, von der Leyen, von Elz, von Büresheim rc. Sie dienten den Generälen zu Quartieren oder zu Bureaus. Unter die größern Gebäude von Coblenz gehört noch das ehemalige Jesuiter-Collegium, das als ein Nationalgebäude jetzt von den Mitgliedern der Lesegesellschaft gemiethet ist. In dem schönen ausgezierten Saale hielt in den ersten Zeiten nach der Ankunft der Franzosen die Volksgesellschaft ihre Sitzungen; jetzt ist er ein Tanzsaal, und die Neben-

*) s. Beckers Reise S. 253.

zimmer dienen der Lesegesellschaft zum Versammlungsorte. Vor dem Hause ist ein Vorplatz, auf dem ein dürrer Freiheitsbaum steht, und gegenüber in dem großen Hause hielt bisher die Central-Verwaltung des Rhein- und Mosel-Departements ihre Sitzungen.

Ungleich schöner als diese Plätze ist die vor dem Schlosse von dem Kurfürsten angelegte Promenade in der Clemensstadt oder Neustadt, wie man sie gewöhnlicher nennt. Dieser Platz verdient wirklich mit unter die schönsten in Teutschland gezählt zu werden. Man wandelt hier unter hohen schattigen Linden, sieht auf den Rhein, die Vestung, und rund umher ist die herrliche Gegend. Aber auch hier ist alles ruinirt, oder wenigstens nichts darauf verwandt, um es zu erhalten. Die französischen Reiter tummeln ihre Pferde darauf, und Stückknechte fahren mit Munitionswagen in den Alleen herum. Soldatenweiber trocknen hier ihre Wäsche, und Coblenzer Bürgerinnen bleichen ihre Leinwand. Auch der Anblick des Schlosses, dieses erst kurz vor dem Kriege vollendeten fürstlichen Pallastes, ist nichts weniger, als erfreulich. Statt des ehemaligen zierlichen eisernen Geländers, schließen jetzt plumpe Pallisaden von Holz den Schloßhof ein. Eine Hütte für den Wächter steht am Eingange. Die Fenster sind mit Brettern vernagelt, aus deren kleinen Löchern hier und da ein abge-

zehrtes Soldatengesicht blickt; die prächtigen Säulen und die weißen Wände sind mit Kohlen von den Soldaten beschmiert, die ihr Andenken hier in allerlei Mahlereien und Inschriften verewigen wollten, und an der Rheinseite hängen gar zur Vervollkommnung des ekelhaften Anblicks hölzerne Abtritte von den Fenstern herab. So reizend dieser Spaziergang ist, so hat mir doch allemal dieses verwüstete Schloß, das jetzt ein Lazareth ist, den Besuch desselben unangenehm gemacht. Der Anblick dieses Hauses, voll Jammer und Elend, kann gewiß den Genuß der schönen Natur nicht erhöhen, den man hier sucht.

Ich trete in den Pallast hinein. Acht jonische Säulen stehen auf der Westseite am Haupteingange, und tragen einen geräumigen Balcon, unter welchem man hineinfahren kann. Diese Façade hat ein schönes Ansehen, wenn gleich Kenner eine Menge Fehler an dem Gebäude überhaupt auffinden wollen. Die Rheinseite hat am Eingang nur sechs Säulen, über welchem ein Basrelief angebracht ist.

Nun das Innere. Welch' ein seltsamer Contrast zwischen der ehemaligen Pracht, den kostbaren Tapeten, den Statuen, den Gemälden, Spiegeln, Möbeln, und dem jetzigen Greuel der Verwüstung! Hier in dieser Nische, wo einst eine seltne Gruppe von Marmor stand,

haben alle Soldaten eine Küche angelegt, um ihre Suppe zu kochen, und der getäfelte Fußboden, in dessen Mitte man noch des Feuers Spuren sieht, das darauf brannte, diente an seinen Enden es zu erhalten. Hier steht noch eine Statue ohne Arme, dort eine ohne Nase; Namen ohne Zahl an den Wänden, nicht minder Inschriften und derbe Gemälde bilden ein Stammbuch, in das sich die Verwüster unaufgefordert einschrieben. Man muß so etwas sehen, um vom gerechten Abscheu gegen diese Zerstörung der schönsten Kunstsachen durchdrungen zu werden. Das obere Stock ist das Asyl des menschlichen Elends. Hier ist, wie gesagt, das Lazareth.

Wenn man das Auge gern von dieser Verwüstung abwendet, so ist es um so erfreulicher, in diesen Hallen noch etwas zu finden, das ihr entgieng, und einen Begriff von der ehemaligen Schönheit des Ganzen giebt, die überall hier sonst herrschte. Es ist die in den Dekadentempel verwandelte Hofkapelle des Kurfürsten. Sie ist von hoher Einfachheit in ihrer Bauart. Aber ihr Inhalt ist nun freilich wesentlich verändert. Eine schöne Bildsäule der Ceres ist auf den hohen Altar gestellt worden. Aber sie hat sich zu einer Verwandlung ihrer göttlichen Natur verstehen müssen. Man nahm ihr die Kornähren aus der rechten Hand, und gab ihr statt derselben, um sie zur Göttin

der Freiheit zu machen, einen Stab in die linke, welcher eine weisse Freiheitsmütze trägt. Ihr gegenüber steht eine große hölzerne bunte Pyramide, an deren vier Seiten man folgende Inschriften lieset:

1) Dem Andenken des Generals Desaix, der bei Marengo am 25. Praireal geblieben ist.

2) Dem General Müller im Rhein- und Moseldepartement geboren. Er fiel in der Schweiz.

3) Dem Andenken der Generäle Dugommier, Hoche, Marceau und Joubert.

4) Dem Andenken Championet's, Dupüy's, Latour d'Auvergne's und Dampierre's.

Diese Säule wurde bei der letzten Feier des 14. Julius hierher gebracht.

An den Wänden des Tempels sieht man Tafeln mit allerhand republikanischen Inschriften.

Die Erhaltung dieses schönen Tempels dankt man allein einem alten Franzosen in Coblenz,

der bei Hofe Bedienter war. Er wußte durch Zureden und allerhand andere Mittel, die sich auf die Bekanntschaft mit dem Nationalcharakter seiner Landsleute gründeten, die Soldaten immer von diesen „heiligen Hallen" zu entfernen, wenn sie auch oft Lust hatten, ihre Küche darin zu etabliren, oder sie zu anderm häuslichen Gebrauch zu verwenden. Dafür ist er denn auch Aufseher und respective Küster dieses Dekadentempels geblieben, wofür er eine Vergütung erhält, die aber bei dem gänzlichen Mangel aller Kirchengüter nur sehr klein ist, und nur von einigen wenigen Freunden und Liebhabern dieser republikanischen Unterhaltung noch gegeben wird. Schon seit einiger Zeit ist hier, wie in den meisten Orten in den vier Departements und in Frankreich überhaupt, die Dekadenfeier abgeschaft, zwar nicht durch förmlichen Beschluß, aber durch die öffentliche Meinung und durch die von oben herab kommende Begünstigung des alten Cultus. Die Dekadentemp.l dienen daher nur höchstens noch zur Versammlung der constituirten Autoritäten bei den Festen des 14. Julius und des Gründungstages der Republik. —

Aber was soll man sagen, wenn nun gar die obern Gewalten sich anmaßten, bestimmen zu wollen, was eigentlich in diesen Dekadentempeln gesprochen werden sollte? — Im verflossenen April (1800) ließ die Municipalität

von Coblenz zufolge eines Beschlusses der Centralverwaltung öffentlich austrommeln, daß kein Bürger eine Rede im Dekadentempel halten solle, die keinen Bezug auf das jedesmalige Fest hätte. Ein gewisser Bürger Kochems ward als Censor dieser zu haltenden Rede ernannt. — Der seltsame Beschluß dieser Centralverwaltung, eine Art von republikanischem Religionsedikt lautet folgendermaßen:

Coblenz am 6. Floreal 8.

Die Central-Verwaltung des Rhein- und Moseldepartements an die Municipal-Commission der Gemeinde Coblenz.

„Die vorige Dekade hielt Bgr Mayer eine Rede über die Ueberzeugung.

„Da diese Materie keine Verbindung mit jenen Gegenständen hat, worüber es zu sprechen erlaubt ist, (?) so oft eine Zusammenkunft in den Dekadentempel statt findet, so laden wir Sie ein, in die Zukunft, und so oft sie es für dienlich erachten werden, keiner Rede Ihre Beistimmung zu ertheilen, wenn sie auf das in dem republikanischen Calender angezeigte Fest keinen Bezug hat.“

„Sie müssen sich zu dem Ende alle die vorlegen lassen, welche in den Dekadentempeln

gehalten werden sollen, sie aufmerksam durchgehen, und alles daraus wegstreichen, was der gegenwärtigen Ordnung der Dinge entgegen zu seyn scheint, und selbst in dem Falle, wo sie Ihnen von dem bösen Geiste (mauvais esprit) besessen zu seyn scheinen, deren Haltung gänzlich verbieten."

„Die Maasregeln, welche wir Ihnen diktiren, sind gebieterisch durch die gegenwärtigen Umstände anbefohlen, uud wir hoffen von Ihrem Eifer, daß sie in Vollzug gesetzt werden."

Gruß und Brüderschaft!

Unterz. — Die Verwalter des Rhein- und Moseldepartements.

Die Seitengebäude des Schlosses dienten zu allerlei häuslichen Bedürfnissen, zu Stallungen, Remisen rc.

Die Clemensstadt, welche zugleich mit dem neuen Schlosse erbaut wurde, müßte jetzt nach zehn Jahren schon um ein Beträchtliches angewachsen seyn, wenn es der Krieg nicht verhindert hätte. Dem Schlosse gegenüber am Ende einer schönen Häuserreihe erhob sich schon der Anfang eines Halbzirkels von gut angelegten Gebäuden, durch welche eine Chaussee hindurch führen sollte. Diese

Anlagen sind aber unvollendet geblieben. Coblenz würde dadurch unendlich an äußerer Schönheit gewonnen haben. Eins der geräumigsten und bestgebautesten Häuser, die man hier sieht, gehört dem Bürger Elz, der darin eine große Brauerei, Brantweinbrennerei und eine Mühle angelegt hat, welche blos von Ochsen getrieben wird. Ich habe mit Vergnügen die sinnreichen mechanischen Anlagen dieses Mannes gesehen, welche er noch immer zu vervollkommnen sucht.

Ein anderes Gebäude, das den schönen Platz in der Neustadt ziert, ist das Comödienhaus, das auch erst kurz vor dem Kriege vollendet wurde. Es gehört dem Hofrath Schmitz. Man lieset daran die Inschrift:

Musis, Moribus et publicae laetitiae.

Unmittelbar an dieses Haus stößt der Trierische Hof (l'Hotel de Trêves) eins der besten Gasthäuser in Coblenz. Zu den Zeiten der französischen Wuth gegen alle hohe Häupter und alles, was darauf Bezug hatte, haben die Eigenthümer dieses Hauses das Wörtlein Kur vor dem Worte Trierisch ausgestrichen, indessen ist es noch ganz sichtbar. Die Zeiten haben sich sehr verändert. Damals setzte man Könige ab, jetzt macht die

französische Regierung neue, wie den König von Etrurien!

Eine schöne Verzierung des freien Platzes vor diesen Häusern ist der Brunnen, der hier steht. Der Kurfürst, der von einem geschickten Genie-Offizier, dem Hauptmann Kirn, eine kostbare Wasserleitung anlegen ließ, um sein neues Schloß mit Wasser zu versehen, hat auch diesen Brunnen anlegen lassen. An der hohen Pyramide daran lieset man die humane Inschrift:

Clemens Wenceslaus Elector,
Vicinis suis *).

Zwar ist sie größtentheils verlöscht, aber ich habe sie gern entziffert. Dankbar soll man das Gute empfangen, und den Schöpfer einer nützlichen Anstalt ehren. Ich wünschte, daß die Einwohner von Coblenz diese Inschrift wieder herstellten. Man kann ein sehr guter Republikaner seyn, ohne doch das Nützliche zu verachten, das ein Fürst that.

Weiter hin nach dem Rheine zu ist der Bauhof. Er ist zum Theil am 15. Jul. d. J. ab-

*) Clemens Wenzeslaus Kurfürst. Seinen Nachbarn.

gebrannt. Es befand sich die französische Militairbeckerei darin. An diesen stößt der Dikasterialbau, ein großes Gebäude, das erst im Jahre 1723. vom Kurfürsten Franz Ludwig aufgeführt, und zur Aufnahme und Erziehung junger Cleriker und zu den Sitzungen des geistlichen Gerichts bestimmt wurde. Der jetzige Kurfürst verlegte sämmtliche Dikasterien hinein, und wies den Geistlichen einen andern Platz an. Es wurde überdem, so wie das Schloß, mit einem Gewitterableiter versehen, und die eben so unrichtige als geschmacklose Inschrift: Dikasterialbau, mit großen goldenen Buchstaben in schwarzem Felde darauf angebracht. — Diese Inschrift sowohl, als seine Bestimmung zu den Sitzungen der Gerichte zu dienen, hat es auch nach der französischen Besitznahme fortbehalten. Der darin befindliche Saal, worin das peinliche Gericht gehalten wird, ist einer der schönsten Tempel der Justiz, die ich gesehen habe. — Das Dikasterialgebäude macht das Eck von der schönen Häuserreihe, die hier mit dem Rheine parallel fortläuft. Dem Orte gegenüber, wo die fliegende Brücke, die von hier nach dem Thale Ehrenbreitstein den ganzen Tag über hinüber und herüber fährt, anlandet, ist das Bureau der Douane, in einem wohlgebauten Hause. Auch hier ist nicht im mindesten für die Bequemlichkeit oder Schadenverhütung des Publikums gesorgt. Die Fuhrleute

und Ankommenden aller Art müssen hier in Regen und Schnee sich unter freiem Himmel visitiren lassen, da man noch an keinen Packhof, wie man es im Preußischen nennt, gedacht hat.

Einige Schritte von dem Mauthhause ist der Gasthof zu den drei Schweizern (aux trois suisses) genannt. Ehemals hieß dieß Haus zu den drei Königen, welche Benennung mit Ankunft der Franzosen in diesem Lande in jene umgewandelt wurde. Dieser Gasthof empfiehlt sich dem Reisenden durch seine Lage am Ufer, und die schöne Aussicht auf den Fluß und die Vestung.

Die an der Mosel gelegene Seite von Coblenz hat nicht das freundliche Ansehen, wie die am Rhein. Die Häuser sind alt, und viele während dieses Krieges beschädigt, oder sonst ruinirt. Dieß ist besonders der Fall mit einigen Häusern ehemaliger Großen, z. B. dem Metternichschen rc., die hier am Moselufer stehen.

Ueber die Mosel führt eine schöne steinerne Brücke und einige hundert Schritte weiter hinab ergießt sie sich in den Rhein.

Die Ufer dieses Flusses, der in den Vogesen entspringt, und nach mannichfaltigen Krümmungen durch Lothringen und das Obererzstift

Trier seinen Lauf hier endet, sind, zum Theil wegen ihrer Unzugänglichkeit, von kenntnißvollen Reisenden wenig besucht worden. Nur Becker hat uns in den neuern Zeiten in seiner Reise einige Nachrichten aus diesem seinem Vaterlande mitgetheilt, die sich aber über einen zu beschränkten Raum erstrecken, und zu kurz sind, als daß sie nicht den Wunsch der Vervollständigung zulassen sollten. Uebrigens ist dieser Fluß weit hinauf schiffbar. Man findet zu Coblenz oft Schiffe, die mit Gütern beladen nach Metz fahren, oder von da herkommen. Wem es nicht zu langweilig ist, 14 Tage auf dem Schiffe zuzubringen, kann diese Reise mitmachen, die sich durch die Neuheit der Ansichten dieser Ufer wohl belohnt. Die Herabfahrt von Metz nach Coblenz geht natürlich geschwinder von statten.

Der unendliche Reichthum an Wein, der längs den Ufern der Mosel gebaut wird, macht den Mosler Wein zum gewöhnlichen Getränke in Coblenz und dieser Gegend. Indessen gefällt der ordinaire, den man in den Gasthäusern trinkt, Personen nicht, die an den Genuß feurigerer Weine gewöhnt sind. Leuten mit schwachen Mägen und die zur Säure geneigt sind, bekommt er nicht gut; wohl aber starken Menschen, mit hitzigem Blut, und die zu Entzündungen geneigt sind. Der Vers, den

ich in meiner Jugend aus Raffs Geographie für Kinder auswendig lernte:

Mosler Wein, der Sorgenbrecher
Schafft gesundes Blut!
Trinkt aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

ist wenigstens, was die ersten beiden Zeiten betrifft, gewiß wahr, und ich wünsche, daß es den Liebhabern dieses Weins auch die letzten werden mögen. — Am berühmtesten sind die Moslerweine, welche zu Zeltingen, Kraach, Dusemund und Pißport an der Obermosel und zu Winningen an der Untermosel (einige Stunden von Coblenz) wachsen.

Die Gegend jenseits der Mosel nach Andernach zu, ist sehr schön und fruchtbar. Die Chaussee dahin führt durch ein reizendes Kornfeld, das zur linken kleine Anhöhen bekränzen. Aber die Gärten hier am Flusse und am Abhange der Höhe mit ihren Gartenhäusern sind sämmtlich zerstört und verwüstet worden. Um sich einen gefahrlosen Eingang nach Coblenz über die Brücke zu verschaffen, welche von den Canonen der Vestung bestrichen werden konnte, die damals noch in teutschem Besitz war, legten die Franzosen einen sogenannten bedeckten Weg an, dessen Rudera man noch sieht. Um einen solchen Gang zu erbauen, werden dicke Baum-

stämme in die Erde gerammt, oben mit Erde in Schanzkörben bedeckt, und an der gefährlichen Seite mit einem Erdwall versehen. Ein solcher Weg führte über die Brücke aus den Verschanzungen und Redouten, welche die Franzosen auf der Anhöhe jenseits der Mosel angelegt haben, um hier einen festen Punkt zu besitzen, der sie gegen feindlichen Ueberfall schützte. In dieser kleinen Vestung liegen die berühmten französischen Feldherren Marceau und Hoche begraben, und von dem erstern erhielt sie den Namen Fort Marceau.

Nach der französischen Besitznahme der Vestung Ehrenbreitstein war dieses Fort von keiner großen Wichtigkeit mehr für die Franzosen, und es ist daher unbesetzt, und wird auch für seine Erhaltung nicht mehr gesorgt. Ich bin lange in diesem Fort herumgegangen, und habe darin von neuem die den Franzosen nicht abzusprechende Geschicklichkeit in der Befestigungskunst bewundert. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in diesem Stücke unendlich viel vor andern Nationen voraus haben. Den Beweis davon geben die Befestigungen von Kehl, von Castel, der Brückenkopf von Neuwied und mehrere andere, die sie während dieses Krieges anlegten. Ich erinnere mich nicht, gelesen oder gehört zu haben, daß man von teutscher Seite dergleichen in diesem Kriege erbauet hatte. Die Franzosen benutzten die langen

Zeiträume während der Waffenstillstände, um ihr erobertes Land durch Befestigungen gegen Wiedereroberung zu decken. Von teutscher Seite that man nichts, um unser eigenes durch ähnliche Anlagen gegen weitere Invasionen zu schüzzen; ich kenne in dieser Art nichts weiter, als die neue Vestung Ulm, die schon nicht mehr existirt.

In diesem Fort sieht man ein Blockhaus, daß selbst nach der Eroberung der äußern Fortifikationen noch Vertheidigung desselben möglich macht. Ein solches Blockhaus besteht ganz aus übereinandergelegten dicken Bohlen, zwischen denen in einer Höhe von ohngefehr 5 Fuß ein schmaler offener Zwischenraum auf allen 4 Seiten desselben herumläuft, aus welchen die Soldaten schießen. Der Eingang ist ebenfalls verschanzt. — Ich habe mich gewundert, daß man von der Festung aus die Anlegung dieses Forts durch Bombenwerfen und Canonenschüsse nicht verhindert hat, da man doch aus der nicht sehr großen Entfernung schließen sollte, daß diese wohl hätte verhindert werden können. —

Der Leichnam des Generals Hoche — der am 11. Septbr. 1797. zu Wezlar starb — wurde hierher geführt, und hier begraben. Den Ort, wo er ruht, zeigt ein hölzerner Thurm an, den man über seinem Grabe erbaute. Das Monument, das ihm die Sambre- und Maas-

Armee errichten ließ, steht weiter hinab, bei Weissenthurm, Neuwied gegenüber.

Marceau's Denkmal befindet sich auf einer Anhöhe in dem Fort. Es besteht aus einer vierseitigen hohen Pyramide von Tuffstein. Auf jeder der vier Seiten der Pyramide lieset man eine Inschrift. In einer Nische sieht man die Urne, welche die Asche des Feldherrn enthält.

Marceau commandirte bei dem Vorrücken der Franzosen nach Franken 1796. eine Division. Seine Kenntnisse, und seine Tapferkeit gründeten seinen kriegerischen Ruhm, so wie seine Anspruchlosigkeit und die Einfachheit seines Betragens ihm die Achtung und Liebe seiner Cameraden erwarben. Bei dem blutigen Rückzuge aus Franken war er bei der Arrieregarde. Auf dem Westerwalde, in den Engpässen von Höchstenbach, kam es am 20ten September zu einem Gefecht. Es endigte sich ohne Nachtheil für ihn, als ein lauernder Scharfschütz ihn aus dem Gebüsch vom Pferde schoß. Er fiel in die Hände der Oesterreicher, die ihn nach Altenkirchen bringen ließen, wo er mit Milde uud Menschlichkeit verpflegt wurde. Er starb hier am andern Tage in den Armen seiner ihn schätzenden Feinde. Marceau war ein schöner junger Mann, einfach in seinem Aeußern, — am gewöhnlichsten als Chas-

ſeur à cheval gekleidet. Jedermann ſpricht Gutes von ihm.

Marceau's Leichnam ward von Altenkirchen nach Coblenz gebracht, und hier in dem nach ſeinem Namen genannten Fort Marceau zur Erde beſtattet. Ein Jahr ſpäter bei Hoche's Begräbniß grub man ſeine Gebeine wieder aus, verbrannte ſie, und ſtellte die Urne, die man mit der Aſche anfüllte, in das ſeitdem errichtete Mauſoleum, deſſen Inſchriften eine Skizze ſeines ruhmvollen Lebens enthalten. Sie verdienen hier eine Stelle:

Ici repose.

M a r c e a u

né a Chartres,

Departement d'Eure et Loire

Soldat à XVI. ans

General XXII ans.

Il mourut

En combattant

pour sa patrie

Le dernier Jour de l'an 4.

de la Rep. Franc.

Qui que tu sois,
Ami ou Ennemi
De ce jeune Heros,
Respecte les Cendres.

L'Armée de Sambre et Meuse
Après sa retraite
de la Franconie
Quittait la Lahn.
Le General Marceau
Commandait l'aile droite;
Il étoit chargé de couvrir les Divisions
qui defilaient sur Altenkirchen le III.
Jour compl. an 4.
Il faisait ses dispositions
Au sortir de la forêt de Höchstenbach
Lorsqu'il fut mortellement atteint d'une
balle.
On le transporta à Altenkirchen
Ou sa faiblesse obligea de l'abandonner
à la generosité des Ennemis.

Il mourut
Entre les bras de quelques Français
Et des Generaux Autrichiens
Dans la XXVI. Année de son Age.

Il vainquit
Dans les Champs de Fleurus
sur les Bords de l'Ourte,
de la Roer,
de la Moselle et du Rhin.
L'armée de Sambre et Meuse
A son brave General
M a r c e a u.

Je voudrois
Qu'il ne m'eut couté le quart de mon sang
Et vous tinsse en santé
Mon prisonnier!
Quoique je sache que

L'Empereur, mon Maitre,
N'eut en ses guerres
Plus rude ni facheux ennemi.
Memoires du Chevalier Bayard.
Allusion aux paroles du General autrichien Baron de Kray.

Rechts von der Chaussee ab führte ehemals eine in doppelten Reihen mit Pappeln besezte Allee nach Schönbornslust, dem Lustschlosse des Kurfürsten, ½ Stunde von Coblenz. Von dieser prächtigen Anpflanzung existirt keine Spur mehr. Nicht ein Baum blieb stehen.

Das Schloß wurde vor etwa 40 Jahren von dem Kurfürsten Franz Georg von Schönborn erbaut. Es war in seinem Innern modern und prächtig eingerichtet, und diente bekanntlich zulezt den französischen ausgewanderten Prinzen vom Julius 1791. an bis zur Eröffnung des Feldzugs in Champagne zur Residenz. Hier war die Ehre, wie man sich ausdrückte, hier war das auswärtige Frankreich des großen Propheten von Altona. Ach! hätte man es nie hier gesehen! hätte man hier nie den Uebermuth, die Insolenz, den scheuslichen

Tyrannengeist, die Immoralität dieser Auswürflinge Frankreichs kennen lernen, so stünde dieser Ort noch. Diese Gegend wäre nicht verwüstet, und tausend Thränen nicht geweint worden! Die Soldaten der Republik haben ihre Wuth an diesen Mauern ausgelassen, die ihren ehemaligen Unterdrückern zum Wohnsitz dienten. Die Allee ist nicht mehr, das Schloß ist eine wüste Brandstätte; nur die Wände stehen noch, und der Garten ist verheert.

Kärlich, ein anderes fürstliches Lustschloß, und der ehemalige gewöhnliche Sommeraufenthalt der jetzigen Kurfürsten, liegt zwei Stunden von Coblenz in einer schönen Landschaft hinter dem Bubenheimer Berge zur linken der Chaussee, die nach Andernach führt. Schloß und Garten sehen eben so aus, als zu Schönbornslust.

In dieser Gegend liegt auch Rübenach, ein Dorf, bei welchem im Jahr 1792. das berühmte Preußische Lager war, ehe der Zug nach Champagne begann. Noch existirt der Denkstein, der damals zum Andenken dieser Unternehmung errichtet wurde, die so unglücklich ablief.

Die Carthause, am Abhange des waldigten Bergrückens gelegen, der sich oberhalb der Stadt längs dem Rheine hinzieht, verdient

noch immer die Besuche der Fremden in diesem Lande, wenn gleich alle Anlagen und Gebäude auf dieser Höhe verheert, und die Carthäuser verjagt sind. Aber sie waren es nicht, die man dort besuchen wollte; es war die göttliche Aussicht von dieser erhabenen Stelle auf dies Landschaftsgemälde, dem die Natur ein so reiches Colorit gab. Was hier die Natur schuf, konnten die Soldaten nicht vernichten. Noch fließt majestätisch der prächtige Strom daher; ich sehe ihn zur Rechten den dunkeln Gebürgen von Braubach und Rhense enteilen, und die heitere Landschaft noch mehr beleben, die hier zu meinen Füßen liegt. Weit verfolgt ihn mein Auge, Ehrenbreitstein vorbei, bis zu dem dunkeln Andernach. Links schleicht im stillen Thale langsam die Mosel dem Rheine zu, an kleinen Dörfern vorbei, und an der Anhöhe, welche Marceau's Aschenkrug trägt.

Aber noch bleibt dem Wanderer in diesem Lande ein anderer schöner Standpunkt zum Sehen! — Der hohe Felsen, der die Veste Ehrenbreitstein trägt. Um hinüber in das Thal und auf die Vestung zu gelangen, passirt man mit der fliegenden Brücke den Rhein.

Der Mechanismus, durch welchen diese große Fähre täglich fast alle Viertelstunden über den Fluß geht, ist wirklich sehr sinnreich, so

einfach er auch ist. In der Mitte des Rheins sieht man in der Länge hintereinander neun ziemlich große Kähne, wovon der oberste mit Ankern im Flusse befestigt ist. Mit diesem sind die 8 übrigen durch eine starke Kette, und mit einander selbst verbunden. An dieser Kette ist ein starkes Seil angebracht, an welcher nun noch die fliegende Brücke oder die Fähre hängt. Diese besteht aus 2 paralel neben einander befindlichen Schiffen, welche durch Balken mit einander verbunden sind, über welchen Bretter liegen. Es ist Platz darauf für 6 bis 8 Wagen, und mehr als hundert Menschen. Diese fliegende Brücke würde nun ihrer Natur nach, so wie die Nachen, an welchen sie befestigt ist, mitten im Strom still stehen. Aber das an jedem Brückenschiffe befindliche breite Steuerruder wird so gedreht, daß der Strom auf die dadurch in eine schiefe Richtung gebrachte Brücke seine Würkung äußern kann, und sie in einem halben Zirkel von einem Ufer zum andern treibt *).

*) Bugge erläutert in seiner Reise nach Paris (1. Th. S. 27.) die Wirkungsart einer solchen Brücke nach mathematischen Grundsätzen, die ich hier mittheilen würde, wenn sie nicht ohne die dort befindliche Zeichnung unverständlich wäre.

So leicht es aber auch dieser Mechanismus macht, täglich recht oft den Rhein zu passiren, so sehr war dies jetzo erschwert. Um von einem Ufer auf das andere zu kommen, war ein Paß nöthig, und diese sehr unnütze, ganz zwecklose Strenge erstreckte sich nicht allein auf den Reisenden, sondern auf jedes Individuum in Coblenz und dem Thal Ehrenbreitstein. Ob man gleich überall und zwar in der Nähe der teutschen Armeen zu jeder Zeit über den Rhein gehen konnte, so hatten doch hier habsüchtige Generäle eine Plage für die Einwohner erdacht, welcher niemand sich entziehen konnte. Bei der genauen Verbindung, in welcher das Thal und Coblenz wegen ihrer Nähe mit einander stehen müssen, ist diese Nothwendigkeit einen besondern Paß vom General im Thal zu haben, um irgend ein kleines Geschäft hier oder in Coblenz zu besorgen, eine härtere Bedrückung, als man wohl beim ersten Anblick denken sollte, da jeder Paß noch besonders mit 12 kr. bezahlt werden mußte. Noch obendrein werden diese Päße nicht auf längere Zeit, sondern nur auf bestimmte Tage oder valable jusqu'a nouvel ordre ausgestellt, so daß es dem General immer freistand, sie für ungültig zu erklären, welches denn auch sehr häufig geschah. Es wurde alsdann bekannt gemacht, daß alle bisher ausgegebenen Päße ungültig seyen, und alle, die den Rhein passiren wollten, wurden zurück geschickt. Nun lief alles zum Ge-

neral, um einen neuen Paß für 12 kr. zu holen; man kann denken, daß dieses Gewerbe einträglich genug ist, wenn man bedenkt, wie viele hundert Menschen täglich von einem Ufer zum andern gehen.

Ich kam mit einem gültigen Paß vom — Gesandten, der vom französischen Minister in * visirt war, an das Ufer des Rheins ins Thal, womit ich durch das ganze Corps französischer Truppen und durch die Vorposten gereist war, aber der Unteroffizier, der am Ufer stand, und die Pässe der Ueberfahrenwollenden untersuchte, fand ihn nicht hinlänglich. Ich konnte nicht begreifen, wie man das visa eines französischen Ministers nicht genügend finden könne, und bestand darauf zu passiren, als mir die Stimme eines teutschen Betteljungen zuflüsterte, daß ich so — nicht passiren würde. Er würde mir für 12 kr. und eine Belohnung für sich selbst einen Paß vom General Desenfans holen. Ich erkundigte mich bei den Umstehenden nach der Wahrheit, und man bekräftigte es. Ich gab nun dem Knaben die 12 kr. und meinen Paß, gieng mit ihm bis an die Thür des Hauses, worin der Comandant wohnte, und erhielt Abends um 6 Uhr einen gedruckten Paß valable pour aujourd'hui.

Und diese Erschwerung der Communication fand zu einer Zeit statt, wo die nächsten

teutschen Truppen über 50 Stunden weit von dieser Gegend entfernt standen, und während am ganzen übrigen Rheinufer das visa eines französischen Ministers in Teutschland hinlänglich zum Uebergange über den Rhein war. Am andern Tage bedurfte ich wieder eines neuen Passes für 12 kr., der auch nur für 3 Tage gültig war. Zwar hatte man ausgesprengt, das für diese Pässe einkommende Geld würde zur Unterstützung der Armen im Thal verwendet, aber wer daran glaubt — wird selig! und wer berechtigt denn einen General dem Publikum eine Steuer für die Armen aufzulegen, und was hat dies mit der Comandantenschaft einer Vestung zu schaffen? Uebrigens waren selbst die Armen und diejenigen, welche von ihrer Hände Arbeit lebten, zu dieser Abgabe gezwungen. Zwei Nähmädchen aus Coblenz, die im Thal ihren Geschäften nachgegangen waren, zeigten bei der Rückkehr ihren neuen Paß auf der Brücke ihren Bekannten, und sahen es als eine besondere Begünstigung des Herrn Generals an, daß er sie beide auf einen Paß gesetzt habe, und auch nur einfach habe bezahlen lassen.

Der Bgr. Becker, dessen Aufmerksamkeit so leicht keiner der zahllosen Mißbräuche entgeht, hat auch diesen in dem Bewohner des Westrheins mehreremale gerügt. Ein gewisser Adjutant-Comandant Kök, der lange zu Coblenz war, schickte einen seiner Schildknappen mit

fertigen Pässen am Rhein herum, sie in baares Geld umzusetzen. (S. Bewohner des Westrheins Nr. 101. vom 27. Floreal 8. J.) In Nr. 108. dieser Zeitung theilt ferner B. Becker ein Schreiben des hessischen Kriegsraths, Hrn. Zipf, an die Municipal-Verwaltung des Cantons St. Goar mit, worin er dieser meldet, er habe bei seiner Ankunft in St. Goarshausen (auf dem rechten Ufer) wo er Commissair ist, erfahren, daß kürzlich 2 französische Offiziers daselbst gewesen wären, die an dasige Einwohner, deren Güter auf dem jenseitigen Ufer in der Gemarkung von St. Goar liegen, um solche bearbeiten zu dürfen, Pässe, das Stück zu 40 kr. verkauft hätten. Zwar wurde Bgr. Becker für diese dreiste Kundmachung einer niedrigen Gaunerei von den Generälen zu Coblenz vorgefodert, aber man hat nicht gehört, daß sie ihn der Unwahrheit hätten zeihen können. Sie mußten sich begnügen, ihn einen Cisrhenan und Jacobin zu schelten, wie sie alle nennen, die sich erkühnen, Willkühr und Mißbräuche in diesem Lande zur Publicität zu bringen.

Es war unserem erleuchteten Zeitalter vorbehalten, die Kunst Pässe auszufertigen, auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Aber eben diese Vollkommenheit beweist, daß sie ganz unnütz sey, so wie es denn, während der ehrlichste Mann in seinem Passe wie in einem Steckbriefe von Kopf bis

zu Füßen beschrieben ist, niemals mehr Betrüger, Abentheurer, Meuterer und Spitzbuben gegeben hat, als jetzt. Diejenigen Menschen, welche von den gegenseitigen Regierungen in fremde Länder geschickt werden, um zu sehen, was darin vorgeht, und auch vielleicht um Unruhen zu erregen, werden durch alle Maasregeln dieser Art nicht zurückgehalten werden; sie haben die förmlichsten Pässe, und selbst das fast hermetisch verschlossene Rußland und Oesterreich stehen ihnen offen. In jedem fränkischen Hafen sind englische Spione, und Talleyrand Perigord kennt durch eben solche Leute jede Maasregel des englischen Ministeriums. Auf diese Art trift die Strenge in Ansehung der Pässe nur meistens den, der seinen Privatgeschäften nachreiset, den Kaufmann und den, welcher Erweiterung der Länderkunde zum Zweck hat. Sie hält ferner den von den Grenzen des verschlossenen Landes ab, der zu seinem Vergnügen reiset, und sein Geld darin verzehren würde. Die durch Gottes Allmacht bis hieher erhaltene Verwirrung *) in unserem teutschen Vaterlande läßt mich indeß der angenehmen Hoffnung leben, daß man mit der projectirten Vervollkommnung des teutschen Paßwesens wohl so leicht nicht zum Ziel kom-

*) Confusio divinitus conservata. So definirte einst ein großer Mann die teutsche Staatsverfassung.

men werde, und ich wünsche jedem teutschen Reisenden Glück dazu. Wir wären wirklich übler daran, als in jedem andern Lande, wenn wir bei unsern Geschäfts- und Lustreisen auf die Messen und in die Bäder, nnd auf den benachbarten Jahrmarkt, der auf eines andern Potentaten Grund und Boden gehalten wird, eines besondern visa in jedem der vielen Territorien bedürften, welche man bei einer Reise von etlichen Meilen oft zu passiren hat. Ich sehe es daher als eine unnütze Ausgabe an, wenn unsere Magisträte und andere Obrigkeiten dem Geiste des Zeitalters in Ansehung der Pässe folgen, sie, wie es schon in einigen Ländern geschieht, den französischen nachahmen, und die Zahl der noch vorhandenen alten, worin geschrieben steht „daß dahier, Gott sey Dank! noch gesunde Luft und auch nirgends eine Contagion anzutreffen sey" dadurch zu Makulatur machen. Bei der Genauigkeit, mit welcher man in allen Dingen in Teutschland zu Werke zu gehen pflegt, müßten dann auch noch mehrere Maaße, die Reisenden zu messen, gefertigt, und genaue Bestimmungen der vorhandenen vorgenommen werden, sonst könnte leicht ein Reisender von 5 Zoll preußischen Maaßes in Schwaben oder Franken zu klein befunden, und deshalb an der Fortsetzung seiner Reise gehindertwerden.

Der Weg auf die Vestung ist sehr mühevoll, aber diese Mühe wird durch die unend-

lich große und mannigfaltige Aussicht reichlich belohnt. Die zwei Flüsse, der Rhein und die Mosel geben der Landschaft einen unnennbaren Reiz, Frische und Leben.

Die Vestung Ehrenbreitstein (lat. Hermanni petra oder Ehrenberti saxum) in alten Zeiten auch Irmstein genannt, soll schon zu den Zeiten des Kaisers Julian ein Castell gewesen seyn, das aber im zwölften Jahrhunderte fast gänzlich verfallen war. Um diese Zeit beschloß Hermann Hillin, Erzbischof von Trier, es wieder herzustellen, und baute sieben Jahre daran (von 1153 bis 1160). Zugleich mit dieser Herstellung des Castells legte er auch das Schloß Helfenstein an, das aber in der Folge vom Kurfürsten Balduin wieder geschleift wurde.

Der Erzbischof Hermann hatte die neue Festung wegen ihres geräumigen Umfangs anfänglich Ehrenbreitstein genannt, hernach aber gab er ihr den Namen Hermannstein, der aber ungebraucht blieb.

In der Folge ließ der Kurfürst Johann der Zweite, aus dem Hause Baden (1481) mehrere neue Werke und Befestigungen auf dem Felsen anlegen, so daß es fast unangreifbar ward. Drei Jahre lang wurde an dem berühmten Brunnen gegraben, der eine Tiefe von 280 Fuß hat, und sein Wasser aus dem Rheine schöpft. Es wurde ferner ein Gieß-

haus angelegt, worin seltsam und sorglos genug zugleich das Pulvermagazin war, und außerdem noch mehrere Gebäude zur Wohnung des Commandanten und für die Bedürfnisse der Garnison erbaut.

Durch Gewalt unbezwingbar war Ehrenbreitstein immer eine der stärksten Vormauern Teutschlands gegen Frankreich. Ihm glich nur Königstein und Hohentwiel. Nur dem Hunger, der Mauern bricht, und Thore öffnet, erlag sie in den blutigen Jahren des dreißigjährigen Krieges, und in denen der französischen Revolution.

Schon mehr als einmal haben die Franzosen Ehrenbreitstein auf eine Zeit lang im Besitz gehabt. Als im dreißigjährigen Kriege die Spanier den Kurfürsten Philipp Christoph aus dem Hause Sötern gar zu sehr bedrängten, so begab er sich im französischen Schutz, und räumte Frankreich zur Versicherung seiner Treue am 27. Mai 1632. die Festung Ehrenbreitstein ein. Zwar besaßen um eben diese Zeit die Spanier die Stadt Coblenz, sie wurden aber am 21. Junius von den Schweden daraus vertrieben, und dieser Ort den Franzosen gleichfalls übergeben.

Dieser Besitz der Franzosen von Ehrenbreitstein dauerte bis zum Jahre 1637. Das Jahr vorher (1636) schon fiengen die Oesterreicher, Spanier und Baiern an, die Festung einzu-

schließen, und belagerten sie unter dem Commando des Generals Johannes von Werth, der ein Corps zum Entsatz herbeigeeilter Holländer und Hessen im Angesicht der Belagerten hinter Grenzhausen schlug. Der Hunger nöthigte den französischen Commandanten Saludi am 27. Junius 1637. zur Uebergabe. Man überlieferte sie dem Kurfürsten Ferdinand von Cölln, der sie dereinst ihrem rechtmäßigen Herrn wieder übergeben sollte. Indeß hielten nach der Zeit die Kaiserlichen die Festung noch immer besetzt, und behaupteten sie bis nach dem Westphälischen Frieden, da sie dann endlich 1650 dem Kurfürsten von Trier wieder eingeräumt wurde.

Als Coblenz im Jahre 1688. von dem französischen Marschall von Boufflers belagert und beschossen ward, warf man auch einige Bomben auf Ehrenbreitstein, die aber von gar keiner nachtheiligen Wirkung waren.

Der französische Revolutionskrieg gab nach langer Ruhe in diesen schönen Gegenden der Festung Ehrenbreitstein neue Wichtigkeit und Ruf. Man hatte es in diesem friedlichen Lande fast ganz vergessen, daß Ehrenbreitstein noch etwas anders sey, als der Standpunkt eine reizenden Gegend zu überschauen. Die jetzige Generation hatte kaum eine Canone darin losschießen hören, höchstens wurden ein paar alte

Doppelhacken bei einigen kirchlichen Feierlichkeiten abgebrannt. Außer der Absicht des Genusses der Natur erstieg mancher fromme Pilgee den Berg noch, um den heiligen ungenähten Stock des Welterlösers, Sickingens Waffen und die große Canone, den Vogel Greif genannt, zu sehen, welche die drei hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten der Festung ausmachten. Ich bin nicht so glücklich gewesen, eine derselben zu betrachten, und weiß auch nicht, wo erstere Reliquie hingekommen ist. Vermuthlich wurde sie, da sie leicht transportabel war, gerettet, worüber sich die Franzosen bei ihrer leichtfertigen Denkungsart über derlei heilige Sachen wohl wenig Kummer werden gemacht haben.

Ungleich interessanter für sie war die große Canone, der Greif. Diese ungeheure Schießmaschine war siebenzehn Fuß und drei Zoll lang, wog dreihundert Centner, und soll eine Kugel von hundert und sechzig Pfund mit einer Ladung von 80 Pfund Pulver bis nach Andernach (4 Stunden weit) haben schießen können. Der Kurfürst Richard von Greifenklau ließ sie zu Frankfurt gießen. Sie führte unter dem Zündloch die Inschrift:

Vogel Greif heis ich
Meinen gnädigen Herrn von trier dinn ich,

Wo er mich heißt gewalden
Da will ich Dohrn und Mauren zerspalten.
Simon goß mich 1528.

Man hatte bis zur Einnahme der Festung Ehrenbreitstein immer geglaubt, daß dieses große Stück Metall schlechterdings nicht zu bewegen und fortzubringen sey — wiewohl sie doch auf die Festung gebracht worden ist — aber die Franzosen, bei denen kein Ding unmöglich ist, wenn es darauf ankommt, fremdes Eigenthum in das ihrige zu verwandeln, haben bald gezeigt, daß diese Meinung nur ein Wahn sey, und einen neuen Beweis gegeben, wie viele Geschicklichkeit in Transportirung von Kunst- und andern Sachen aus fremden Ländern in das ihrige sie sich während dieses Krieges erworben haben. Vogel Greif mußte schwimmen lernen, und wurde glücklich auf der Mosel nach Metz gebracht.

Sickingens Waffen hiengen im Arsenal. Sein Fall macht ihn größer, als ein von ihm errungener Sieg. Drei Fürsten, von Hessen, Pfalz und Trier bekämpften den tapfern Mann, und besiegten ihn durch ihre Uebermacht. Kurfürst Richard nahm des Ritters Waffen mit, und hieng sie hier auf. — Wo sie hingekommen sind, ist mir unbekannt.

Ehrenbreitstein hat während des verflossenen Krieges mehrere Blokaden unüberwunden ausgestanden, bis es endlich im Jahre 1799. dem Hunger erlag.

Schon im Jahre 1792. als Cüstine Mainz einnahm, würde er im ersten Schrecken wahrscheinlich auch Ehrenbreitstein erhalten haben, worauf sich damals nur eine kleine Garnison befand, aber dieser abentheuerliche General kannte seinen Vortheil nicht. Die Einnahme dieser Vestung würde damals den verbündeten teutschen Heeren außerordentlich nachtheilig gewesen seyn, als sie aus Champagne wieder zurückkehrten.

Im Jahre 1795. nach dem ersten großen Rheinübergange der Franzosen bei Uerdingen am 5. September, passirte auch am 16. September der rechte Flügel der Sambre- und Maasarmee bei Neuwied den Rhein, nahm das von den Oesterreichern bei dieser Stadt Tages vorher verlassene Lager ein, uud blokirte Ehrenbreitstein.

Diese Blokade dauerte nur bis zum 18. October desselben Jahres, wo diese Festung nach dem Siege Clairfaits über die Jourdansche Armee (am 13. Oct.) an der Nidda und dessen Entsatz von Mainz auf dem rechten Rheinufer durch den Vortrab der kaiserlichen Nie-

derrhein-Armee unter General Borros befreit wurde. Die Franzosen kehrten über die Brücke von Neuwied und bei Deuz auf das linke Ufer des Rheins zurück.

In dem thatenvollen Feldzuge von 1796. wurde Ehrenbreitstein zweimal blokirt, und zweimal entsetzt. Die französische Armee unter Jourdan war schon am 30. Mai über die Wupper vorgerückt, und setzte am 1. Junius über die Acher. Sie rückte bis an die Lahn vor, und umschloß mit ihrem rechten Flügel die Festung. Aber wenige Tage nach dem Gefecht bei Wetzlar (am 15. Jun.) wo der Erzherzog Carl die Franzosen schlug, wurde es schon wieder frei. Schon am 19. Junius waren die Divisionen der Generale Championnet, Bernadotte und Grenier wieder jenseits des Rheins, wiewohl sie noch den Brückenkopf bei Neuwied und die Vestung Düsseldorf inne hatten.

Indessen dauerte diese Befreiung nicht lange. Der Feldherr Wurmser, der einen Theil seiner Truppen vom Oberrhein an die Lahn gegen die Sambre- und Maasarmee hatte schicken müssen, war nun zu sehr geschwächt, um den Angriffen der französischen Armee unter Moreau zu widerstehen. Er wurde am 14. Junius bis unter die Kanonen der Rheinschanze von Mannheim zurückgedrängt. Zugleich gieng

Moreau's Armee bei Kehl über den Rhein. (24. Jun.)

Dadurch erhielt die Sambre- und Maasarmee wieder Luft. Kaum war die Nachricht von jenem Uebergange in dem Hauptquartier Jourdans angekommen, als alle Divisionen der Sambre- und Maasarmee sich aufs neue in Bewegung setzten, um nach der Lahn vorzurücken. Am 28. Jun. brach der linke Flügel derselben unter General Kleber von Düsseldorf auf, am folgenden Tage setzte die Division des Generals Grenier bei Cölln über den Rhein, und vereinigte sich mit jenem, und am 2. Jul. erzwang Jourdan selbst unter dem Schutze eines heftigen Canonenfeuers im Angesicht des Finkschen Corps den Uebergang bei Neuwied. Die kaiserliche Armee unter dem General Kray gieng über die Lahn zurück, und ihr folgte am 9. Jul. die ganze französische Armee.

So war Ehrenbreitstein zum zweitenmale in diesem Feldzuge sich selbst überlassen. Ein Theil der Division Marceau blokirte die Festung. General Poncet commandirte diese Belagerung. Von allen im Rücken der französischen Armee befindlichen Festungen war Ehrenbreitstein die einzige, deren Bezwinguug die Franzosen mit einer verhältnißmäßigen Macht und Thätigkeit betrieben. Am 19. Julius des Morgens um 1 Uhr begann das Bombarde-

ment auf eine furchtbare Art. Eine Menge Kugeln flogen in die Festung, ohne jedoch zu zünden. Desto mehr litte das Thal. An mehreren Orten brach Feuer aus, das nicht zu löschen war. Die Einwohner erhoben ein schreckliches Jammergeschrei. Die Flamme war so heftig, daß man in Coblenz auf dem Markte, so wie bei hellem Tage, eine Schrift hätte lesen können. Die Besatzung feuerte wieder. Erst um 8 Uhr Morgens ward das beiderseitige Canoniren eingestellt. Man machte hernach aus, daß von Ehrenbreitstein aus nicht auf Coblenz geschossen werden solle.

Von jetzt an wurden fast täglich Gefechte geliefert zwischen den ausfallenden Truppen von der Garnison der Festung, und den Franzosen, die sie einschloßen. Am 30. Julius des Morgens um 4 Uhr eroberten diese die Anhöhe von Neuendorf, den Nettenkopf genannt, an der Nordseite von Ehrenbreitstein, durch welche die Vestung dominirt wird. Sie erstiegen sie unter einem Regen von Kugeln mit dem Bajonet, und tödteten theils die Besatzung darin, theils wurde sie zu Gefangenen gemacht. — Diese Gefechte, wobei nichts entschieden wurde, dauerten mit abwechselndem Erfolg fort, bis die Folgen der Niederlage Jourdans in Franken sich auch auf diese Gegend erstreckten. Man verdoppelte jetzt die Thätigkeit bei der Belagerung, aber vergebens. Die kaiserliche Ar-

mee näherte sich der Festung wieder, und nach einem Gefechte an der Lahn, das sich von Giessen bis an den Rhein erstreckte (den 16. Sept.) sahen sich die Franzosen zum zweitenmale in diesem Feldzuge genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Am 17. Sept. des Morgens verließ die Sambre- und Maasarmee ihre Stellung in der Gegend von Hachenburg und Dierdorf und zog sich theils nach Neuwied, theils nach der Sieg zurück. Um 9 Uhr des Morgens sahe man die ersten teutschen Truppen wieder bei Pfaffendorf. Noch Tages vorher machte die Besatzung ein fürchterliches Feuer auf die französischen Batterieen, die sie dann nach dem Entsatz ganz zerstörte.

Die Vertheidigung von Ehrenbreitstein während mehrerer Wochen vom Julius bis zur Mitte des Septembers, macht ihrem Commandanten dem Obersten von Sechtern und der Garnison sehr viel Ehre. Der Name dieses tapfern Mannes wird in der Nachwelt leben, und unter den wenigen edlen Männern genannt werden, die treu in der Erfüllung ihrer Pflicht waren. Der Erzherzog dankte ihm selbst in einem verbindlichen Schreiben für seine Vertheidigung. Er bewilligte dabei die Feier eines Te Deum darüber mit den folgenden Worten in seinem Schreiben: „Es sey nur allzubillig, die öffentliche Feier solcher Thaten zu gestatten, die

dem teutschen Vaterlande zum Muster dienen können."

Man hat berechnet, daß während dieser zweiten Blokade über 40000 Kugeln aus der Festung geschossen wurden. Die Franzosen verloren dabei gegen 1000 Mann.

Im folgenden Jahre 1797. nach dem Rheinübergange der Franzosen unter dem General Hoche (18. April) und Wernecks Rückzuge begann eine neue Blokade unter dem französischen General Goullus. Sie war von keinen auffallend wichtigen Ereignissen begleitet, da der Abschluß der Friedenspräliminarien zu Leoben den kriegerischen Unternehmungen ein Ziel setzte.

Aber die Einschließung dieser Festung begann wieder zu einer Zeit, da man es am wenigsten hätte erwarten sollen – zur Zeit des Rastadter Congresses während des Jahres 1798. und im Anfang des folgenden. Die Blokade fieng schon im Februar an, und dauerte ununterbrochen mit mehrerer oder minderer Strenge fort.

Es war der Kurtrierische Oberst Faber, der sie mit Trierischen und andern Reichstruppen vertheidigte. Vergeblich protestirte er gegen die Einschließung; die Franzosen ließen nichts hinein. So wurde schon am Ende des Febru-

ars (1798.) ein Transport Strümpfe angehalten, der für die Besatzung bestimmt war. Der Commandant wandte sich deshalb an den General Hatry. Dieser antwortete aus Mainz unterm 2. März, daß zu der Zeit, als die Strümpfe weggenommen worden, der Befehl statt gehabt habe, die Vestung Ehrenbreitstein auf eine Art zu umgeben, daß nichts hinein kommen könne. „Da diese Dispositionen, fährt er in dem desfalsigen Schreiben fort, noch nicht abgeändert worden sind, so kann ich nicht Befehl geben, daß die Effekten, welche Sie zurück verlangen, jetzt zu Ihrer Disposition zurück gegeben werden. Ich wünsche sehr, Herr Commandant, die nähere Bekanntschaft eines braven und galanten Mannes zu machen, wie Sie sind, und daß die geringe Hoffnung, welche Sie haben, sich in Ihrem Posten zu erhalten, Sie zu dem Entschlusse bringe, diesen Posten zu räumen.“

Faber ertrug mit seiner Garnison alle Leiden des Mangels auf die standhafteste Art während des ganzen Sommers und Winters des Jahres 1798. Mit ihm erduldeten die Einwohner des Thals gleiche Leiden. Aber sie würden noch mehr gelitten haben, wenn die Franzosen nicht selbst aus Gewinnsucht die Einbringung von Lebensmitteln begünstigt hätten. Es landeten Schiffe mit Viktualien unter dem Fel-

sen von Ehrenbreitstein, die weiter oben am Rhein beladen worden waren. Die Geschichte eines französischen Offiziers hängt damit zusammen, der sich in Coblenz in einen Brunnen stürzte, herausgezogen ward, aber dann plötzlich im Hospital starb. Auch die französischen Soldaten auf den Vorposten suchten von der Hungersnoth im Thal und auf der Festung zu profitiren. Sie verkauften den Einwohnern Butter, Caffee, Zucker u. s. w. Aber in spätern Zeiten stieg dennoch die Noth auf einen hohen Grad. Ein Huhn ward mit 4 fl., eine Gans mit 8 fl., ein Pfund Butter mit 4 fl., ein Pfund Caffee mit 12 fl., ein Pfund Zucker mit 12 fl., ein kleines Klafter Holz mit 40 fl. &c. bezahlt. — Vom November (1798) an, war aber um noch mehreres Geld nichts mehr käuflich zu haben. — Vergeblich wandten sich früher die Reichsdeputation und selbst die Preussischen Minister im Namen ihres Königs noch am 6 Nov. an die französischen Congreßgesandten, und unterstützten mit den stärksten Gründen die Foderung der Aufhebung der Blokade, und Gestattung von deren Ravitaillirung. Es blieb wie es war. — Eine andere Note wurde am 22. Nov. von denselben Ministern der französischen Gesandtschaft übergeben. Nachdem darin gezeigt worden ist, daß die Verproviantirung der Festung ausdrücklich ausbedungen worden, heißt es darin also:

„Da die Umstände so sind, sollten da bei allen Parthieen, denen an der gegenwärtigen Erhaltung der Dinge gelegen ist, nicht die beunruhigendsten Besorgnisse entstehen, wenn man, ungeachtet aller auf unwiderstehliche Gründe gestützter Vorstellungen eine ungesetzliche Maasregel fortdauern sieht, welche offenbar dahin abzielt, eine der wichtigsten Festungen durch Hunger fallen zu lassen? Die von der Reichsdeputation versprochene künftige Demolirung beraubte in der That das nördliche Teutschland einer für seine Vertheidigung wichtigen Festung. Doch der König verließ sich auf die freundschaftlichen Versicherungen des Directoriums. Se. Majestät hofften die Wirkungen davon in der Folge zu erfahren. Die gegenwärtige Blokade dieses Platzes selbst, welche aber so sehr der Gerechtigkeit, als der Großmuth der französischen Nation zuwider seyn zu müssen scheint, kann daher auf keine Weise dem Könige gleichgültig seyn, und wenn der offenbare Zweck erreicht wäre, so würde der Zustand der Angelegenheiten des nördlichen Teutschlads dadurch eine wichtige, in Rücksicht seiner Sicherheit sehr ungünstige Veränderung erleiden. Vorzüglich bei Abwägung dieser letztern Betrachtung wird es offenbar, daß das directe Interesse Sr. Majestät besonders dabei compromittirt ist. Bei der Uebernahme der Garantie des nördlichen Teutschlandes hat der König mit Vorwissen und Einstimmung der französischen Regierung alle zur

Erhaltung dieses friedlichen Systems dienliche Maasregeln genommen. Die militairischen Einrichtungen siud natürlich nach den respectiven Positionen abgemessen worden. Es leuchtet in die Augen, daß der Zustand, worin bis jetzt Ehrenbreitstein sich befindet, vielen Einfluß darin hat. Schon die Blokade dieses Platzes bringt eine bedeutende Veränderung in die militairischen Positionen. Und wenn die durch diese Maasregel bis zum Hunger gebrachte Garnison genöthiget wäre, ihren Posten zu verlassen, in Gegenwart noch im Kriegsstande, obgleich nicht in Feindseligkeiten mit dem teutschen Reiche befindlicher Truppen, und welche gegen alles Recht, sich in den Besitz davon setzen könnten, alsdann würde die Gestalt der Dinge auf eine Art, welche soviel als eine gewaltsame wäre, gänzlich verändert werden. Die die Neutralität des nördlichen Teutschlandes schützende Armee würde nicht mehr zn ihrem Zwecke hinreichend sey. Die Vertheidigungsmaasregeln müßten vermehrt werden, um mit der offensiven Stellung, welche diese Festung annehmen würde, sich im Verhältniß zu finden; und dieß alles würde die Folge eines Bruchs des bestehenden Waffenstillstandes, eine Verletzung der Verträge einer förmlichen Uebereinkunft seyn. Das französische Directorium — heißt es am Ende — von den wahren Gesichtspunkten unterrichtet, welche die jetzige Lage von Ehrenbreitstein mit ihren Folgen darbietet, wird ohne

Zweifel geneigt seyn, dem Könige einen Beweis seiner Achtung für die gerechten Wünsche Seiner Majestät zu geben, damit die Blokade dieser Vestung sogleich aufgehoben, und die Freiheit zu seiner Verproviantirung den gegenseitigen Verträgen gemäß wieder hergestellt werde."

Diese Vorstellungen waren so fruchtlos als alle übrigen. Seltsam genug erklärte der General Jourdan, daß er jeden Ausfall der Garnison aus der Festung, um sich Lebensmittel zu schaffen, als einen Waffenstillstandsbruch ansehen würde, während er selbst durch den General d'Allemagne Ehrenbreitstein schon längst hatte feindlich behandeln lassen. Das französische Blokade-Corps litt dabei in dem harten Winter von 1798. und 99. nicht minder, als die Einwohner des Thals und die Garnison. Viele Soldaten, denen es an allem fehlte, kamen vor Hunger und Kälte um. Vergebens ließ sich der Oberst Faber in Unterhandlungen mit dem französischen General d'Allemagne ein; Ersterer erklärte endlich, daß er die Festung bis auf den letzten Mann vertheidigen würde, daß er aber den Einwohnern im Thal keine Lebensmittel mehr geben könne, und daß er sie der Menschenliebe des französischen General empfehle.

Um diese Zeit kostete im Thal eine Katze 1 fl. 12 kr.; 1 Pf. Pferdefleisch 15 kr.;

eine Salm 24 kr.; ein Sperling 3 bis 8 kr. u. s. w.

Späterhin und kurz vor der darauf erfolgten Räumung der Festung wurde von dem Commandanten noch sowohl durch mündliche Verhandlungen als durch ein nachdrückliches Schreiben an den französischen General alles mögliche versucht, um die durch Conventionen festgesetzte Verproviantirung von Ehrenbreitstein zu bewürken. Aber alle diese dringenden Vorstellungen blieben fruchtlos. Bei dem aufs höchste gestiegenen Mangel aller Lebensmittel blieb daher dem Commandanten kein anderer Ausweg übrig, als die Festung zu verlassen. Indem er den französischen General von diesem Entschluß benachrichtigte, überschickte er demselben zugleich eine förmliche Protestation gegen die Besitznahme der Festung durch französische Truppen „als gegen eine Uebertretung der zwischen dem teutschen Reiche und Frankreich bestehenden Verträge, namentlich des Präliminärtractats von Leoben, der Militair-Convention von Heidelberg, insbesondere der auf die Vestung Ehrenbreitstein selbst Bezug habenden Verträge, und endlich als gegen eine offenbare Verletzung der einfachsten Grundsätze der öffentlichen Treue und Redlichkeit, welche bisher von allen gesitteten Nationen für heilig und unverletzlich angesehen worden sind.“

Gedrungen durch die harte Nothwendigkeit traf am Ende der Oberste Faber über den Abmarsch der Garnison am 24. Januar 1799. eine Uebereinkunft, die aus 13. Artikeln bestand. Es wurde darin festgesetzt, daß die Garnison am 27. Jan. in 2 Colonnen mit klingendem Spiel, Waffen und Bagage, Feldstücken rc. aus der Festung ausmarschire. Die Effecten der Offiziers, die nicht sogleich fortgeführt werden können, sollten im Thal bleiben rc. — Noch verlangte der französische General, daß das Silberzeug und andere Reichthümer, welche verschiedenen Kurfürsten, Fürsten und Stiftern gehören, und in der Festung verwahrt seyn sollten, ihm übergeben würden; es wurde aber bemerkt, daß dieß gar nicht der Fall wäre; doch befehligte er einen Adjutanten bei dem Auszuge aus der Festung zugegen zu seyn, um sich zu versichern, daß nichts dergleichen ausgeführt würde.

Nach einer 14monatlichen Blokade verließ endlich die Garnison von Ehrenbreitstein diese Festung am 27. Januar 1799, und nahm 9 Kanonen mit sich, die nicht zur Festung gehörten. Sie war überhaupt ohngefähr 2000 Mann stark, und am meisten aus dem Cöllnischen Contingent und Trierischen Truppen zusammengesetzt. Noch befanden sich darunter die Contingente von Neuwied, Sachsen-Hildburghausen und Münster. Sie kehrte über Frankfurt zu der

Armee in Teutschland zurück. Diesen so lange Zeit von der übrigen Welt abgegeschnittenen Männern waren fast alle wichtigen Ereignisse unbekannt geblieben, die seit 6 Monaten sich zugetragen hatten.

So fiel Ehrenbreitstein, nicht durch Waffengewalt, sondern mitten im Frieden durch Hunger. Die Franzosen besetzten es darauf mit ihren Truppen, und fiengen gleich darauf an, die Festungswerke zu erweitern und zu verbessern. Täglich wurde von einer großen Anzahl Bauern daran gearbeitet, und mehrere neue Schanzen und Redouten auf den zunächst gelegenen Anhöhen aufgeführt. Diese neuen Anlagen wurden die Geißel der Länder auf dem rechten Rheinufer. Vierzig und mehrere Stunden weit mußten die Bauern hierher kommen, um daran zu arbeiten. Wälder wurden ausgehauen, um Pallisaden zu machen, und ungeheure Requisitionen ausgeschrieben, um die Bedürfnisse der Garnison zu befriedigen, und noch mehr die Beutel der Obern zu füllen. Es würde interessant seyn, die geheime Geschichte der Bedrückungen zu lesen, die man sich erlaubt hat, um angeblich diese Festung in Vertheidigungsstand zu setzen.

Der Oberst Faber hat wie sein Vorgänger Sechtern den Ruhm der Standhaftigkeit und des kriegerischen Muths sich erworben.

Er und seine tapfere Garnison verdienen die Achtung Teutschlands, so wie sie die der Franzosen erwarben, welche selbst Muth und Widerstand mehr ehren, als feige Ergebung in ihren Willen.

Der Friede von Lüneville hat endlich das Loos von Ehrenbreitstein bestimmt. Ich sahe im April d. J. der Demolition dieser Festung zu. Die französischen Offiziere, die mit der Schleifung beauftragt waren, bewiesen sich gefällig gegen das zuschauende Pubikum, indem sie die Werke, welche an der Ordnung zu sprengen waren, an dem Tage ihrer Vernichtung mit einer rothen Fahne bezeichneten. Vor der Explosion wurde dann ein Zeichen durch einen Kanonenschuß gegeben, damit sich die in der Nähe wohnenden Leute vorsehen, und die Liebhaber versammeln konnten. Die Mine sprang, und in einem Augenblicke lagen Werke da, die Jahrhunderte lang der Witterung, der Barbarei und dem Heldenmuthe unbezwingbar waren. Aber die Hoffnung wenigstens eine schöne Ruine für die Gegend von Coblenz zu erhalten, ist gänzlich getäuscht worden. Kaum sieht man noch eine Spur dessen, was hier war. Der feste Johannisthurm, der zuerst einer starken Ladung widerstand, und nur beim zweiten Versuche gestürzt werden konnte, hat diesen Trotz durch seine völlige Vernichtnng gebüßt. Ein anderer Thurm, das sogenannte Gieshaus, an

der südlichen Spitze, eine Antike von mehr dann 600 Jahren (1166 von Hillin erbaut) war in einem Augenblick in Staub und Trümmer verwandelt, daß kaum ein kleines Mauerstück davon übrig blieb. (s. Cobl. Z. Nr. 45.)

Wer kann diese Trümmer ohne eine traurige Empfindung sehen? Wer fühlt nicht die Demüthigung Teutschlands? Keine Feste schützt mehr unser Vaterland, wenn es dem Sieger einfällt, in sein Inneres zu dringen. Ehrenbreitsteins Fall vernichtet selbst die Sicherheit des nördlichen Teutschlands, eine Wahrheit, die schon die Preußischen Minister in der oben angeführten Note an die französischen erkannten. So haben wir dann nur unsere Arme zur Vertheidigung. Mögen wir sie kräftig gebrauchen, und muthig die Herzen schlagen in der Stunde der Schlacht!

Auch die untern Werke und Gebäude im Thal sind gesprengt worden. Das Ganze gewährt einen scheuslichen Anblick der Zerstörung!

Achter Abschnitt.

Geographisch-statistische Nachrichten vom Rhein- und Moseldepartement.

Auch im Rhein- und Moseldepartement ist auf Veranlassung eines Briefes des Ministers vom Innern (vom 20. Floreal des 7. Jahres) worin die Professoren der Centralschulen eingeladen werden, statistische Nachrichten von ihren Departements zu sammeln, ein statistischer Allmanach über das Rhein- und Moseldepartement erschienen, der den Titel führt: Jahrzähler des Departements vom Rhein und Mosel, eins der vier neuen Departemente auf dem linken Rheinufer von A. Vanrecum, Centralverwalter. Jahr 8. der Republik. Coblenz in der neuen Buchhandlung und Buchdruckerei auf dem Paradeplatze Nr. 465. — Dieser Allmanach hat bei weitem nicht den Grad der Vollständigkeit und Genauigkeit, welchen man von solchen Arbeiten verlangt, aber immer ist

es eine verdienstliche Arbeit, die der B. Vanrecum unternahm. Man kann es wirklich entschuldigen, wenn Irthümer und Fehler darin sind, da die Composition dieses Departements aus so mancherlei kleinern und größern Herrschaften wenig Genauigkeit in den statistischen Angaben zuließ. Von den meisten dieser Länder waren bisher weder Vermessungen noch Berechnungen vorhanden, die vorhandenen aber wurden von den Besitzern sorgfältig zurückgehalten, weil sie dadurch sich selbst, oder den vorigen Herren dieser Distrikte Schaden zu thun glaubten. Nur die Publicität und Zeit können den Geographen und Statistikern richtige Kenntnisse von diesen Ländern verschaffen.

Am unrichtigsten in diesem kleinen Werke mögen die zwei Bogen Tabellen seyn, die ihm am Ende angehängt sind. Sie enthalten in 13. Rubriken die Namen der Gemeinden, ihren ehemaligen Souverain, die Familien- und Seelenzahl, die Zahl der Pferde, des Rindviehes, der Häuser, Mühlen, und der Gebornen, des Ackerlandes, der Wiesen und Waldungen ꝛc. Im Bewohner des Westrheins (Nr. 82.), worin sich eine Art von Recension dieses Allmanachs befindet, wird gesagt, daß diese Tabellen ein wahres Meisterstück von Unrichtigkeit seyen, und daß die Listen, die das Dorf Buch bei Berlin im Jahre 1498. gehabt habe, leicht richtiger gewesen seyn mögen. Indessen enthalten

nach derselben Beurtheilung die Nachrichten von den einzelnen Cantons manche gute Notizen. — Die Hoffnung, diese Unrichtigkeiten im Allmanach für das 9te Jahr verbessert zu sehen, ist nicht erfüllt worden. Wegen Mangel an Absatz ist der Kalender in diesem Jahre nicht neu gedruckt worden, wie mir auf eine desfalsige Anfrage in Coblenz geantwortet wurde. — Ich ziehe aus diesem Allmanach und andern mir mitgetheilten Nachrichten hier dasjenige aus, was mir für meine Leser einiges Interesse zu haben scheint.

Das Departement des Rheins und der Mosel hat seine Benennung von den beiden Flüssen dieses Namens erhalten. Der Rhein macht dessen Grenze von Bingen bis Bonn, und zuzugleich die Grenze der französischen Republik gegen Teutschland. Die Mosel hingegen betritt bei Trarbach zuerst das Rhein- und Moseldepartement, und durchströmt so die Cantone Trarbach, Münster-Mayenfeld, Luzerath, Zell, Kochem, Treiß und Rübenach, und ergießt sich dann, wie schon angeführt ist, bei Coblenz in den Rhein.

Die Grenzen des Departements sind gegen Norden das Roerdepartement, gegen Osten der Rhein, gegen Süden die Departements vom Donnersberg und der Saar, und gegen Westen das Departement der Saar. — Diese

Grenzen sind durch den Beschluß des Regierungs-Commissairs vom 4. Pluviose des 6. Jahres und einige nachherige Entscheidungen des nämlichen Commissairs genauer bestimmt worden.

Die Länge des Departements beträgt $13\frac{1}{2}$ Myriameter oder 27 Stunden, die Stunde zu 2566 Klaffter; seine Breite ist ohngefähr 6 Myriameter oder 12 Stunden, und sein Flächeninhalt hat ohngefähr 81 Myriameter oder 324 Stunden.

Das Departement begreift einen Theil der ehemaligen Pfalz am Rhein, der Kurfürstenthümer Trier und Cölln und die Besitzungen von mehreren Reichsfürsten, Grafen und Reichsrittern. — Alle diese Länder sind im Allgemeinen bergigt und waldigt, daher das Erdreich kalt und minder fruchtbar ist. Die verschiedenen Theile sind indessen in Ansehung ihrer Fruchtbarkeit verschieden, erzeugen aber doch im Ganzen genommen nicht nur alle Bedürfnisse zum Leben, sondern lassen auch noch die Ausfuhr mancher Produkte zu.

Ein Hauptprodukt ist der Wein, der am Rhein, an der Mosel, an der Nahe und Aar wächst. Dieser letztere wird unterhalb Coblenz allgemein getrunken, er hat aber wenig Feuer und einen erdigten Geschmack; der beste darun-

ter ist der sogenannte rothe Bleichert. Alle diese Weinarten von der Aar und Mosel sind aber mit den Jahren dem Verderben unterworfen. Sie haben eine dem Rheinwein ganz entgegengesetzte Eigenschaft, der mit jedem Jahre besser wird.

Man bauet wenig Waizen, aber viel Rocken, Gerste, Spelz und Haber, viel Hanf und Flachs, allerhand andere Erdfrüchte, Gemüse und vieles und gutes Obst. Die Viehzucht, besonders die Schaafzucht, ist in einigen Cantons in guten Stande, und wird durch vielen natürlichen und künstlichen Futterbau befördert. — Im Departement sind ferner viele Stein- Schiefer- und Marmorbrüche, Eisenerze und Eisenhütten, beträchtliche Gerbereien, Salinen und Mineralwässer.

Außer den schiffbaren Flüssen, dem Rhein und der Mosel, wird das Departement von der Nahe, der Nette, der Aar und andern kleinen Flüssen bewässert, die meistens fischreich sind. Der B. Vanrecum sagt in seinem Allmanach, daß unter der vorigen Regierung und den damit verbundenenen Verhältnissen die Betriebsamkeit gering gewesen sey, daß aber nach dem Frieden die Aussichten für die Verbesserung des Ackerbaues, der Handlung und Industrie unter einer republikanischen Verfassung bei weitem günstiger seyen.

Das Departement des Rheins und der Mosel ist in 31. Cantone, und diese in Rücksicht der Gerichtshöfe und Einnahme der Contributionen in drei Bezirke abgetheilt, die den Namen von den Hauptorten: Coblenz, Bonn und Simmern führen.

Coblenz ist der Hauptort des Departements und als Sitzort eines Zuchtpolizei-Gerichts (tribunal de la police correctionelle) gehören dahin die Cantone: — Coblenz, Andernach, Polch, Treiß, Boppard, Münster-Mayenfeld, Mayen, Rübenach, Kaisersesch, Luzerath, Zell und Kochem.

Bonn, als Hauptgemeinde eines Zuchtpolizeigerichts, begreift in sich die Cantone, Bonn, Rheinbach, Adenau, Wehr, Remagen, Virneburg, Ulmen, Altenahr.

Simmern, als Hauptort des Zuchtpolizeigerichts, begreift in sich die Cantone Simmern, Kirchberg, Trarbach, Kirn, Sobernheim, Kreuznach, Stromberg Bacharach, St. Goar und Castellaun. — Mit der nächstens einzuführenden Einrichtung der neuen Gerichtshöfe wird diese bisher noch bestehende einige Veränderungen erleiden.

Noch bis jetzt halten ihre Sitzungen zu Coblenz das Civiltribunal und das pein-

liche Gericht des Departements und das Zuchtpolizeigericht des Bezirks von Coblenz.

Zur Verwaltung des Departements wohnt hier der Präfekt. Er heißt B. Boucqueau.

Außerdem ist zu Coblenz das Hauptquartier der 26. Militairdivision. Der jetzige Commandant derselben ist der General Lorges.

Das Innere des Departements, besonders der Hundsrücken und die an der Mosel gelegenen Distrikte enthalten manche physische und historische Merkwürdigkeiten. Der Hundsrücken war ohnerachtet seiner Unfruchtbarkeit und der Schwierigkeit der Passage doch schon in den ältesten Zeiten der Schauplatz wilder Kriege und Verheeruugen. So hat Castellaun — Castellum Hunnorum — sein Daseyn wahrscheinlich im 4ten Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers Gratian erhalten. Bekanntlich schlug dieser die Hunnen und andere mit ihnen verbundene Vörker; um solche mehr zu trennen, und von ihren Besitzungen zu entfernen, versetzte er einen Theil davon in diese Gegenden, und zwar hinter die vordersten römischen Stationen (stationes romanae) als eine Vormauer gegen die öftern Einfälle der Catten und anderer jenseits rheinischen Völ-

ker. — Solche stationes romanae waren, wie die Rudera und die Geschichte beweisen, zu Heuweiler, Hundheim, Castellaun und am stumpfen Thurm bei Morbach ꝛc. Die einmal daselbst angesiedelten Hunnen verbreiteten sich nach und nach auf dem ganzen hohen Strich Landes zwischen der Mosel und Nahe, und gaben nicht nur einzelnen Orten Hundheim, Castellaun ꝛc. ihren Namen, sondern auch dem ganzen Strich Landes, den Namen Hundsrücken, Hundsreich (regio hunnorum). Bei Simmern ist eine Quelle, die man noch den Hunnenborn nennt.

Der Hundsrücken, besonders die Gegend von Kirchberg, Simmern ꝛc. hat von jeher unendlich viel durch den Krieg gelitten, die Frankreich mit dem Kaiser führte. Auch in dem letzten war dieß der Fall. Die ganze Jourdansche Armee stand im Jahre 1794. und 1795. im Canton Kirchberg. In dem kleinen Dorfe Höhnfeld, zwischen Kirchberg und Kirn, wurde zwischen dem kaiserlichen General Kray und dem französischen General Marceau ein Waffenstillstand geschlossen, der 6 Monate dauerte.

Im Canton Trarbach, auf dem rechten Moselufer, in der ehemaligen hintern Grafschaft Sponheim gelegen, findet man bei der Gemeine Enkirchen eine interessante Antiqui-

tät. Hier sieht man noch die berühmte Steinstraße, die von den Römern von Bingen nach Trier, durch waldigte nnd morastige Gegenden angelegt wurde, um die Trevirer und Gallier desto leichter besiegen zu können. In dieser Gegend hat sich die gedachte Straße besonders gut und sichtbar erhalten; noch erhält ein alter, wahrscheinlich achtzehnhundertjähriger Thurm, der sogenannte stumpfe Thurm, auf der Straße nach Trier, das Andenken dieser Weltbezwinger. In seiner Nachbarschaft befinden sich die Ruinen einer alten Stadt, die seit 50 Jahren bei dem zugenommenen Fleiß des Landmanns durch den Pflug entdeckt worden ist. Wahrscheinlich waren dieß die tabernae moselanicae. Als das Land urbar gemacht wurde, fand man Steine und Inschriften, Hausgeräthe und Werkzeuge, nebst vielen römischen Münzen, welche letztere meistens von Licinius, Constantin und Valentinian herrühren. Diese Steinstraße, wovon eine sehr große Strecke zwischen Simmern und Kirchberg noch ganz sichtbar ist, verdient besonders ihrer Haltbarkeit und dauerhaften Anlage wegen die Aufmerksamkeit aller Straßenbauer *). — In dieser Rücksicht sind die Römer unserer Zeit, wie sich die Franzosen oft bescheiden selbst genannt haben, gar nicht denen der Vorzeit ähnlich.

*) S. Vanrecum a. a. O. S. 85.

Die französischen Heerstraßen sind jetzt schlechter, als in jedem andern Lande.

Einen besondern Reichthum hat das Departement des Rheins und der Mosel an mineralischen Quellen, fast eben so wie der gebürgigte Theil des rechten Rheinufers. — Bei der Gemeinde Leiningen im Canton St. Goar, am Lamscheider Hof, ehemals dem Grafen von der Leyen gehörig, ist eine Mineralquelle, deren Wasser unter dem Namen Lamscheider oder Leininger Wasser bekannt ist. Das Wasser hatte vor dem Kriege vielen Ruf, kam aber durch die üble Verwaltung beinahe in Vergessenheit. Es verdient indessen wegen seiner guten Eigenschaft mehrere Aufmerksamkeit. Der Brunnen sowohl, als die dabei befindlichen Gebäude sind in gutem Stande, und liegen an der Hauptstraße von Coblenz nach Simmern in einem Thale. Ueber die medizinischen Würkungen dieses Wassers ist eine eigene Abhandlung geschrieben.

Ungleich wichtiger und besuchter ist das bekannte warme Bad zu Bertrich im Canton Luzerath, im ehemaligen trierischen Amte Kochem. Es ist ohngefähr 12 Stunden von Coblenz entfernt, und liegt nicht weit von der Landstraße, die von da nach Trier führt. Die ganze Gegend hat viele Spuren von ehemaligen Vulkanen. Die Bäder zu Bertrich wa-

ren schon zu den Zeiten der Römer bekannt; sie liegen in einem tiefen Thal ohngefähr eine Stunde ($\frac{1}{2}$ Myriameter) vom linken Moselufer entfernt. Das Wasser kommt tief aus einem Felsenberge, fließt das ganze Jahr hindurch, ohne Rücksicht auf Witterung und Jahrszeit und in großer Menge. Es hat einen den menschlichen Körper sehr angemessenen Wärmegrad, und enthält zufolge der chemischen Untersuchungen etwas Erde, verdünnte Kochsalzsäure, und am meisten mineralisches Laugensalz. Die Quantität dieser Bestandtheile und die Beschaffenheit der darin befindlichen Erde finde ich nirgends angegeben.

Schon zu den Zeiten der Römer war hier nach dem Zeugnisse älterer Schriftsteller ein prächtiges Badegebäude. Im 14. Jahrhunderte waren diese Bäder noch sehr im Ansehen, zufolge der noch vorhandenen medizinischen Abhandlungen, besonders jener Gunthers von Andernach, Professors zu Paris. In neuern Zeiten hat der kürzlich verstorbene B. Werling sehr schöne Gebäude daselbst aufführen lassen, und sehr zweckmäßige Einrichtungen zur Aufnahme der Brunnengäste getroffen. Diese Anstalten haben seit einigen Jahren viele Fremde aus den Gegenden von Trier und Coblenz dahingezogen. In diesem Jahre (1801) war die Anzahl der Badegäste daselbst sehr beträchtlich.

Von großem Reichthum und sehr fruchtbar ist die Gegend von Kreuznach, die einen Theil des Departements ausmacht. Hier wachsen alle Erdfrüchte in großer Vollkommenheit, und selbst der Weinstock gedeihet hier am Ufer der Nohe vortreflich. Der bessere Nohewein wächst in der Gemeinde Labenheim und in dem jenseits der Nohe, folglich schon im Donnersberger Departement, gelegenen Orte Bosenheim. Auch der Wein, der bei Monzingen im Canton Sobernheim wächst, ist vortreflich, und hat gewöhnlich den Preis guter Rheinweine. Bei der Stadt Kreuznach befindet sich auch die große Saline, in welcher bis an die 20000 Malter Salz gesotten werden (s. 1. Th. S. 172.) Die jährlichen Pachtgelder von dieser Saline betragen überhaupt 221000 Livres.

Des Besuches der Naturforscher werth ist ein See, bei der Abtei Laach im Canton Wehr, einige Stunden von Andernach. Dieser See, in einem stillen einsamen Thal befindlich, hat ohngefähr eine Stunde im Umfange, und ist an manchen Orten von außerordentlicher Tiefe. Er scheint sein Daseyn durch eine physische Revolution erhalten zu haben, wovon sich überall in diesen Gegenden in der Lava und andern vulkanischen Produkten Spuren finden. Der Boden dieses Sees, so wie jener in der Nähe desselben, ist ein schwarzer glänzender Sand, welcher vom

Magnet angezogen wird. Man fängt darin die vortrefflichsten Fische aller Art, nur der Karpfen pflanzt sich darin nicht fort.

Man sieht mit Vergnügen, wie, nach Vanrecums Versicherung, die Cultur mancher unbebaueten Gegenden selbst während des Krieges zugenommen hat; der Kleebau vermehrte sich seit 6 bis 8 Jahren besonders, und eben so wurden in dem ehemaligen Oberamt Simmern allein an die 2000 Morgen öden Landes urbar gemacht, die jetzt in Kornfelder verwandelt sind. — In derselben Gegend befinden sich viele Eisenerze, die noch mehr Eisenhütten beschäftigen könnten, wenn zugleich die gehörigen Maasregeln genommen würden, dem dadurch entstehenden Holzmangel vorzubeugen, welcher bei dem starken Verbrauch auf diesen Hütten, besonders aber bei den durch beispiellose üble Forstwirthschaft verheerte Waldungen schon jetzt sehr groß geworden ist. Diese Waldverwüstungen sind in mehreren öffentlichen Blättern dieser Gegend zur Sprache gebracht worden.

Unter diejenigen, welche den Wäldern in diesen Gegenden und selbst auf dem rechten Rheinufer bei weitem mehr Schaden gethan haben, als die vor einigen Jahren in Sachsen, Brandenburg ꝛc. herrschende Wurmtrockniß und der Borkenkäfer, haben sich der Oberforstinspector Pioc und sein Gehülfe Gauthier

besonders berüchtigt gemacht. Da überhaupt die bessern Stellen in diesem Lande sämmtlich mit Franzosen besetzt sind, so sind es besonders die höheren Forstbedienungen. Aber diese ertheilte man nun nicht etwa Leuten, die einige forstwirthschaftliche Kenntnisse besitzen, sondern meistens solchen, die gar nichts davon verstehen, so groß auch in Frankreich überhaupt der Holzmangel ist.

Es ist z. B. bekannt, daß man zum Oberforstmeister eines ganzen Departements einen Pastetenbecker ernannte, und in einem andern machte machte man einen ehemaligen Juwelierer dazu. — Die Außenseite solcher Leute ist dann immer so, daß man denken sollte, sie wären lebenslang bei diesem Metier gewesen. Der Franzos schickt sich in jede Form, und der Kutscher kann ohne Uebelstand das Kleid dessen tragen, den er vorher spazieren fuhr. Auch hat der Franzos sich in der Geschwindigkeit einige empirische Kenntnisse von dem Geschäft erworben, wozu man ihn anstellt *). —

Unter diese Categorie konnte man denn auch die obgedachten beiden Herren zählen. Die Actenstücke zu den Betrügereien und Verschleuderungen, welche dieser Oberforstmeister Pioc und sein Gehülfe Gauthier in allen Waldungen des Rhein- und Moseldepartements verübten, sind in der Monatsschrift Rübzahl, die

*) S. Vertraute Briefe eines fr. Bürgers rc. S. 164.

zu Coblenz erschien, weitläuftig enthalten. Man ist erstaunt zu sehen, mit welcher grenzenlosen Verschämtheit diese Menschen das Land bestohlen haben. — Noch unendlich spitzbübischer gieng es auf dem rechten Rheinufer her. Nachdem sie jenseits genug geplündert hatten, erhielten sie vom General Bernadotte den Auftrag, den Holzbedarf von Ehrenbreitstein in den diesseitigen Wäldern zu besorgen, und sogar die Kosten der Herbeischaffung aus dem Ertrag des angeordneten Haues zu bestreiten. Nichts hätte diesen Räubern willkommner seyn können, als dieser Auftrag; für die Vergangenheit hatten sie keine Besorgnisse, aber für die Zukunft sahen sie sich in ihren Diebereien wenigstens genirt. Die Entdeckung dieses neuen Potosi machte ihrer Verlegenheit ein schleuniges Ende, und eröffnete ihrer Habsucht ein neues unermeßliches Gebiet. Nun begann eine greuliche Haushaltung; unbeschreiblich waren die Verwüstungen, die empörenden Gaunereien und die Erpressungen, die mit jedem Tage in furchtbarer Progression sich immer mehr häuften. Die höhern Gewalten sahen den Unfug, wußten alles, was vorgieng, und schwiegen; die öffentliche Stimme erhob sich; man ließ sie schreien, und fuhr ungestört mit jener kaltblütigen Effronterie zu stehlen fort, wie man bisher gethan hatte. Wie es hier im Trierischen von Pioc getrieben wurde, beschreibt Hr. Westermann, ein Trierischer De-

putirter, in seiner gedruckten Correspondenz. Ganze Wälder wurden ausgerottet, und Gemeinden, nebst Pferden und Ochsen ruinirt, um die Beute fortzuschleppen, und dieß geschah nicht zum Vortheil der Republik, sondern um den Beutel eines Spitzbuben zu füllen, der sich aber durch alle Denunciationen und Vorstellungen keinesweges irre machen ließ *).

Gautier hatte den Unterrhein zu seinem Wirkungskreise erhalten. Er stahl von Coblenz bis hinab an die Preußische Grenze. In den Waldungen der Abtei Heisterbach ließ er die besten Eichen fällen, und bot ganze Aemter auf, sie an den Rhein fortzuschaffen. Mehrere fanden sich für Geld mit ihm ab. Andere sahen sich in der traurigen Alternative, entweder die geschlagenen Bäume zu fahren oder zu kaufen. Sie ganz an den Rhein zu schaffen, war nicht möglich, also mußten sie sie kaufen.

Jede Gemeinde mußte also mit Gautier in Unterhandlung treten, und jeder Baum war für 2 Kronenthaler (3 Rthlr sächs.) feil. Die Bedingungen bei diesen Verkäufen waren erstens baare Zahlung, und dann, daß der Verkäufer die Hälfte des anzukaufenden Quan-

*) S. Rübenzahl, eine Monatsschrift 7. J. dritten Trimesters 1 — 2 Heft. S. 86. u. ff.

tums auswählte, der Ankäufer die andere Hälfte, damit das Verhältniß der Qualität beibehalten werde. Ohnerachtet dieser lästigen Bedingungen kauften doch die unterhandelnden Gemeinden gern ihr eigenes Holz wieder, um nicht noch militairische Exekution zu erhalten *).

Und diese Räuber sind, so wie unzählige andere, die das eroberte Land auf dem linken und rechten Ufer des Rheins bestohlen haben, niemals bestraft worden. Sie kehrten bereichert nach Frankreich zurück, und verprassen jetzt dort das geraubte Gut. —

Ich bin nicht im Stande gewesen, genaue Nachrichten von der Bevölkerung des Rhein- und Moseldepartements zu erhalten. Auch über die von Coblenz bin ich ungewiß. Aber sie mag jetzt höchstens 10 bis 11000 Seelen betragen, da man deren vor dem Kriege etwa 12000 annahm.

Im 7. Jahr der Republik bezahlte das Departement an Grund- Personal- und Mobiliarsteuer die Summe von 1,984,850 Franken. Im 9. Jahre wurde demselben die Summe von 1,300,000 Fr. an Grundsteuer

*) S. a. a. O. S. 89.

und 175,400 Fr. an Personal- Mobiliar- und Luxussteuer aufgelegt.

Auch für das 10te Jahr der Rep. (1801 bis 1802. Sept. —) sind die Steuern für die rheinischen Departements überhaupt und auch für das Rhein- und Moseldepartement schon bestimmt worden. (Gesetz vom 21. Vent. 9. J.) Die Hautsumme der Grundsteuer ist auf 1,297,000 Franken und die Personal- Mobiliar- und Luxussteuer auf 165,400 Fr. festgesetzt worden. Die Vertheilung dieser Summen auf die Gemeinden liegt den Gemeinde-Bezirksräthen und dem allgemeinen Departementsrath ob.

Neunter Abschnitt.

Inhalt.

Zustand der Cultur und der Sitten in Coblenz. — Letzte Verbesseruug des Schulunterrichts unter dem Kurfürsten. Jetziger Zustand der Schulen im Rhein- und Moseldepartement. Mittelschule zu Coblenz. — B. Görres, Lehrer an derselben. Primarschulen. Wohlthätigkeitsbälle und Maskeraden. Rumfordsche Suppen. Verwilderung des gemeinen Volks. Quacksalber und Propheten. Maasregeln der medizinischen Polizei. — Hebammenunterricht. Literärisches Institut für die Arzneikunde. Lesegesellschaft. Hölscher's Lesebibliothek. Geschmacksbildung. Buchhandlungen. Lassaulx. B. Becker. Hilscher. Ge-

sellschaftliches Leben zu Coblenz. Trennungen. — Cisrhenaner — Der Präfekt. Citoyen und Monsieur. Das Theater. Coblenzer Zeitung. Das peinliche Tribunal. Ueber die Geschwornen. Gasthöfe. Caffeehäuser.

So wie Coblenz in Ansehung seiner Lage am Rhein ohngefähr die Mitte zwischen Mainz und Cölln ist, eben so könnte man auch sagen, daß es in Ansehung des Zustandes der Sitten, der Cultur und der Körper- und Geistesbildung seiner Bewohner in der Mitte zwischen beiden stehe. Es ist hier eine seltsame Mischung von Licht und Finsterniß.

Der Krieg, unter dem diese Gegenden so lange gelitten haben, hat selbst die Grundlage zur künftigen Volksbildung zerstört, die in den letzten Jahren vor demselben gelegt wurde. Der Kurfürst that um diese Zeit vieles zur Verbesserung des Unterrichts in den höhern Wissenschaften in dem Gymnasium zu Coblenz, und fast noch verdienstlicher waren seine Verordnungen zur Verbesserung des ersten Unterrichts in den Bürgerschulen. Man fieng damit an, ein Schullehrer-Seminarium zu errichten, um fähigere Volkslehrer zu er-

halten, als die bisherigen waren, und der bis dahin höchst ärmliche Gehalt derselben wurde erhöhet. Dazu mußten selbst die reichen Abteien Beiträge liefern; aus Kirchen- und Capellengütern, aus Gemeindebesitzungen und auf anderen Wegen wurden diese Fonds vermehrt, und den Schullehrern noch manche bürgerliche Vortheile zugestanden. Man legte dann den Grund zu einer öffentlichen Bibliothek, man fieng an zu lesen — aber alle diese Anlagen zu schönern Aussichten in die Zukunft hat das Ungeheuer der Revolution und des Krieges verschlungen. Hier, wie überall, hat sie die Menschheit um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht.

Für den öffentlichen Unterricht ist, so wie überhaupt in Frankreich, auf dem linken Rheinufer und auch zu Coblenz sehr schlecht gesorgt. Indessen hat doch die ehemalige Centralverwaltung wenigstens etwas dafür gethan. Vergeblich kam im Rath der Fünfhundert die Einrichtung sogenannter Mittelschulen (ecoles intermediaires) in Vorschlag; er blieb unausgeführt. Jene schuf endlich durch einen eigenen Beschluß vom 8. Ventose 8. J. das bisher in Coblenz unter dem Namen des Collegs bestandene Unterrichts-Institut in eine solche Mittelschule um, und ernannte die dabei nöthigen Lehrer. Diese Ecole interme-

diaire füllt die Lücke zwischen den Primärschulen und den akademischen Unterrichtsanstalten aus, ohngefähr wie in Teutschland die Gymnasien. Indessen mangelt dieser Unterrichtsanstalt noch mancherlei, um sie mit den bessern teutschen Gymnasien in Paralele zu setzen. Wenn auch hier vielleicht nicht der Fond fehlt, um die Lehrer zu bezahlen, welches bei den meisten französischen Schulanstalten der Fall ist, so vereinigen sich doch mancherlei Hindernisse gegen die Vervollkommnung des Unterrichts und die Frequenz. Schon die Anstellung der Lehrer durch die republikanischen Autoritäten vermindert das Zutrauen in sie bei dem großen Haufen, mögen sie auch noch so geschickt seyn. Mancher schickt sein Kind lieber gar nicht in die Schule, weil er glaubt, daß sie unmöglich von republikanischen Lehrern etwas Gutes lernen können. Sie würden, meint man, zu Demokraten, Atheisten und Lutheranern erzogen.

In dieser Intermediairschule ist ein junger Mann angestellt, Johann Görres, den ich hier mit Hochachtung nenne. Er hat sich durch die Herausgabe einiger kleinen Schriften bekannt gemacht, die von der Höhe seines Geistes die vortheilhafteste Idee erwecken. Auch er war, wie mancher edle Mensch dieser Zeit, vom Feuer der Freiheit durchglüht; er hoffte ihr Glück noch zu schmecken, und wurde bit-

ter und heftig, als er sie von ihren angeblichen Jüngern vernichtet und von außen bedroht sah; seinen Aufsätzen im rothen Blatt und im Rübezahl möchte man oft einen humanern Ton wünschen, — aber sein kleines Buch: — Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des 8. Jahres — söhnet mich wieder mit ihm aus. Ich halte dies Büchelchen für eins der besten, was je über die französische Revolution geschrieben wurde. Er zeichnet mit starkem Griffel und fester Hand die wunderbaren Begebenheiteu unseres Zeitalters, und überall weht darin der warme Athem einer wohlwollenden Menschenliebe; aber sein Herz zerschmilzt in Wehmuth über das verlorne Glück der Menschheit. Verloren ist, so sag' ich mit ihm, alle die Kraft, das ganze gräßliche Capital von Menschenleben und Menschenwohl, das zur Erhebung der Freiheit verwendet wurde. Es liegt todt da, trägt für die Gegenwart keine Früchte, und wird für die Zukunft nur sparsame Zinsen tragen.

Auch in diesem Departement hat man mit der Organisation der sogenannten Primairschulen noch nicht zum Ziel kommen können, nur zu Coblenz existiren sie in dem Maaße, daß durch einen Beschluß der Centralverwaltung vom 8. Germinal des Jahres zwei Lehrer für die

Knaben und zwei Lehrerinnen für die Töchter ernannt worden sind. Im ganzen übrigen Departement, besonders auf den Dorfern, läuft die Jugend umher, und lernt gar nichts. Die Franzosen haben bekanntlich alle Stiftungen, Fonds und Einkünfte der Kirchen, Schulen und aller andern öffentlichen Anstalten eingezogen, und für Nationaleigenthum erklärt, und so ist kein Geld da, um den geringen Gehalt der Lehrer zu bezahlen. Man muß bitter werden, wenn man sieht, wie diese Nation an den Contributionen aus dem halben Europa noch nicht genug hatte, sondern auch noch das heilige Eigenthum der Armen und Kranken, der Wittwen und Waisen und der Schulen nahm, und es verschleuderte. — Jetzt giebt die Polizei in den französischen Städten Wohlthätigkeitsbälle und Maskeraden und auf allen Comödienbillets 2c. haftet noch eine kleine Taxe für die Armen, die man gern giebt. — Die Nothwendigkeit hat die Ernennung eigener Wohlthätigkeits-Commissionen (bureaux de bienfaisance) in jedem Canton veranlaßt, an welche die Beiträge der Armenfreunde und die Armentaxe zur weitern Verwendung bezahlt werden. Aus dem Sturm der Revolution hat sich auch zu Coblenz noch eine Wittwen- und Waisencasse aus den vorigen Zeiten her bestehend, gerettet, die ebenfalls von einer eigenen Commission verwaltet wird.

Auch die Rumfordschen Suppen sind zu Coblenz eingeführt worden, oder haben wenigstens daselbst eingeführt werden sollen, wie ich aus einer Nachricht des Präfekten Boucqueau vom 21. Vent. des 9. J. in der Coblenzer Zeitung (Nr. 37.) sehe. Er ladet diejenigen, welche es unternehmen wollen, Rumfordsche Suppen zu kochen, sowohl zur täglichen Nahrung der Gefangenen in den Coblenzer Arresthäusern, als um auf Kosten der Wohlthätigkeits-Commission unter die Bedürftigen vertheilt zu werden, ein, sich auf der Präfektur zu melden, wo sie alle mögliche Aufmunterungen erhalten sollen. — Es ist mir unbekannt, ob diese nützliche Anstalt zu Stande gekommen ist.

Man hat keinen Begriff davon, in welchem hohen Grade das gemeine Volk in den abgelegenen Gegenden dieses und der benachbarten Departements verwildert ist, wie Aberglaube, Fanatism und Dumheit, Barbarei und Unwissenheit zugenommen haben. Sie sind die Tummelplätze der Räuber und Mörder, der Harnpropheten und Wurmdoctoren, der inspirirten und fanatischen Pfaffen. — Von den Räubern dieser Gegend habe ich schon geredet, und werde Gelegenheit haben, ihrer noch mehr zu erwähnen, aber eben so arg als jene, nur etwas glimpflicher spielen mit dem Volke das Heer der Quacksalber und der Charlatans aller Art. — Die Zeitung, der Bewohner des Westrheins,

hat einen eigenen Artikel dieser Jagd auf Quacksalber gewidmet, den man nicht ohne Erstaunen lesen kann. — Da steht in Pollich ein Prophet auf, der mit dem lieben Gott selbst in Correspondenz steht, und Briefe von demselben erhält, die als Hülfsmittel in Schwangerschaften und schweren Geburten dienen. In Wäldern und Höhlen entschleiert er Weibern und Mädchen, die sich in ungeheurer Anzahl mit ihm versammeln, das Dunkel der Zukunft. Er legt sich der Länge auf die Erde, verfällt in Convulsionen, und haut mit einem großen Messer um sich, um Franzosen zu tödten, während sein Geist abwesend ist, um mit Gott zu unterhandeln. Er weissagt den Untergang der Franzosen, was denn am ersten von dem unwissenden Volke geglaubt wird, weil man es wünscht, und erhält dafür zum Lohn Lebensmittel, Speck, Wein und Eier. — Dort curirt der rothe Doctor von Kühr — Bernard Bernardi — mit seiner Universalarznei alle Krankheiten, und prophezeihet aus dem Urin. Er wurde sogar zu Rathe gezogen, als man einen erschlagenen und in der Mosel gefundenen Conducteur beerdigte. — Ihm gleichen Fritsch zu Peterswald im Canton Zell, Weinberger zu Kobern ꝛc. — Die Zahl solcher Menschen ist Legion.

Endlich hat man denn angefangen, diesem Unfuge zu steuern. Ich setze den desfalsigen Beschluß des Präfekten Boucqueau hieher, der zu-

gleich eine Uebersicht des jetzigen Zustandes der Medicinalverfassung in diesem Departement giebt.

Auszug aus den Verhandlungen der Präfektur des Rhein= und Mosel=Departements.

Koblenz den 8. Germinal, im 9. Jahr der fränkischen Republik.

Der Präfekt des Rhein- und Mosel-Departements.

Ueberzeugt, daß es das Beste der Einwohner dieses Departements aufs dringendste erheischt, die Quacksalber und Empiriker zu entfernen, deren Verschlagenheit und Arglist nur zu oft deren Leichtgläubigkeit mißbrauchen;

Unterrichtet, daß einige dieser vorgegebenen Aerzte in diesen Gegenden die Unwissenheit und den Aberglauben, weil sie ihren Vortheil dabei finden, ausbreiten *), während

*) Ein solcher vorgegebener Arzt aus diesem Departement stellte noch kürzlich einem durch Narrheit berückten Mädchen ein authentisches Zeugniß aus, worin er bescheinigt, daß selbiges vom Teufel besessen ist.

der wahrhafte Arzt selbe auszurotten sich befleißigt, und seine wohlthätige Kunst sich nur auf Untersuchung der Natur, Beobachtung und Erfahrung gründet;

Unterrichtet ferner, daß die Polizei der Apotheken, dieses wichtigen Zweiges der Heilkunde, und wovon ihr Fortgang abhängt, völlig vernachläßigt ist; daß die Apotheker weder einer Prüfung noch irgend einer Aufsicht unterworfen sind, wodurch ihre Fähigkeit und die gute Eigenschaft ihrer Arzneien verbürgt wurden;

Eingesehen das Gesetz vom 17ten April 1791 und jenes vom 22ten July des nämlichen Jahrs, wovon die auf die Apotheken Bezug habenden Artikel den 1ten Thermidor 6ten Jahres in diesem Departement verkündet worden sind;

Nach Wiedereinsicht seines Beschlusses vom letztverflossenen 13ten Pluviose, der, um die Niederlassung in der Heilkunde erfahrner Leute zu erleichtern, bei der Central-Schule zu Bonn, einen mit der Prüfung der Kandidaten, welche die Bevollmächtigung in diesem Departement ihre Kunst auszuüben nachsuchen, beauftragten Aerzte-Ausschuß niedersetzte;

Nach Wiedereinsicht vorzüglich des 3ten, 5ten und 6ten Artikels des nämlichen Beschlusses, folgenden Inhalts:

Art. 3. „Die Bürger Wurzer, Arzt,
„ Lehrer der Experimental-Physik und der Schei-
„ dekunst; Wegeler, Arzt, Lehrer der Ent-
„ bindung; und Crevelt, Lehrer der Na-
„ turgeschichte, sind ernannt den Aerzteaus-
„ schuß zu bilden.

Art. 5. „ Sobald dieser Ausschuß einen
„ Kandidaten zuläßig findet, soll er einen
„ Verbal-Prozeß von seiner Prüfung abfassen,
„ und demselben ein begründetes Zeugniß
„ über seine Kenntnisse und seine Fähig-
„ keit ausstellen; es soll von den drei
„ Lehrern unterzeichnet werden; und von
„ seinem Inhalte wird es abhangen, ob der
„ Präfekt die Erlaubniß zur Ausübung der
„ Arznei- oder Wundarzneikunst in diesem
„ Departement, ertheilet oder verweigert.

Art. 6. „ Diese Prüfung, so wie das
„ Zeugniß, welches die Lehrer darüber aus-
„ stellen, sind unentgeltlich; die Kandidaten kön-
„ nen sich indessen hiezu nicht einstellen, ohne
„ mit der, von dem Maire ihres Wohnortes
„ zu ertheilenden Bescheinigung ihrer guten
„ Aufführung versehen zu seyn. "

Anerwogen, daß dieser Ausschuß, zusam-
mengesetzt aus Männern, welche sich durch ihre
Kenntnisse, Bürgersinn und Menschenliebe aus-
zeichnen, jetzt in Thätigkeit ist, und schon Be-

weise von Diensteifer abgelegt hat, welche die Wirksamkeit seiner Einrichtung verbürgen;

Anerwogen, daß es dringend ist, in diesem Departement diese Gegenstände der Verwaltungs-Polizei einstweilen zu berichtigen*), bis dahin, daß die Regierung die Art der Prüfung und Aufnahme der Lehrlinge der Arznei- und Wundarzneikunst festgesetzt habe, (wozu der schöne Bericht des Ministers im Innern über den öffentlichen Unterricht, und der, durch den Aerzterath, dem ersten Konsul überreichte Vortrag gegründete Hoffnung geben);

Beschließt folgendes:

Art. 1. Vom ersten nächstkünftigen Germinal an, soll kein Arzt, Wundarzt, Apotheker, Geburtshelfer, Augenarzt oder irgend ein Heilkundiger seine Kunst ausüben können, ohne hiezu durch einen Beschluß des Präfekten bevollmächtiget zu seyn.

*) Der Maire von Kirchberg hat noch kürzlich dem Unterpräfekt von Simmern einen Quacksalber eingeklagt, welcher das Land durchläuft, und zu einem verführerisch geringen Preise ein so heftiges Arzneimittel verkauft, daß mehrere Personen, welche dasselbe zu sich nahmen, in den letzten Zügen liegen.

Diese Bevollmächtigung soll ihm nicht anders, als bei Darbringung der Beweisstücke ertheilt werden, welche in der durch obenberührte Artikeln des Beschlusses vom 13ten Pluviose vorgeschriebenen Form abgefaßt sind, und bezeugen, daß derselbe von dem Aerzteausschuß der Central-Schule geprüft worden.

Art. 2. Von dieser Verfügung sind ausgenommen die Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Geburtshelfer, welche sich unter der vormaligen Landesverfassung, in Gemäsheit der damals bestandenen Gesetze, in dieser Gegend niedergelassen haben, so wie jene, welche sich vor dem 2ten Brumaire 8ten Jahres, Kraft der von einer hohen Schule oder Universität ausgestellten Patente oder Diplome, und der Prüfungen, welche selbigen vorhergiengen, angesetzt haben.

Jene endlich sind ausgenommen, die seit diesem Zeitpunkte die Bevollmächtigung erhalten haben, ihre Kunst auszuüben, in Gefolge der Prüfung und des Gutachtens des Aerzteausschusses, welcher damals in Koblenz niedergesetzt war.

Art. 3. Es ist jedem, er sey wer er wolle, verboten, eine Apotheke zu errichten, Arzneien oder Heilmittel im großen oder im

kleinen zu verkaufen und abzusetzen, wenn er nicht ein geprüfter und genehmigter Apotheker ist.

Es kann keine neue Apotheke eröffnet und bevollmächtiget werden, ohne eine vorläufige Untersuchung, und ohne daß vorher die Fähigkeit des Kandidaten geprüft worden.

Art. 4. Diese erstere Untersuchung soll auf Anfordern des Apothekers statt finden, und durch einen Lehrer, der zugleich ein Mitglied des Ausschusses ist, unternommen werden; er soll sich vom Arzte des Ortes begleiten lassen; der Maire der Gemeinde, oder dessen Gehülfe soll ebenfalls dabei zugegen seyn, und den Verbalprozeß der Untersuchung unterzeichnen.

Die Prüfung und Untersuchung sollen unendgeldlich geschehen; jedoch behält sich der Präfekt vor, die Schadloshaltung des mit der Untersuchung beauftragten Lehrers zu bestimmen, wenn nämlich die Entlegenheit der Apotheke es erheischen wird; der Präfekt behält sich ferner vor, besondere und außerordentliche Untersuchungen anzuordnen, wenn die Klagen der Ortsgewalten, der Aerzte oder der einzelnen Bürger hiezu Anlaß geben werden.

Wenn Apotheker angeklagt werden, verdorbene oder verfälschte Arzneien verkauft zu haben,

so sollen sie der Zuchtpolizei überliefert werden, um allda, bei eintretendem Falle, mit einer Geldbuße von 100 Franken und einer nicht über 6 Monate steigenden Einsperrung bestraft zu werden, in Gemäßheit des 21ten Artikels des Gesetzes vom 1ten Thermidor 6ten Jahres.

Art. 5. Die Wittwe und Erben eines Apothekers sollen nur alsdann bevollmächtiget werden, ihren Handel fortzusetzen, wenn sie einen Geschäftsführer haben, der das Ganze leitet; in diesem Falle muß dieser Geschäftsführer selbst als Apotheker geprüft und genehmigt seyn, und soll für die etwaige Unordnung und Irrungen verantwortlich seyn.

Art. 6. Die Apotheker sollen alle Arzneien, welche als Gifte anerkannt werden, verschlossen, und von den andern abgesondert aufbewahren.

Sie sollen keine heftig-wirkende oder drastische Arznei zum innerlichen Gebrauch verkaufen, ohne eine genaue von einem bekannten und genehmigten Arzte, unterzeichnete Vorschrift.

Art. 9. Um allen Irrungen und denen nur zu oft daraus entsprungenen traurigen Folgen vorzubeugen, ist den Aerzten und Wundärzten vom Lande anbefohlen, ihre Rezepte in der Landessprache zu schreiben, und die chemi-

schen Zeichen, deren sich noch einige zu bedienen pflegen, zu übersetzen, damit die Apotheker hierin keine Entschuldigung finden, und ganz allein für ihre Irrungen und Arzneien verantwortlich bleiben.

Art. 8. In Gefolge der vorhergehenden Verfügungen, ist der Verkauf jedes Arkanums oder vorgegebenen spezifischen Mittels untersagt, es seye dann von der Regierung oder auf den Bericht des Aerzteausschusses, von dem Präfekten gutgeheißen.

Art. 9. Die Vollziehung des gegenwärtigen Beschlusses ist den Unterpräfekten, Mairen, Adjunkten und Polizei-Commissairen vorzüglich anempfohlen; es ist ihnen anbefohlen, jeden Arzt, Wundarzt und Apotheker, der den vorhergehenden Verfügungen kein Genüge leisten würde, in der Ausübung seiner Kunst oder seines Handels zu hindern; diese Beamten sind demnach gehalten, sich von einem jeden Arzte die Urkunden vorzeigen zu lassen, Kraft deren er seine Kunst ausübt.

Art. 10. Es ist ferner den Mairen und Einregistrirungs-Empfängern anbefohlen, nur jenen, welche mit den durch gegenwärtigen Beschluß erforderten Urkunden versehen sind, Patente abzuliefern; erstere sollen jederzeit den Empirikern, Quacksalbern, Augenärzten, Zahnärzten, Arzneikrämern und allen andern herumziehenden Arzneikundigen, die Erlaubniß ver-

weigern, sich aufzuhalten, um ihre vorgegebenen Arzneimittel in den Märkten nnd Messen abzusetzen, oder das Volk auf öffentlichen Plätzen durch Wortgepränge zu berücken.

Art. 11. Die Maires, ihre Adjunkten, die Polizei-Commissaire und vorzüglich die National-Gendarmen sind beauftragt, auf die Ausrottung aller dieser Landstreicher zu wachen, welche das Volk betrügen, und sein Zutrauen hintergehen.

Art. 12. Es sollen in kurzem Maasregeln in Betreff der Niederlassung der Hebammen genommen werden.

Art. 13. Gegenwärtiger Beschluß soll in beiden Sprachen gedruckt, und überall, wo es nöthig seyn wird, abgelesen und verkündet werden; Ausfertigungen desselben sollen den Ministern des Innern und der Ober-Polizei, durch den Weg des Oberregierungs-Commissairs zugeschickt werden.

Der Präfekt des Rhein- und Mosel-Departements,

Unterz.: Ph. Boucqueau.

Durch den Präfekt, der General-Sekretair,

Unterz.: Masson.

Für gleichförmige Ausfertigung,

Der General-Sekretair der Präfektur,

Masson.

Ein anderer Beschluß des Präfekten vom 21. Prairial 9. J. betrift die Hebammen und ihren Unterricht. Die Einleitung dazu, welche die Bewegungsgründe zu dieser Verordnung enthält, zeigt hinlänglich, in welchen tiefen Verfall dieses der Menschheit so nützliche Geschäft versunken ist. Dieser Beschluß ruft selbst der ehemaligen fürstlichen Verordnungen darüber ins Andenken und zur Nachachtung zurück. Zugleich wurde verordnet, daß mit dem 1ten Fructidor d. J. ein eigener Lehrkurs für die Hebammen statt finden soll. In die Zukunft sollen jährlich zwei regelmäßige Lehrkurse gegeben werden. Der erste soll am 15 Frimaire, der 2te am 15. Floreal anfangen; die Dauer beider Curse soll ungefähr von 7 Dekaden (70 Tagen) seyn. Zu diesem Unterrichte ist der Professor der Entbindungskunst auf der Centralschule zu Bonn B. Wegeler beauftragt. Nach Vollendung des Lehrkurses soll das Examen durch den Professor der Entbindungskunst und drei Glieder des Jurys der Heilkunde der Centralschule in Gegegenwart des Maire oder eines seiner Adjunkten statt haben; die übrigen Paragraphen dieses Beschlusses bestimmen die Rechte und Taxen der Hebammen. Jede Hebamme soll aus der Gemeinde-Casse nach der Größe derselben eine jährliche Pension erhalten, die nicht unter 30 Franken seyn darf; für eine Entbindung soll sie von der Frau eines Tagelöhners

1 Frank 50 Centimen, das doppelte von einer wohlhabenden Frau und das dreifache von der Frau eines Gutsbesitzers erhalten, u. s. w. Der ganze Beschluß enthält im Ganzen nichts, was nicht schon längst in gutverwalteten teutschen Staaten eingeführt wäre. Hier verdient er erwähnt zu werden, weil er die Wiedereinführung einer sehr nöthigen Anstalt beweist. Durch eine Menge ähnlicher Verordnungen sind viele alte Einrichtungen wieder hergestellt worden, die in dem Sturme der Revolution und des Krieges untergegangen waren. — Auch hat der Bürger Wegeler ein kleines Werk zu obigem Unterricht herausgegeben. Es führt den Titel: das Buch für Hebammen.

Zur Beförderung des Fortschreitens der Aerzte und Wundärzte des Departements mit ihrem Zeitalter wurde auch im November 1800 von dem Bürger Lassaulx, Buchhändler zu Coblenz, das Etablissement eines literärischen Instituts für die Arzneikunde und die ihr verwandten wissenschaftlichen Zweige angekündigt, von dem ich aber nicht weiß, ob es wirklich zu Stande gekommen ist. Für ein jährliches Abonnement von 24 Franken versprach der Unternehmer den Theilnehmern die Communication der besten teutschen und französischen medizinischen Journale und Zeitungen.

Vom allgemeinern Interesse und selbst dem Fremden von Werth, der hier einige Tage verweilt, ist die literarische Gesellschaft, oder das Leseinstitut im ehemaligen Jesuiter-Collegium. Das Lokale ist sehr geräumig und anständig. Neben dem Lesezimmer ist ein Saal, der bei Festins und Bällen gebraucht wird. Er diente, wie schon oben erwähnt worden ist, der Coblenzer Volksgesellschaft zu ihrem Versammlungsort, hat aber auch mit der aufhörenden Existenz derselben seinen Zweck verloren. In den Ecken desselben sind große Fahnen aufgehängt, und andere Embleme der Freiheit verzieren ihn noch außerdem.

Man findet in dieser Lesegesellschaft eine Menge teutscher und französischer periodischer Schriften und Zeitungen, auch den Hamburger Correspondenten, der mit unter die verbotenen Zeitungen gehört. (S. 1. Th. S. 82.) Einem teutschen Zeitungsleser von Verstand ist es eine wahre Wohlthat, dies politische Blatt wieder zu sehen, wenn man die höchst trockenen, unvollständigen und einseitigen französischen Zeitungen mehrere Monate hat lesen müssen. Da überhaupt noch immer, selbst unter den erklärtesten Freunden der neuen Verfassung, eine gewisse Anhänglichkeit an das teutsche Vaterland und dessen Sprache herrscht, so ist die Zahl der teutschen Zeitschriften hier weit größer, als die der französischen.

Nach neuern Nachrichten von diesem Institut erhält dasselbe jetzt nur kümmerlich seine Existenz, weil überhaupt literarische Anstalten in diesem Lande kein Gedeihen finden wollen. Es steht im Geruch des Jakobinismus, in den man überhaupt sehr leicht auf dem linken Rheinufer und in Frankreich kommen kann. Es bedarf dazu nur irgend einer freimüthigen Aeusserung über diese oder jene Maasregel eines Obern, der in Paris wohl angeschrieben steht, einer Klage über diesen oder jenen Druck, und man ist von den angestellten Franzosen ein Jakobiner genannt. Gemeine Leute nennen jeden so, der eine große Cocarde trägt, nicht alle Sonntage in die Messe geht, und überhaupt etwas freier denkt, als der große Haufen.

Das Abonnement zum Lesen kostet jährlich 24 Franken. Ein monatliches Engagement hat nur für diejenigen statt, welche in Coblenz keinen festen Wohnsitz haben. Fremde erhalten leicht Zutritt, wenn sie von einem Mitgliede eingeführt werden.

Wenn es hier Köpfe giebt, die einer bessern geistigen Nahrung bedürfen, und sie sich zu verschaffen suchen, so ist auch für wässerigere Kost zum Nutzen der schönen und eleganten Welt in Coblenz hinlänglich gesorgt. Hier, wie in Mainz, bleibt diese den vaterländischen Schriftstellern getreu, die jetzt dem Geschmack eine so

vortheilhafte Richtung gegeben haben. Der Buchbinder Hölscher hat mit Kenntniß seines Publikums eine Leihbibliothek etablirt, worin diejenigen Bücher, welche etwas Schreckliches und Fürchterliches enthalten, wie die Thurmuhr am Rauhenstein, Brudermord aus Bundespflicht, Räuber und Mordgeschichten ꝛc. mit einem Wort Spieß, Cramer, Vulpius und ihre Cumpans am meisten gelesen sind, wie sich das auch so gehört und gebührt. — Es scheint überhaupt, als wenn der Geschmack am Grausigen und Schrecklichen in der Lesewelt mit dem Zeitalter gleichen Schritt gehe, worin so viele Barbareien und Abscheulichkeiten aller Art begangen worden sind. Man ist durch die Scenen der französischen Revolution und durch den Krieg so an die Lesung und Anhörung jener gewöhnt worden, daß Gemälde aus dem häuslichen Leben und Schilderungen freundlicherer Scenen aus der Natur und dem geselligen Cirkel von dem großen Haufen als langweilig betrachtet werden. — Durch dergleichen Schriften, wie die angeführten, wird nun hier, wo man ehemals gar nichts las, jetzt der Geschmack gebildet. Man kann sich vorstellen, auf welchen Grad der Vortrefflichkeit er kommen müsse.

Wenn vor dem Kriege durch manche nützliche Anstalten der Geist sich hier etwas empor zu heben anfieng, so sind doch die Musen

seit jener Periode hier fast völlig entwichen. Es hält hier schwer, neue Bücher aus Teutschland zu erhalten, da die hiesigen Buchhändler mit denen diesseits des Rheins in gar keiner merkantilischen Verbindung stehen, und die Messe in Leipzig nicht besuchen. Neuerlich scheint sich die Laßaulxsche Buchhandlung etwas erheben zu wollen. Sie hat einige kleine Schriften verlegt, und in derselben ist auch eine Uebersetzung von Meisters Lehrjahren ins Französische erschienen. Wenn der Buchhändler Lassaulx sich mit einigen guten teutschen Buchhändlern in Verbindung setzte, um von diesen die bessern teutschen Büchern zu erhalten, im Falle er nicht selbst nach Leipzig gehen wollte, so könnte er viel für die Beförderung der teutschen Literatur auf dem linken Rheinufer thun, mit der man, besonders je weiter man am Rhein herunter kömmt, fast gänzlich unbekannt ist. Er hat auch mit seiner Buchhandlung eine Druckerei verbunden. Außer der Lassaulxschen findet man in Coblenz noch die Thornsche Buchhandlung, die ganz unbedeutend ist, und einige Druckereien, wie die des Bgr. Grebel auf dem Paradeplatze und von Henriot Barbieri et Compagnie. Die ehemalige Himmessche Buchhandlung ist, so viel ich weiß, gänzlich eingegangen.

Von den Gelehrten zu Coblenz hat sich am meisten der B. Becker, Verfasser mehrerer Schriften, besonders der bekannten Reise durch einige rheinische Departements und Redakteur der Coblenzer Zeitung bekannt gemacht. Ich sage nichts über den Werth jenes interessanten Buchs, das sehr schön geschrieben ist; aber er schrieb es entfernt von seinem Vaterlande aus der Erinnerung, und daher rührt nach seiner eigenen Aeußerung, das schönere Licht, in das er die meisten Gegenstände stellte. Seine Meinungen über die großen Objekte unseres Zeitalters, die so viel Streit veranlaßten, haben sich seitdem, so wie die vieler andern, nicht in Ansehung der Grundsätze, wohl aber in Ansehung der Personen geändert. Er sieht jetzt ohne Zweifel ein, daß von denen, die es unternahmen, die Lage der Menschheit verbessern zu wollen, nichts weniger, als dies zu erwarten ist. Uebrigens ist er selbst ein Opfer seiner Grundsätze geworden, und hat hart für sie gelitten. Er wurde, wegen einer Aeußerung in Rastadt und wegen einer Schrift, die er gegen seinen ehemaligen Landesherrn, den Minister Metternich (dem Beilstein, sein Geburtsort, gehört) geschrieben zu haben beschuldigt ward, arretirt, und von einem kaiserlichen Offizier begleitet, auf die Citadelle nach Würzburg gebracht, wo er zehn Monate gefangen saß. Von hier rettete er sich durch die Flucht. Durch die Hülfe einer versteckten

Summe Geldes, die man bei der Visitation nicht fand, wußte er sich Freunde unter den Soldaten und Domestiken zu machen, und entkam nach einer mühevollen Arbeit von mehreren Wochen, die er zum Durchbrechen der Mauer seines Gefängnisses anwandte, wirklich ins Freie auf den Wall. Die Liebe half ihm weiter. Sie hatte Seile für ihn bereit, womit er sich den Wall hinab lassen wollte. In dem Augenblicke, da schon sein Gefährte, ein Stallknecht, hinab war, wurde Lerm auf der Citadelle, man rief nach Wache, und nun mußte er eilen. Im Herunterlassen, welches die Angst beflügelte, zerschnitt er sich das Innere der Hände am rauhen Seile bis auf die Knochen. Doch entkam er allen Verfolgungen glücklich. Er nahm seinen Weg durch den Spessart in Begleitung seines mit ihm entflohenen Gefährten, stand unsägliche Schmerzen an seinen verwundeten Händen aus, war oft in Gefahr, wieder arretirt zu werden, kam aber glücklich durch die kaiserlichen Vorposten in der Gegend von Frankfurt und auf das linke Rheinufer. — Die detaillirte Geschichte dieses Arrests und der Flucht des B. Beckers ist unendlich interessant; vielleicht habe ich noch Gelegenheit, sie ausführlicher mitzutheilen. Der Stallknecht, der nebst einer andern Person zu seiner Flucht ihm behülflich war, ist noch in Beilstein, in den Diensten seines Vaters, wo er wahrscheinlich bleiben muß,

da ihm durch seine eigene Flucht und die Beförderung der des B. Beckers die Rückkehr in sein Vaterland abgeschnitten ist.

Unter den hier lebenden auch in Teutschland bekannten Gelehrten muß ich den B. Hilscher nennen. Er war bekanntlich einstens Professor in Leipzig, gieng dann nach Frankreich, gerieth in mancherlei Noth und Verlegenheit, und hat nun endlich hier Ruhe gefunden. Er ist als Präfekturrath angestellt.

Das gesellschaftliche Leben kann, wie man leicht einsehen wird, in einer Stadt nicht sehr angenehm seyn, die durch die Entfernung des Hofes den wohlhabenden Theil ihrer Bewohner verlor, wo der ehemalige Beamte mit seiner Familie in Mangel versank, und mancher, der neuen Ordnung der Dinge abgeneigt, sein Haus vor dem Andersdenkenden verschließt. In alles mischt sich in diesen Gegenden und Städten der Partheihaß. Jedes Zeitungsblatt bringt dazu neuen Stoff mit, und darum componiren sich die Gesellschaften auch meistens aus gleichgesinnten Personen. Die französischen Familien bilden meistens ihre eigenen Cirkel, in denen oft über teutsche Sitten, Art und Lebensweise bitter plaisantirt wird; schon im Voraus preisen sie den Tag als den glücklichsten, der sie aus diesem barbarischen Lande wieder in das gelobte Frankreich zurückführen wird. Viele

Franzosen, welche hier auf mancherlei Wegen einträgliche Aemter erhalten haben, während man den Teutschen kärglich besoldete und mühevollere giebt, sehen ihren Aufenthalt in den rheinischen Departements überhaupt als ein Exil an, das sie so sehr zu verkürzen suchen, als es unbeschadet des zu hoffenden Gewinns nur irgend möglich ist. Weil sie wissen, daß sie hier überall gehaßt sind, so hassen sie die Einwohner nicht weniger, besonders die einsichtsvollern und bessern; denn es ist sehr natürlich, daß sie die Einsichten und Rechtschaffenheit derselben um so mehr fürchten müssen, je weniger sie selbst von diesen Eigenschaften besitzen. Am meisten gehaßt sind von ihnen die Freunde der Gesetze und Ordnung, welche Verbesserung des Zustandes dieser Gegenden hofften, und diejenigen, welche bei der vom französischen Direktorium einst begünstigten Einrichtung eines eigenen Staats, der cisrhenanischen Republik, sich einigermaßen thätig bezeigten. Weil diese das Land kannten, in dem sie geboren und erzogen wurden, so drangen sie auch oft auf Abstellung der Mißbräuche und bessere Verwaltung dieser Gegenden, aber hier stachen sie in ein Wespennest. Jene Franzosen sahen ein, daß mit der Einrichtung eines unabhängigen Staats auch alle die reichen Quellen des Gewinnstes versiegen würden; sie hätten dann ihre Stellen verloren, und daher ihr Haß, der sich bei jeder Gelegenheit zeigt; ihr drittes Wort ist

„Cisrhenan", was bei ihnen mit dem Worte „Jacobin", in der schlechtesten Bedeutung genommen, ganz homogen ist. Sie haben Himmel und Erde bewegt, um die Entstehung der sogenannten cisrhenanischen Republik zu hindern, die freilich auch außerdem noch manche Hindernisse gehabt haben würde.

Die wohlhabenden einheimischen Familien in Coblenz, deren Glieder bei den Revolutionsstürmen keine thätigen Rollen spielten, oder Aemter annahmen, bilden ihre eigene Cirkel, und bleiben für sich. Ich bin in einigen derselben bekannt geworden, wo ich Gutmüthigkeit mit einem Grade von Bildung vereinigt fand, der etwas Selteneres in diesem Lande ist.

Der große Vereinigungspunkt der Gesellschaft vom ersten Range — denn auch hier giebt es Unterscheidungen — ist seit der Errichtung der Präfekturen, der Präfekt, bei welchem gewöhnlich Gesellschaften, Thé's und andere Parthieen gegeben werden. Der Präfekt zu Coblenz, B. Boucqueau, ist nach seinem Aeußern zu urtheilen, ein freundlicher, gefälliger Mann. Ich sahe ihn auf einem Ball zu Coblenz in seinem großen Costume, d. h. in einem sehr reich mit Silber gestickten vorn über einander geknöpften blauen Rock mit Taschen, die ebenfalls so wie die Knöpfe gestickt sind. Sein

Hut war mit einem drei Finger breiten schwarzen Sammtbande eingefaßt, das gleichfalls gestickt ist. Ich finde diese Amtstracht, so wie überhaupt die Uniformen der meisten französischen öffentlichen Beamten zu überladen, und manche sehr geschmacklos. — Die schöne Welt, welche ich auf gedachtem Balle zu sehen Gelegenheit hatte, kam der Mainzer in Ansehung der schönen weiblichen Formen und deren Eleganz im Ganzen genommen, nicht bei, obgleich sämmtliche Damen einen französischen Anstrich hatten.

Wenn man unterm Directorium in Frankreich und in den rheinischen Provinzen war, wo das republikanische Thun und Wesen bis zur Abgeschmacktheit getrieben wurde, so fällt dem Beobachter jetzt gerade das Gegentheil auf. Die Franzosen bleiben niemals in der Mittelstraße; sie ergreifen immer die Extreme, und so sucht man denn seit anderthalb Jahren ganz von entgegengesetzter Denkungsart zu scheinen, als die, welche man vor dieser Zeit hatte. Es ist jetzt gewissermaßen ein Verdienst von Adel, emigrirt und Gegner der vorigen Regierung gewesen zu seyn. Man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und manches Gute und Große vergessen, was damals unterm Kampfe mit zahllosen Schwierigkeiten gestiftet wurde, und, wie es gewöhnlich geht, die Sachen mit den Menschen verwechselt.

Der Bürgertitel hat seitdem auch sein Ansehen verloren; selbst vor Gericht, wo beim Eingange die gedruckte Anweisung zu lesen ist: — Ici on s'honore du titre de Citoyen — hört man oft das Wörtlein Monsieur wieder, und der Titel: Citoyenne, ist eine Beleidigung für ein honettes Frauenzimmer, seitdem einst in den Zeitungen stand, daß in den ersten Gesellschaften zu Paris alle Frauenzimmer wieder mit Madame und Mademoiselle angeredet würden. Indessen findet man doch noch jetzt Leute, die man besser thut, gar nicht, weder Monsieur noch Citoyen zu nennen, ehe man nicht über ihre politischen Gesinnungen einige Auskunft erlangt hat. Manche halten sich für beleidigt, wenn man sie Monsieur und andere, wenn man sie Citoyen nennt. Diese halten diese letztere Benennung für etwas Gemeines. — Alles, was ich darüber sagen könnte, um das zu erklären, was feine Franzosen mit dem Worte Citoyen für einen Nebenbegriff verbinden, liegt in der Inschrift eines schlechten Caffehauses zu Paris; sie heißt: Ici on s'honore du titre de Citoyen et on fume. — Wer es weiß, was man in der eleganten Welt von Paris von dem Tabakrauchen hält, wird sich ohngefähr vorstellen können, wer das ist, der hier Bürger genannt wird. — Unter die Worte, die man jetzt häufig hört, — denn unsere Nachbarn müssen immer etliche Modeworte haben — gehört auch der Ausdruck: les honnêtes gens —

Es verdiente wohl einer Untersuchung, wer eigentlich diese honnêtes gens sind? Diejenigen nennen sich am meisten selbst so, welche durch die Revolution und den Krieg auf mancherlei Wegen reich wurden, und nun vor jeder Veränderung zittern, weil sie da ihre erworbenen Reichthümer vielleicht wieder verlieren könnten.

In Coblenz, wie in Mainz, haben sich seit einiger Zeit zwei Schauspielergesellschaften, eine teutsche und eine französische, den Rang abzulaufen und eine die andere zu unterdrücken gesucht. Die erstere war die Böhmsche, welche unter den herumziehenden Truppen in diesen Gegenden noch immer eine der besten ist; (sie spielt meistens in Hanau, Offenbach, Neuwied, Cölln, Aachen rc.) die andere aber ist noch schlechter, als diejenige, welche zu Mainz spielt, und gehört ohngefähr in die nämliche Categorie, wie die von mir beschriebene teutsche in Mainz. (S. 1. Th. S. 245.) Demungeachtet hat es nicht an mancherlei Cabalen und Ränken gefehlt, um ihre Existenz zu sichern, und die auch dazu gekommene teutsche Gesellschaft zu entfernen. Diese wurde, wie natürlich, am meisten von den Franzosen, besonders vom Militair begünstigt, so viel als möglich mit Geld unterstützt u. s. w.; dagegen der Böhmschen Gesellschaft alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg gelegt wur-

den. Indessen spielten beide einige Wochen abwechselnd. Aber es war sehr natürlich, daß in einer so kleinen Stadt die Subsistenz zweier Schauspielergesellschaften unmöglich lange dauern konnte. Es war nur die Frage, welche von beiden abziehen sollte? Das teutsche Publikum, natürlich die größere Zahl, war für die teutsche; die französischen hiesigen Angestellten, und das Militair für die französische. Der Böhmischen wurde vom leztern zu spielen verboten, was der Präfekt erlaubt hatte. Das Militair drohte die Vorstellung zu verhindern. Der Präfekt versuchte sie zu schützen, und darüber kam es zwischen beiden Autoritäten zu sehr ernsthaften Streitigkeiten. Die teutschen Schauspieler mußten sich, so wie das anwesende Publikum allen Muthwillen und das Zischen, Pfeiffen und Pochen einiger ungezogenen Franzosen gefallen lassen. Mehrere derselben betrugen sich bei diesen Auftritten in hohem Grade unverschämt. Wie in diesem Lande sich in alles der Partheihaß mischt, so auch hier. Der B. Becker, der in seiner Zeitung (139. St. 13. Thermid. 1800) etwas sehr Wahres über diese zwei Gesellschaften sagte, es so wie alle vernünftigen Leute lächerlich fand, daß sie beide hier wären, und auch der französischen ihr nahes Ende prophezeihte, erregte dadurch bei der antiböhmischen Parthei großes Misfallen, ja einige wollten darin, daß man hier der teutschen vor der französischen

Comödie den Vorzug gäbe, sogar den Einfluß Englands und Oesterreichs erkennen. (S. Bew. des Westrh. Nr. 141.) — Ich war gerade um diese Zeit in Coblenz; man kann sich nicht vorstellen, in welchem hohen Grade diese Comödiensache das Publikum, besonders das französische, beschäftigte. Man hätte Wunder glauben sollen, welche wichtige Angelegenheit zu entscheiden wäre! — Aber endlich mußten, ohnerachtet die Mehrheit des Publikums sich für die teutsche Gesellschaft erklärt hatte, doch diese wenigstens für den Augenblick unterliegen. Sie wurde von einigen Franzosen mit persönlichen Mißhandlungen bedroht, die der Präfekt durch eine Wache von der Gensd'armerie abzuwenden suchte. — Madame Böhm gieng nach Neuwied, wo sie einige Zeit kümmerlich genug existirte, und kehrte nach Coblenz zurück, als bald nach ihrer Abreise von hier die französische Schauspielergesellschaft wegen Mangel an Unterstützung auseinander gegangen war. Sie erhielt sich hier bis zu Ende Mays d. J. (1801), wo eine andere französische Gesellschaft wieder hierher kam, mit der sich der bekannte Taschenspieler Val vergand, und die ihr nun wieder den Rang streitig zu machen suchte.

Zu Coblenz erschienen zwei öffentliche Blätter: der Coblenzer Anzeiger und die Coblenzer Zeitung. Jener ist von dem

gewöhnlichen Inhalt der Wochenblätter, enthält aber dabei noch als Lückenbüßer politische Nachrichten, die von der republikanischen Parthey für antirepublikanisch gehalten werden. — Der Antagonist des C. Anzeigers ist die Coblenzer Zeitung, welche von BB. Becker und Fr. Laßaulx herausgegeben wird. Sie führte vorher den Namen: Bewohner des Westrheins, welcher aber mit dem 11ten Ventose 9. J. (2. März 1801.) in jenen verändert wurde, und erscheint an allen ungraden Tagen des französischen Calenders, d. h. den 1. 3. 5. 7. 9. der Dekade. — Der Preis des Jahrganges ist 20 Fr., des halben Jahrgangs 11 Fr., und des Vierteljahrs 6 Fr. postfrei durch die ganze Republik. Sie ist auch durch die teutschen Postämter zu erhalten. — Man kann dieser Zeitung einen sehr hohen Grad von Freimüthigkeit nicht absprechen, und daß sie ohne Rücksicht auf Partheien manche Misbräuche rügte, und zur Publicität brachte. Seit der Periode der Veränderung des Titels derselben scheint indessen dieser freimüthige Ton etwas abgenommen zu haben, welches wohl in den Umständen liegen mag; denn außerdem hat der B. Becker gewiß das Talent, eine gute Zeitung zu redigiren. In den letzten Stücken derselben ist die Trockenheit der Pariser Blätter und ihre Anfüllung mit unbedeutenden Neuigkeiten sehr belustigend persiflirt.

Unter die lehrreichen Unterhaltungen, die man in Coblenz und in jeder größern französischen Stadt findet, kann man auch die Sitzungen der Tribunäle rechnen, die zufolge des Gesetzes bei offenen Thüren gehalten werden. Das Publikum nimmt an den Verhören und Verurtheilungen, besonders wenn im Züchtigungsgericht oder im peinlichen Tribunal über wichtige Verbrechen verhandelt wird, gemeiniglich sehr vielen Antheil. Minder besucht sind die Sitzungen des Civiltribunals, wo blos über mein und dein gestritten wird, und die daher etwas trocken für den Layen in der Jurisprudenz sind. Der Saal, worin zu Coblenz die Sitzungen des Criminalgerichts gehalten werden, befindet sich, wie schon oben gesagt worden, im sogenannten Dikasterialbau. Er ist einer der schönsten Tempel der Justiz, die ich je gesehen habe, und sticht auffallend gegen die finstern staubigen Amtsstuben in Teutschland ab, wo bei verschlossenen Thüren ungesehen vom Pubkikum Verbrecher gerichtet werden. An der Fensterwand des Saals hängt eine schwarze Tafel, worauf teutsch und französisch mit großen Buchstaben der achte bis vierzehnte Artikel der Erklärung der Rechte und der Pflichten des Menschen und Bürgers, wie sie die Constitution des 3ten Jahres bestimmt, geschrieben stehen. Ueber denselben stehet die Inschrift: Gerechtigkeit und Menschlichkeit (Justice et Humanité). An den

Wänden hängen die römischen Fasces und das Beil, und einige republikanische Fahnen. Auf einer Estrade sitzen an dem Tische die Richter in ihrem Costume, der Präsident in der Mitte; zur Rechten der öffentliche Ankläger; zur Linken der Vollziehungs-Commissair. Der Greffier (Sekretair) des Gerichts sitzet zur Rechten neben dem öffentlichen Ankläger, und neben diesem zur Seite die Geschwornen (Jury's) zwölf an der Zahl und drei Zugegebene. An der linken Seitenwand sitzt auf einem erhöhten Stuhle der Angeklagte, mit 2 Gensd'armes zu beiden Seiten; und unter ihm sein Vertheidiger. Die Zeugen sitzen den Richtern gegenüber auf Bänken, und neben denselben befindet sich der Stuhl des Huißiers (Gerichtsboten). Alle diese Personen sind durch Schranken von dem Publikum getrennt, das den übrigen Platz des Gerichtssaals einnimmt. Es ist niemand erlaubt, mit einem Stock in den Saal zu gehen, noch den Hut darin aufzubehalten. Das Ganze hat ein sehr imposantes und feyerliches Ansehen.

Ich habe mehreren Sitzungen dieses Gerichts beigewohnt, und versichere gern, daß mir die dabei vorkommende Prozedur Vergnügen gemacht hat, weil sie selbst den Menschen in dem Verbrecher noch ehrt. Bekanntlich ist die französische Criminaljustiz

der englischen nachgebildet, wobei sie sehr viele Verbesserungen erhalten hat. Ich halte diese Art zu richten und gerichtet zu werden, für die beste, die es giebt, ob sie gleich auch ihre Mängel hat, wie alle menschliche Einrichtungen. Der Angeklagte stehet hier nicht in Ketten und Banden stundenlang, oft zum Niedersinken erschöpft, einem finstern Richter gegenüber, der mit harten Worten, Drohungen und oft Schlägen sein eigenes Geständniß von ihm zu erpressen sucht, das bei uns zur Bestrafung eines Verbrechers erfordert wird. Hier ist es, wie in England. Die Anklage wird abgelesen, der Präsident des Gerichts fragt, und die Zeugen à charge und à decharge — für und wider den Angeklagten — thun ihre Aussagen. Das Gesetz hat den gewöhnlichen Zeugeneid abgeschaft. Der Zeuge wird vor den Präsidenten gerufen, und schwört: „ohne Haß und Furcht zu reden, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit" — Dabei werden ihm die zwei Artikel aus dem peinlichen Gesetzbuche vorgelesen, welche die Strafen gegen den falschen Eid bestimmen. Wer in einer Civilsache ein falsches Zeugniß ablegt, soll zu einer Zwangsstrafe von 6 Jahren verurtheilt werden; wer aber überwiesen ist, in einem Criminalprozesse ein solches abgelegt zu haben, soll mit einer 20jährigen Kettenstrafe belegt,

und sogar am Leben gestraft werden, wenn der Beklagte, gegen welchen er als Zeuge aufgetreten ist, zum Tode verurtheilt wurde. Ich glaube, daß diese zeitliche Bestrafung des falschen Zeugnisses und falschen Eides weit wirksamer beide verhindert, als in Teutschland die Androhung der Ewigkeit der Höllenstrafen.

Die Geschwornen, Bürger des Departements, hören die Zeugnisse zum Vortheil oder zum Nachtheil des Angeklagten. Der Angeklagte wird gefragt, ob er nichts wider einen derselben einzuwenden habe? Dann hört man den Vertheidiger des Angeklagten. Der Regierungscommissair setzt seinen Antrag schriftlich auf, und übergiebt ihm dem Präsidenten. Die Richter entfernen sich, um die den Geschwornen vorzulegenden Fragen aufzusetzen. Sie kommen wieder in den Sitzungssaal, und lesen die auf das Verbrechen des Angeklagten Bezug habenden Fragen laut vor, die sie den Geschwornen übergeben. Diese gehen nun zur Berathschlagung in ein Nebenzimmer. Von ihren Antworten, die blos in Ja und Nein bestehen, hängt die Freisprechung oder Verurtheilung des Angeklagten durch die Richter ab, wobei der Präsident im letztern Falle den Text des angewandten Gesetzes laut vorlieset.

Ich hörte in einigen der Sitzungen des peinlichen Gerichts den B. Becker als Ver-

theidiger des Angeklagten öffentlich reden. Er sprach mit vielem Feuer und mit Wärme. Einmal war der Angeklagte des Mordes seines Oheims in einem Walde beschuldigt. Es war richtig, daß der Mord geschehen war, aber es war nicht erwiesen, daß es der Angeklagte gethan habe. Die Geschwornen, welche, wie gewöhnlich, schriftlich gefragt wurden, ob sie im Grunde ihres Herzens überzeugt wären, daß der Angeklagte der Todtschläger sey? mußten dieß natürlich mit Nein! beantworten, und so gieng das Urtheil des Gerichts dahin: der Gefangene werde auf der Stelle in Freiheit gesetzt (qu'il soit mit sur le champ en liberté); wie die Worte des Gesetzes selbst lauten. — Die Gensd'armes traten zurück. Der Angeklagte war frei. Man kann sich die Empfindung des Menschen denken, über dem schon das Beil schwebte. Wirklich war er schon vom Tribunal criminel des Roerdepartements zum Tode verurtheilt worden, und an das hiesige war sein Prozeß durch Appellation gekommen. — Aber er verlor seine Freiheit auch sehr schnell wieder. Der öffentliche Ankläger las eine neue Anklage gegen ihn ab, den Leichnam seines ermordeten Oheims heimlich im Walde begraben zu haben. Da dieses wider das Gesetz ist, so befahl das Tribunal aufs neue seinen Arrest. Indessen war nun wenigstens sein

Kopf gerettet, da er jetzt niemals wieder wegen der ersten Anklage des Mordes vor Gericht gezogen werden kann.

Die peinlichen Tribunäle des linken Rheinufers, besonders zu Coblenz und Trier und Cölln haben jetzt viele Beschäftigungen mit den Untersuchangen über die vielen Räubereien und Mordthaten, die in den wilden Gegenden des Hundsrückens, in der Gegend von Andernach und in den Wäldern des Saardepartements verübt werden. Ich habe schon oben des sogenannten Schinderhannes und seiner Bande erwähnt. Aber außer diesem sind noch mehrere, die furchtbarer, als jener sind, denn er mordet und brennt wenigstens nicht. Aber noch ist er nicht eingefangen, so genau man auch alle seine Gänge und die Höfe, Mühlen uud Häuser kennt, wo er sich aufhält. — Sehr häufig ist besonders der Pferdediebstahl jetzt in diesen Gegenden, der den Landmann sehr drückt. Diejenigen Räuber, besonders von Schinderhannes Bande, welche jetzt in den rheinischen Departements gefangen werden, werden zufolge eines Beschlusses des General-Regierungs-Commissairs vor ein Militairgericht gebracht, das in Coblenz seinen Sitz hat, um ihren Prozeß desto geschwinder zu machen.

Im Ganzen genommen ist die Zahl derjenigen Verbrecher, welche vor dem peinlichen

Tribunal zu Coblenz gerichtet wurden, ziemlich beträchtlich. Innerhalb 2 Jahren und 3 Monaten bis zum März 1801. wurden daselbst 120 Angeklagte vor das Urtheilsjury gestellt. Hiervon wurden 57. in Freiheit gesetzt; darunter waren drei, die man in Cölln zum Tode verurtheilt hatte. Todesstrafen wurden außer drei Contumazurtheilen neun erkannt, und wirklich vollzogen; einer wegen Diebstahls mit Einbruch zur Nachtzeit und mit Feuergewehr, kraft des Gesetzes vom 9. Niv. 6. J.; einer wegen Brudermordes, zwei wegen Todtschlages, und 5 wegen Mordbrandes. Zwei unter diesen Verurtheilten suchten nicht um Caßation nach. Auf die Galeren wurden 14 verdammt, darunter waren außer Straßenraub und Diebstählen mit Qualification zwei falsche Wechsler, und zwei, welche Nothzucht mit Straßenraub verbunden hatten. 36. kamen ins Zuchthaus, unter welchen 18 waren, bei denen die Geschwornen die Frage der Entschuldigung annahmen, und die also mit zweijähriger Zuchthausstrafe oder weniger wegkamen. — Unter allen Angeklagten war eine wegen Kindermords angeklagte Person. Sie wurde als nicht überwiesen in Freiheit gesetzt. — Zwei Proceduren wurden von dem Revisionsgericht zu Trier cassirt, und die Angeklagten an ein anderes Tribunal verwiesen. Die zum Tode Verurtheilten waren sämtlich aus

dem Rhein- und Moseldepartement. (Cobl. Z. Nr. 40. 29. Vent. 9. J.)

So vortrefflich die neue französische Criminaljustizverfassung ist, so kleben ihr doch Mängel an, die der Verbesserung sehr bedürfen. Dieß gilt vorzüglich in Rücksicht der Geschwornen. Sie werden in den Gemeinden von den Friedensrichtern auf die Liste gesetzt; und dann zu der Sitzung des Gerichts, wenn sie nöthig sind, beschieden. Jeder derselben erhält täglich 3 Livres Diäten, welche aus der Departementskasse sehr richtig bezahlt werden. Aus Gefälligkeit werden nun oft diejenigen von der Liste ausgeschlossen, welche am fähigsten wären, diese Stellen zu bekleiden, und dafür gemeine unwissende Menschen darauf gesetzt, denen es nur um die 3 Liv. zu thun ist. Da aber zu einem Geschwornen eben so sehr gesunder Menschenverstand und Urtheilskraft, als ein rechtlicher Charakter gehört, die bei jenen Leuten oft gänzlich fehlen, so betrügt man den Staat und die allgemeine Sicherheit durch die Ernennung solcher Leute, die oft nicht die mindeste Idee von dem haben, wozu sie eigentlich berufen sind. Im Ganzen genommen sind die Geschwornen zu gelinde, weil die Gesetze zu streng sind. Sie wissen, das Gesetz bestimmt, im Falle sie diese oder jene Frage mit ja beantworten, Tod oder lange Kettenstrafe, und sie haben selbst bei der innerli-

chen Ueberzeugung der Schuld des Verbrechers nicht den Muth ihr ja! zu sagen. Zuweilen werden auch die Fragen von den Richtern so gesetzt, daß die Geschwornen, ohne ihre Allwissenheit anzunehmen, sie nicht beantworten können, und deshalb werden eine Menge Verbrecher losgesprochen, die man nach allen Umständen für schuldig halten muß.

Da sich denn hier auch in alles der Partheigeist mischt, so glauben auch wohl die Gegner der Verfassung, welche Geschworne sind, das Tribunal zu ärgern, wenn durch ihre Entscheidung ein Verbrecher in Freiheit gesetzt wird. — Auch Geistliche waren bisher oft Geschworne. Da es aber wider die Grundsätze der Kirche ist, daß ein Priester über peinliche Sachen entscheide, so hat der Regierungs-Commissair (unterm 8. Messidor 9. J.) beschlossen, daß künftighin kein Priester mehr auf der Liste der Geschwornen kommen solle.

Ein anderes Gebrechen der französischen Criminaljustiz ist die außerordentliche Langsamkeit, mit welcher man dem Gesetze zuwider zu Werke geht. Man läßt die Verbrecher Wochen und Monate lang in den abscheulichsten Gefängnissen modern, ehe man zum Verhör schreitet. Dieses Verfahren verdient die Rüge,

die man darüber in der Coblenzer Zeitung Nr. 40. 29. Vent. 9. J. lieset.

Für diejenigen, welche sich in der Verfassung der französischen Criminaljustiz genauere Kenntnisse erwerben wollen, dienet das Magazin der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit für die vier neuen Departements auf dem linken Rheinufer. Gesammelt und herausgegeben von J. N. Becker. 1. Heft. Berlin bei Schöne. 1800. 8.

Ich habe schon oben einiger Gasthäuser in Coblenz erwähnt. Für eine Stadt von so kleinem Umfange und wohin während des Krieges so wenig Reisende kamen, sind sie sehr gut bestellt. Außer dem oben angeführten Trierischen Hof und den 3 Schweizern logirt man gut in der Post bei B. Maas, im Wilden ꝛc.

Die lange Anwesenheit des vielen französischen Militärs zu Coblenz hat die Entstehung einiger sehr schönen Caffeehäuser veranlaßt, die sich auf dem Paradeplatze befinden. In einem derselben, dem schönsten, wurde auch Biribi und Rouge et noir gespielt, welches in den übrigen Departements streng verboten ist.

Unter die angenehmsten Orte in Coblenz gehört ein öffentlicher Garten, der dicht am

Rheine etwas oberhalb der Schiffbrücke liegt, und aus dessen Laube und Gartenhause man eine außerordentlich schöne Aussicht hat. O es ist ein liebliches Plätzchen! Gesellschaft fand ich selten oder gar nicht darin; der Garten gehört, so sagte man mir, einem Patrioten (ich glaube dem B. Laßaulx) und ist deswegen als jakobinisch verschrieen. Er ist an den B. Kröll, Wirth in den 3 Schweizern verpachtet, welcher auf Verlangen allerlei Erfrischungen giebt. Ich habe mich darüber weggesetzt, ein paar Tage lang in den Verdacht des Jakobinismus zu kommen, und hier manches Stündchen gern am Ufer gesessen. Seine schöne Lage verdient, daß ihn jeder Fremde besuche, zu welcher Parthie er sich auch bekennen möge!

Zehnter Abschnitt.

Inhalt.

Reise von Coblenz nach Neuwied. Noch einige Bemerkungen über die Rheinreise überhaupt. Diligencen zu Lande von Coblenz nach Cölln. Reiseplan von Frankfurt und Mainz nach Cölln und zurück. — Ansicht von Ehrenbreitstein. Mündung der Mosel. Neuendorf. Andere Ortschaften. Niederwerth. Vallendar. Bendorf. Sayn. Zollengers. Engersgau. Rommersdorf. Weissenthurm. Rheinübergang der Franzosen bei diesem Orte. Hoche's Denkmal. Neuwied. Geographisch-statistische Nachrichten von der Grafschaft Wied-Neuwied. Die Stadt. Lage. Erbauung. Straßen. Das Schloß. Die Schloßkirche und andere Gebäude. Einwohnerzahl. Fa-

briken. Blechfabrik von Remy und Barensfeld. Schnallenherzenfabrik. Andere Fabriken. Manufakturen der Herrenhuter. Künstler. Roentgen. Kinzing. Professionisten. Kirchen- und Schulwesen. Unterrichtsanstalten. Schellenbergs Erziehungs-Institut. Herrenhutische Erziehungsanstalt. Frauenzimmerinstitut. Buchhandlungen. Lesegesellschaft. Gelehrte zu Neuwied. Die Fürstin. Der Prediger Winz. Der Prediger Schellenberg. Schröder. La société typographique. Zeitungen. Tonders Gespräche im Reiche der Todten. Der unpartheiische Correspondent am Rhein. — Nützliche Anstalten. Das Todtenhaus. Kranken-Verpflegungsgesellschaften. Vergnügungsorte. Monrepos. Kriegsgeschichte der Stadt Neuwied. Der Fürst und der Comte de la Ville sur Illon.

Es ist, wie ich glaube, schwer zu entscheiden, ob die Rheinfahrt von Mainz nach Coblenz, oder die von Coblenz nach Cölln in Ansehung der natürlichen Schönheit der Gegend den Vorzug verdiene? beide haben unendlich viel Mannichfaltigkeit, aber beide tragen einen verschiedenen Charakter. Mich dünkt, daß die Gegenden unterhalb Coblenz, besonders von Andernach an bis etwas unter das Siebengebürge hinab, ein eigenes Gepräge von heiterer Größe und Majestät haben, das man an den Gebürgsufern von Bingen bis Coblenz im Ganzen genommen nicht findet. Oberhalb Coblenz schränken die Berge zu sehr den Fluß ein, und hängen zum Theil drohend über ihn herab; hier ließen sie ihm Raum, sich auszubreiten, treten zurück, und erheben sich einzelner in coloßalischen Felsmaßen, denen man es ansieht, daß sie Kinder großer physischer Revolutionen sind.

Man macht jetzt mit den Postschiffen, wie schon oben gesagt ist, bei nicht ganz ungünstigem Winde und wenigstens mittelmäßigem Wasserstande im Sommer die Reise von hier bis Cölln, so wie die von Mainz nach Coblenz, in einem Tage, d. h. von Morgens früh um 5 oder 6 Uhr bis Abends um 8 Uhr. Indessen scheint mir diese zweite Tagreise doch etwas stärker zu seyn, als die erstere. Auch die Diligencen zu Lande, deren täglich alle Morgen vier oder fünf von Coblenz ab nach Cölln gehen, fahren den 18stündigen Weg dahin in einem Tage, nämlich von Morgens 5 Uhr bis Abends um 5 oder 6 Uhr. Man speißt alsdann schon zu Mittag um 1 Uhr in Bonn. Der Preis für einen Platz in der Diligence zu Lande beträgt etwas über 2 Thaler um von Coblenz hinunter nach Cölln zu fahren. Von Cölln herauf nach Coblenz kostet der Platz 12 Livres, nämlich 10 Liv. der Platz, 1 Liv. droit du Dixième (s. 1. Th. S. 81.) und 1 Liv. Chausseegeld. So ist es auf dem Zettel angegeben, den man in Cölln bei Bezahlung des Platzes erhält.

Diese Diligencen sind sehr bequem, hängen in Riemen, sind mit Plüsch oder Tuch ausgeschlagen, und wie jede andere Chaise oder Kutsche gebaut. Sie sind meistens für 4 Personen eingerichtet, ausgenommen die von Besançon, Heuken und Comp., welche in Coblenz bei B. Maas auf der Pferdepost abfährt. Diese ist

größer und schwerer, als die übrigen, welche alle leichte Chaisen sind. Da diese Postwagen jetzt Privatunternehmern gehören, so bemühen sich diese auf alle Art, den Beifall der Reisenden zu erhalten, weil sie nur durch das Zutrauen des Publikums bestehen können. Es findet eine Aemulation statt um geschwinder anzukommen, und wohlfeilere Preise zu machen, wobei die Reisenden unstreitig gewinnen müssen. Ueberdies herrscht auch in Ansehung des Einschreibens der mitzunehmenden Bagage oder der mitgeschickten Sachen eine große Ordnung, die sich unsere teutschen Posthalter in vielen Stücken zum Muster nehmen könnten. Daß man nicht sage, es wäre nicht möglich, in Teutschland bei oft schlechten Wegen mit einer wohlgebauten in Riemen hängenden Diligence zu fahren! Die Wege in dem größten Theile von Frankreich sind jetzt so schlecht, als sie in Teutschland nimmermehr sind. Aber demungeachtet kommt man schnell und bequem fort. So fährt man mit einer solchen Diligence die 22 Stunden (Lieux) von Cölln nach Lüttich in einem Tage, und auf dem abscheulichsten Wege, den es geben kann, von Lüttich nach Brüssel (21 St.) wieder in einem Tage, wobei man freilich früh aufstehen muß. Aber man hat doch seine Bequemlichkeiten; man findet sich schon im Posthause, das auch gewöhnlich zugleich das Wirthshaus ist, erwartet, und ein gutes Abend=

essen und Betten bereit, dagegen man in Teutschland Tag und Nacht auf der plumpen Maschine geradbrecht wird, ohne oft lange irgend eine Erquickung zu finden. Diese Einrichtung hat ihren Grund in falsch berechneten cameralistischen Rücksichten, und in dem Mangel an Achtung, den man überhaupt in Teutschland gegen das Publikum zeigt. Hier, wo die Fortschaffung der Reisenden Privatsache ist, und zum Gewerbe des Bürgers wurde, bedenken sich selbst sehr rechtliche Leute nicht auf dem sogenannten Postwagen zu fahren. Welcher Mensch will aber mit den roth angestrichenen Mistwagen, wie man sie in Leipzig, in Magdeburg, Halle u. s. w. vor den löblichen Postämtern stehen sieht, oder mit den ungeheuren Lastwagen im Reiche eine Reise nur von wenigen Stunden machen? Warlich, ich halte den für sehr unglücklich, der dazu verdammt ist!

Diejenigen also, welche von Frankfurt aus eine Reise auf dem Rhein bis Cölln machen wollen, haben dazu sehr wenig Zeit nöthig. Sie fahren Morgens von Frankfurt weg, oder auch Nachmittags um 1 oder 2 Uhr, und kommen zur rechten Zeit (in 5 bis 6 Stunden) in Castel vor Mainz an. Liegt ihnen nicht besonders daran, das linke Rheinufer zu besuchen, oder lassen es die politischen Verhältnisse ihrer Regierungen nicht zu, wie z. B. Engländer rc., oder Mangel an Pässen, so blei-

ben sie in Castel, ohne über die Brücke nach Mainz zu gehen. Man logirt ziemlich gut im schwarzen Bären daselbst. Am folgenden Morgen gehen sie nach ihrem Gefallen auf der teutschen oder französischen Rheinseite zu Schiffe *) und kommen Abends in Coblenz an. Wollen sie auf dem teutschen Rheinufer bleiben, so können sie im Thal Ehrenbreitstein, im weißen Roß bei Groschopp ihr Nachtquartier nehmen. Am folgenden Morgen setzen sie ihre Reise nach Cölln fort, wo sie wiederum Abends ankommen, oder auch dieser Stadt gegenüber in Deuz auf dem rechten Ufer bleiben können. Ist es ihnen nicht darum zu thun, länger in Cölln zu verweilen, um die dasigen Merkwürdigkeiten zu sehen, wozu ein Tag hinreicht, so können sie am andern Tage zu Lande oder zu Wasser wieder nach Coblenz heraufreisen, welches sie Abends erreichen. Der Weg dahin ist über alle Beschreibung vortrefflich, und besser unterhalten,

*) Seitdem ich den ersten Abschnitt dieses Bandes geschrieben habe, ist noch eine andere Wasserdiligence entstanden, und beide Unternehmer lassen nun täglich jeder eine von Mainz nach Cölln abfahren.

als irgend einer in der ganzen Republik. Wenn man erst Bonn erreicht hat, so fährt man bis Andernach immer dicht am Ufer des Rheins. Die Güte des Weges macht diesen achtzehnstündigen Weg so wenig ermüdend, daß man ihn als eine Spazierfahrt betrachten kann. In Coblenz passirt man den Rhein zurück, und geht um die Bäder zu sehen, über Ems, Schwalbach, Schlangenbad und Wisbaden in 2 Tagen bequem nach Frankfurt zurück. In Coblenz muß man indessen einen Lehnkutscher nehmen, oder Postpferde.

Nach diesem Reiseplan hätte also ein Reisender um von Frankfurt nach Cölln und wieder zurück zu reisen, 7 Tage Zeit nöthig, nämlich 1 Tag nach Mainz, 1 Tag zur Reise von Mainz nach Coblenz, 1 Tag bis nach Cölln, einen Tag Aufenthalt daselbst, 1 Tag Rückreise von Cölln nach Coblenz, einen Tag von Coblenz nach Schwalbach (12 Stunden) über Ems. Nimmt man den Weg nicht über Ems, welches zwar um ist, dessen Gegend aber gesehen zu werden verdient, so kommt man über Braubach und Nastädten nach Schwalbach. (10 Stunden.) Hier verwendet man den Rest des Tages zur Besichtigung der Quellen und der Gegend, und fährt am andern Morgen über Schlangenbad (1½ St.) wenn man es sehen will, außerdem auf dem geraden Wege

nach Wisbaden (4 Stunden). Von Wisbaden ist es 8 Stunden bis Frankfurt.

Noch muß ich hier bemerken, daß diejenigen, welche nicht willens sind, das linke Rheinufer zu berühren, besser thun, ein eigenes Fahrzeug zu nehmen. Sie sind alsdann unabhängig von dem Willen des Schiffers, der denn doch zuweilen am linken Ufer anhalten muß, theils um dies oder jenes abzugeben, theils aus herkömmlicher Ordnung. Ich möchte auch, besonders männlichen Reisenden rathen, lieber einen bedeckten Nachen zu miethen, als eine Jacht. Man fährt geschwinder und wohlfeiler damit, und sitzt bedeckt und zugleich luftig unter der doppelten Leinwand, die über Reife gespannt ist. Uebrigens wundere ich mich, daß man auf der teutschen Seite keine Rhein-Diligencen anlegt, wie man es auf der französischen gethan hat. Ich sollte glauben, daß es einer von Castel abgehenden Wasser-Diligence an Passagiers und Fracht nicht fehlen könnte. Schon jetzt in dem kurzen Zeitraume seit dem Frieden erhebt sich der Flor dieses kleinen Ortes. Die Gasthöfe vermehren und verbessern sich darin, weil mehrere Fremde von hier zu Fuß hinüber nach Mainz gehen, um der Visitationen an dem Douanebureau und der Umstände mit dem Passe überhoben zu seyn. Die teutschen Reisenden wür-

den also meistentheils gern von hier abfahren, und an guten Schiffern könnte es nicht fehlen, da die Steuerleute der Jachten meistens alle aus dem Rheingau sind.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes zu Coblenz hatte sich eine Gesellschaft von mehreren Personen zusammen gefunden, die alle den Fluß hinab fahren wollten. So mannichfaltig sie auch zusammen gesetzt war, und so unbekannt wir uns vorher waren, so vereinigte uns doch bald der gleiche Zweck, und Fröhlichkeit herrschte auf unserm kleinen Fahrzeuge. Diese kurze Fahrt war ein Bild der Reise durch dieses Leben im Kleinen. Hier, wie dort, soll einer das des andern erheitern; man soll sich dulden, und ertragen. Das Schicksal führte uns zusammen aus das Schiff, wie es uns im Leben mit Tausenden auf die große Bühne der Welt stellt. Endlich kommt die Trennungsstunde hier und dort, und führt uns von einander.

Wir stießen vom Lande, und der Strom, der hier ziemlich reißend ist, führte uns schnell fort. Ehrenbreitstein war damals noch. Die (französischen) Schildwachen giengen auf den Wällen und Bastionen spazieren, und sahen auf dieser Höhe wie Kinder aus. Auf einem Thurm wehte die große Fahne der Republik, welche an jedem

Dekadentage ausgesteckt wird, und ein solcher war heute. Die untern Werke der Festung und ein Theil der Häuser lagen schon seit einiger Zeit geschleift als Schutthaufen da. Bald waren wir an der Mündung der Mosel. Sie bildet eine schöne Perspective, ohngefähr wie die der Nahe, aber hier ist alles weiter, größer und auch dem Auge näher. Jenseits der Brücke ragt auf der Anhöhe Marceau's Denkmal weit hervor.

Zur Linken sieht man zuerst den Flecken Neuendorf, einen wohlgebauten Ort, und zur Rechten Orber, ein ärmliches Dörfchen. Die Insel Niederwerth mit einem Dorfe trägt an ihrer Spitze eine Cisterzienser Nonnenabtei, die im J. 1242. von Wilhelm Freiherrn von Helfenstein gestiftet wurde. Das Kloster hat in dem Kriege viel gelitten. Etwas weiter hinab zur Linken sieht man ein anderes Kloster Wallersheim mit einem Dorfe, und zur rechten ein drittes das Kloster Beßelich, an dessen Fuße Maller, ein kleines Dörfchen, liegt.

Schon in der Ferne zeichnet sich unter den kleinern Ortschaften, die man passirt, Vallendar aus, ein sehr nahrhafter trierischer Flecken, voller Wollenmanufakturen und Färbereien. Berühmt wegen ihrer ausgebreiteten Geschäfte ist hier die Oesterische Lederfabrik.

Auf dem linken Ufer folgen hier auf einander die Dörfer Keßelheim, Sebastian-Engers, Kalten-Engers nnd Urmitz.

Zur Rechten liegt entfernt vom Ufer Bendorf, ein Brandenburg-Anspachischer Flecken am Ausflusse der Sayn in den Rhein. Der Name dieses Ortes ist während dieses Krieges durch mehrere Rheinübergänge der Franzosen in seiner Nähe berühmt geworden, aber es hat der Besitznahme des Königs von Preußen nach dem Regierungsabtritt des Marggrafen von Anspach-Bayreuth die Befreiung von vielen Lasten des Krieges zu danken.

Unter Bendorf sieht man das Dorf Mühlenhofen, und hinter diesem am Fuße des Westerwaldgebürges in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer die Ruinen des alten Schlosses Sayn, dem Wohnsitze der alten Grafen dieses Namens, die schon in Anfang des 13ten Jahrhunderts für ihre Zeiten mächtige Ritter waren. Dabei liegt die von ihnen erbaute Prämonstratenser Abtei Sayn. Unter dieser Ruine ist ein schöner Landsitz des Grafen von Boos zu Coblenz.

Dem obengedachten Dorfe Kalten-Engers gegenüber auf dem rechten Ufer passirt man den Flecken Zoll-Engers, oder Cuno-Engers. Er ist durch ein großes pallast-

ähnliches Gebäude ausgezeichnet, daß der Kurfürst von Trier, Johann Philip, Graf von Waldenburg, aus dem Hause Molsberg, erbauen ließ. Vorher stand hier ein altes Schloß mit einem festen Thurme von Erzbischof Kuno von Falkenstein 1368. erbaut. Das Städtchen oder der Flecken Zoll-Engers ist 1777. fast völlig abgebrannt, aber seitdem schöner wieder aufgebauet worden. Ehemals war hier ein Zoll, der aber nach Coblenz verlegt wurde. — Einen eigenen Nahrungszweig der hiesigen Einwohner machen eine Art leichter Sandsteine aus, die weich aus der Erde gegraben, in eine viereckigte Form gebracht, getrocknet und in der Gegend beim Bauen zum Ausfüllen der Wandfächer gebraucht werden. — Nach diesem Ort wird das umliegende Land das Engersgau genannt.

Von Engers bis Neuwied folgen aufeinander, doch zum Theil entfernt vom Ufer, die Prämonstratenser-Abtei Rommersdorf, Heimbachweis, Langendorf, und in der Ferne sieht man das Lustschloß des Fürsten von Neuwied Monrepos auf der Höhe. Dem weißen Thurme gegenüber, oberhalb Neuwied, waren ehemals zwei Höfe, Hofrheinau und Geuch. Die Franzosen haben den erstern verbrannt, und den andern geschleift.

Von diesem Orte wüßte ich nichts Interessantes zu sagen, außer daß die Abtei Rommersdorf römischen Ursprungs seyn soll. Man hat hier römische Alterthümer und Münzen gefunden, und einige Schriftsteller haben daher vermuthet, daß in dieser Gegend Julius Cäsar über den Rhein gegangen sey, welches sie aus dem 4. und 6. Buche seiner Nachrichten vom gallischen Kriege beweisen. Einige auf einem Berge bei der Abtei gefundene Säulen fremden Ursprungs, die jetzt noch im Capitelhause stehen, sollen diese Vermuthung bestätigen. Nach Tacitus (18. Buch) sollen damals hier die Juhoner und die Ubier gewohnt haben. — Auch will man aus dem Namen Romersdorf (Villa romana) seinen römischen Ursprung herleiten. Die Prämonstratenser wohnen seit dem Jahre 1135. in dieser Abtei, welche vorher von Benedictinern besessen wurde. — Die Gebäude der Abtei sind modern. Man hat aus derselben eine schöne Aussicht auf den Rhein und die Bergkette, welche sich in einem halben Cirkel etwas entfernt vom Ufer bis nach Andernach hinabzieht.

Von Urmitz an liegen bis Weißenthurm, Neuwied gegenüber, auf dem linken Ufer der gute Mann und Kettich, zwei unbedeutende Ortschaften. — Außer der Insel Nie-

derwerth sind noch einige Inseln auf diesem Wege von Coblenz nach Neuwied. (3 Stunden.)

Weißenthurm ist ein ziemlich schönes Dorf mit einem großen viereckigten Thurm, das ehemals dem Kurfürsten von Trier gehörte. Es hat in diesem Kriege eine ungewünschte Celebrität erhalten. Durch seine Lage, der Ebene von Neuwied und einer Rheininsel gegenüber, war das Ufer hier vorzüglich günstig, einen Uebergang über den Fluß zu machen, und dies ist hier mehreremale geschehen. Noch jetzt sieht man die Schanzen und Batterieen, unter deren Schutze sie unternommen wurden. Das ganze Feld ober- und unterhalb dieses Dorfes ist noch aufgewühlt. — Ich werde dieser kriegerischen Ereignisse bei Neuwied gedenken. — Wie viel die Einwohner litten, kann man sich ohngefähr vorstellen, wenn man überlegt, daß bei diesem Orte oft 30- und mehrere tausend Mann in einer kleinen Entfernung campirten, daß ihre Häuser dem österreichischen Canonenfeuer ausgesetzt, wiewohl die Anhöhe sie einigermaßen schützte, und daß alle kriegerischen Ereignisse so nahe waren, wie man sie vielleicht nirgends näher sehen konnte. Der Uebergang über den Rhein, besonders unter dem General Hoche im Jahre 1797. war vielleicht das majestätischeste Schau-

spiel während des ganzen Krieges, die Seeschlacht bei Abukir ausgenommen.

Auf einer Anhöhe bei Weißenthurm links am Wege nach Andernach erhebt sich das Denkmal des Generals Hoche. Es besteht in einer vierseitigen Pyramide, die auf einem Sarkophag ruht. Die Vorderseite derselben führt die Inschrift:

L'Armée
de Sambre et Meuse
à son General en Chef
Hoche.

Dies Denkmal ist, ob es gleich schon 2 Jahre steht, noch nicht vollendet. An dem Sarkophag fehlen noch die Platten mit den Inschriften, welche auf den vier Seiten desselben eingelegt werden sollen. Warum es noch nicht fertig ist, kann ich nicht angeben. Zufolge der Nachricht des B. Vanrecum in seinem Almanach (S. 37.) ist es von dem B. Krahe in Coblenz verfertigt, aber nicht, wie man aus der Inschrift schließen sollte, auf Kosten der Armee, sondern der jungen Gattin des Generals, die er zurückließ. Hoche starb am 12. September 1798. zu Wezlar.

Weißenthurm gegenüber liegt Neuwied, die Hauptstadt der Grafschaft Wied-Neuwied, und die der Fürsten dieses Namens.

Die Grafschaft Wied-Neuwied theilt sich in zwei Theile, in die obere und niedere Grafschaft. Erstere ist die Wied-Neuwiedsche, die andere die Wiedrunkelische, die ihren eigenen Herrn hat. Beide haben sich in den neuern Zeiten in den Fürstenstand erheben lassen. Die erstere gehört zum westphälischen Kreise; der Fürst hat nichts von seinen Besitzungen verloren, dagegen Wiedrunkel, die ansehnliche Grafschaft Krichingen (Créange) auf dem linken Rheinufer, verloren hat. (Diese liegt mit den dazu gehörigen Herrschaften im Westerreich, westlich von Saarwerden, in der Gegend von Metz und Saarbrücken, und begreift 10 Dörfer in sich. Sie ist nach Traiteur ohngefähr 2 Quadratmeilen groß, hat etwa 3800 Einwohner, und brachte nebst den Revenuen von Raville, und mehrern belehnten Herrschaften, die zum Luxemburgischen Marschalamt gehörten, ohngefähr 50000 Gulden jährlich ein.)

Der beste Theil der Grafschaft Neuwied liegt in dem Kessel des ehemaligen Engersgaus, der größere aber hinter dem Bergrücken, der schon einen Theil des Westerwaldes ausmacht. Indessen ist er doch weit fruchtbarer, als dieser. Die Trierischen, Cöllni-

schen, Dierdörfer und Wiedrunkelschen Besitzungen begränzen und durchschneiden dieses kleine Land, das ehedem größer war. Als aber nach dem Tode des Grafen Ernst von Ysenburg im Jahre 1664. der Mannsstamm der Grafen von Nieder-Ysenburg erlosch, erklärte Chur-Trier dieses Land für Mannlehen, das dem Lehnhof wieder zufallen müsse, und zog dasselbe auch an sich. Seit dieser Zeit ist bei dem Reichshofrathe ein Rechtsstreit darüber anhängig. Aber ein Churfürst vermochte mehr, als sein schwächerer Nachbar, obgleich der letztverstorbene Fürst Friedrich Alexander bei seinem Aufenthalte in Wien von 1735 bis 1738., wo er den Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande brachte, das Versprechen erhielt, daß beide Theile ihm zu seinem Recht verhelfen wollten, wozu der französische Gesandte M. de la Beaume damals einige Schritte that, die indeß vergeblich waren. Der jetzige Fürst bemüht sich bei diesem Friedensschlusse aufs Neue darum.

Die günstige Lage des Landes und der Stadt Neuwied am Flusse und die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche sie gewährt, nöthigt die Regierung desselben indessen auch sehr viel auf Wasserbauten zu verwenden. Von Urmitz bis hierher bildet der Rhein einen großen Halbzirkel. Er strömt mit großer Heftigkeit besonders auf das rechte Ufer in dieser Gegend. Bei der durch den Krieg vernachläßigten Unterhal-

tung ist sehr viel Land verloren gegangen. An der Stadt hat der Rhein eine Breite von 1400 Schuhen, fließt sehr schnell, und friert selten zu. Sie ist sehr leicht einer Ueberschwemmung durch ihn ausgesetzt. — Es gehet hier eine Fähre oder sogenannte Nähe über den Rhein, um Wagen überzuführen. 1742. ließ der Graf von Neuwied und der Kurfürst von Cölln eine fliegende Brücke anlegen, welche der letztere in Schutz nahm, und über welche er die Gerichtsbarkeit erhielt. Auf die Klage von Chur-Trier aber beim Reichshofrath mußte sie wieder weggebracht werden. — Würden die Franzosen es wohl jetzt verstatten? —

Eine Viertelsstunde unterhalb der Stadt fällt die Wied, ein Bach, welcher der Grafschaft den Namen gegeben hat, in den Rhein. Sie entspringt ohnweit des Wiedischen Dorfes Dreifelden, 7 Stunden von der Stadt, läuft in vielen Krümmungen durch das Dierdorfische, Hachenburgische und Cöllnische, treibt viele Hüttenwerke, Mühlen rc., schwillt leicht an, da sie immer zwischen Gebürgen läuft, und ist weder fischreich noch schiffbar.

Die untere Grafschaft hat verschiedenen Boden; die Gegend diesseits des Gebürges in dem Kessel ist meistens fruchtbar, und hat in der Nähe des Rheins vielen Weinbau, worunter der bei dem Dorfe Fahr, gegen Andernach über,

der beste ist. Die obern Kirchspiele erndten drei Wochen später, haben aber gutes Korn, Hafer und Flachs. Holz ist das Hauptprodukt des Landes. In demselben sind Kupferwerke, Alaungruben, Basaltbrüche und Salmiakfabriken; vorzüglich wichtig sind die Thongruben in den obern Kirchspielen, woraus eine große Menge steinerner Krüge für die mineralischen Quellen zu Selters, Fachingen, Schwalheim rc. verfertiget werden. In dem Dorfe Grenzhausen und einigen benachbarten wird viel steinernes Geschirre verfertigt, und in dem erstern besonders thönerne Pfeiffen, welche häufigen Absatz finden, und nicht selten von Holland aus unter dem Namen der holländischen Pfeiffen wieder in andere Länder verführt werden.

Die letztverstorbene Fürstinn war eine Burggräfin von Kirchberg, und es entstand über die Erbfolge in der Grafschaft Hachenburg ein Rechtsstreit zwischen Nassau-Weilburg, dessen jetzige Fürstin eine Gräfin von Hachenburg ist. Nachdem er lange beim Reichshofrath anhängig gewesen war, wurde endlich ein Vergleich zu Stande gebracht, nach welchem vier Dörfer und ein halbes an Neuwied fallen, und Nassau-Weilburg 200,000 Rthlr. baar bezahlen soll, welches vor zwei Jahren erfolgt ist. Vor dieser Erbschaft bestand die niedere Grafschaft aus der Stadt Neuwied und 50 Dörfern, welche in zwei Aemter und dreizehn Kirchspiele getheilt waren. In denselben stehen 1530 Häuser, und

vor dem Kriege belief sich bei der letztern Zählung die Zahl der Einwohner auf dem Lande auf 7860 Seelen, welche 14750 Morgen Ackerland, 3002 Morgen Wiesen, 373 Morgen Weinberge (die Herrschaft hat deren 92) und 872 Morgen Weide besaßen. Die Waldungen, mit Inbegriff der herrschaftlichen, beliefen sich auf 23666 Morgen, ohne 4395 Morgen Rasenhecken. Durch den Vergleich des Fürsten mit seinen Unterthanen haben diese ihre Waldungen sehr vergrößert. Die Domainen des Fürsten sind beträchtlich. Sie bestehen aus 24 Höfen, und im Lande überhaupt sind 34 herrschaftliche und Privat- Mahl- und Oelmühlen.

Die Stadt Neuwied liegt in einer großen Ebene, die sich von dem Saynbach bis an den Wiedbach und vom Rhein bis an die Berge bei Sayn und Rommersdorf erstreckt. Ihre Lage ist äußerst freundlich und angenehm. Toleranz und Kunstfleiß machten sie in einem Jahrhunderte zum blühenden Ort. Sie war ehemals dadurch eben so bekannt, als sie es durch die vielen Drangsale wurde, die sie während dieses Krieges erfuhr. — Sie ward sogleich nach erfolgtem westphälischen Friedensschluß angelegt. Schon früher erhielten die damaligen Grafen von dem Kaiser das Privilegium zur Erbauung einer Stadt, über deren Platz sie lange nicht einig werden konnten. Die Pri-

vilegien derselben sind äußerst vortheilhaft, so daß wohl nicht leicht eine Stadt in Teutschland unter einer reichsständischen Regierung sich solcher Vorrechte zu erfreuen haben dürfte. Wo eine Dunkelheit über die Privilegien entstehe, heißt es darin, sollen die der freien Reichsstadt Friedberg zum Entscheidungsgrunde dienen.

Da die Stadt nach einem eigenen Plane angelegt wurde, dessen Ausführung sich keine Hindernisse entgegensetzten, so ist sie sehr regelmäßig gebauet. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklicht; fünf derselben laufen von Westen nach Osten, und fünf von Süden nach Norden. Sie sind 40 Fuß breit; im Verhältnisse dieser Breite aber sind die Häuser zu niedrig, meistens von zwei Stockwerken. Ihre Anzahl beträgt 514. Die in neuern Zeiten gebauten sind meistens von Steinen aufgeführt, da sich in der Nähe der Stadt gute Steinbrüche befinden. Das Pflaster war vor dem Kriege ziemlich gut, während desselben ist es aber nicht unterhalten worden. Eine nächtliche Erleuchtung findet nicht statt, und scheint auch, nach Aeußerungen dortiger Einwohner viele Schwierigkeiten zu haben. Im Ganzen genommen sind die Häuser ganz gleichförmig. Wenige zeichnen sich von einander durch Größe oder bessere Bauart aus. Ich werde diese hernach nennen. Uebrigens hat die Stadt gar keine Thore.

Das Schloß am nördlichen Ende der Stadt ist ein regelmäßiges Gebäude. Es ist von verschiedenen Nebengebäuden umgeben, die zur Küche, zu Stallungen, Remisen rc. dienen. Der Schloßplatz ist an der Stadtseite von einem eisernen Gitter eingefaßt. Da während des ganzen Krieges an allen diesen Gebäuden nichts ausgebessert worden ist, so haben sie das Ansehen von Verfall. Der Schloßgarten, der äusserst angenehm sich längs des Rheins hinzieht, wo er mit einer niedrigen Mauer umgeben ist, welche die Aussicht zuläßt, ist sehr schlecht unterhalten, und außerdem sind noch die darin befindlichen Bosquets von dem jetzigen Fürsten in Kleestücke umgeschaffen worden.

Die Lutherische Kirche wurde nach einem Riß des bekannten Cancrini angelegt, der aber das Vermögen der Gemeinde bei seinem Plane nicht berechnet hatte. Sie ist von einfacher Bauart, und obschon nicht vollendet, doch von den traurigen Verwüstungen des Krieges, denen sie besonders ausgesetzt war, wiederhergestellt. Ein besonderes Verdienst um ihre Wiedererbauung erwarb sich der Prediger an derselben, Hr. Schellenberg. Er unternahm, um die Kosten dazu zusammenzubringen, eine weite Reise bis in die entferntesten Gegenden des nördlichen Teutschlands, und fand dort Freunde und Unterstützung.

Die reformirte Kirche liegt mitten in der Stadt, ist aber nach einem doppelten Plane aufgeführt. — Ueberhaupt befinden sich sieben Kirchen hier; nämlich die beiden angeführten, dann eine Herrnhutische, eine Catholische, ein Mennonistenbethaus, eins der Inspirirten und eine jüdische Synagoge. Außer der reformirten Kirche, wozu sich der Hof bekennet, dürfen die übrigen keine Glocken haben.

Unter den übrigen Gebäuden der Stadt, welche sich auszeichnen, gehört die große Blechfabrik der Herren Remy und Barensfeld, welche durch das Bombardement eingeäschert wurde, jetzt aber schon wieder aufgebauet ist, dann Roentgens Haus, der durch seine Tischlerarbeiten sich in ganz Europa bekannt gemacht hat, und die beiden von den Herrnhutern allein bewohnten Quadrate.

Ein mit Linden besetzter mitten in der Stadt gelegener Platz nimmt sich gut aus, und gewährt einen angenehmen Spaziergang; aber ich fand ihn sehr schlecht unterhalten, und mehrere Bäume sind von den Kaiserlichen umgehauen worden, um eine Batterie in der Stadt aufzuführen.

Die Zahl der Einwohner von Neuwied ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Einige schätzen

sie auf 6000, andere wollen kaum 3500 Seelen annehmen. Nach einer genauen Liste belief sich der Anzahl der Copulirten vom Jahre 1781. bis incl. 1794. auf 479. Paar; die der Gebornen, die Juden und unehelichen Kinder nicht mitbegriffen, auf 2001, nämlich 1079 Knaben und 1022 Mädchen, worunter 97 Todtgeborne und 31 Paar Zwillinge waren. Die Zahl der Gestorbenen betrug 1802, nämlich 926 männlichen und 876 weiblichen Geschlechts, so daß also, die beiden Jahre 1781 und 1793, wo die Ruhr graßirte, und die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen im erstern um 66, im zweiten um 24 überstieg, mit einbegriffen, überhaupt 299 mehr geboren wurden, als gestorben sind. Man kann jetzt immer gegen 5000 Einwohner annehmen, denn gegenwärtig sind die Ausgewanderten alle zurückgekehrt, mehrere Fremde haben sich hier wieder niedergelassen, und die Fabriken erheben sich wieder.

Unter die sehenswürdigsten Dinge von Neuwied gehört unstreitig die große *Blechfabrik* von *Remy* und *Barensfeld*. In derselben werden alle Arten von Koch- und Küchengeschirr aus verzinntem Blech, unter dem Namen des Sanitätsgeschirrs, verfertigt, das schon durch einen großen Theil von Europa bekannt ist. Die Verunglimpfungen dieser nützlichen Fabrikate in einigen öffentlichen Blättern sind durch die Untersuchungen einiger geschickten Chemi-

ker und Aerzte schon widerlegt worden. Durch den Gebrauch derselben wird die Beseitigung einer sehr häufigen allmähligen Vergiftung bezweckt, der jeder Mensch mehr oder weniger durch den Gebrauch der gewöhnlichen oft schlecht verzinnten Küchengefäße ausgesetzt seyn kann. Ueberdieß haben diese Fabrikate den Vorzug einer sehr zweckmäßigen und selbst geschmackvollen Form. Der Absatz dieser Fabrik erstreckt sich schon nach Rußland, Italien und selbst nach Amerika. Eine Niederlage von diesem Sanitätsgeschirr befindet sich auch zu Leipzig. Ihre Arbeiter werden von den Unternehmern gut bezahlt. Eben denselben gehört eine Fabrik von Pferdegeschirren und Schnallenherzen, (deren außer dieser noch zwei hier sind); auch lassen sie Schrot- und Bleytafeln verfertigen. Das Bley wird auf dem nahe bei der Stadt gelegenen Hüttenwerk Raßelstein in einem Walzwerk gemacht, wozu niemand den Zutritt hat.

Die große Fabrik von Tischlerarbeiten des Hrn. Roentgens, welche unstreitig eine der berühmtesten in ihrer Art war, hat mit den Unruhen des Krieges aufgehört. Hr. Roentgen hatte ehemals mehr als 40 Arbeiter, welche unter seiner unmittelbaren Aufsicht die kostbarsten Holzarbeiten verfertigten. In Paris, in Petersburg, Wien und Neapel stehen Schränke, Commoden und Tische von diesem Manne.

Der König von Preußen, Friedrich Willhelm II. besuchte im ersten Feldzuge (1792) gegen Frankreich Roentgen, und sahe seine Arbeiten. Er gab ihm den Titel eines Comerzienraths. Der Krieg vertrieb diesen Mann, der ehemahls der Herrnhutischen Sekte zugethan war, aus Neuwied. Er hielt sich unter andern eine Zeitlang in Neudietendorf bei Gotha auf, wo auch eine Brüdergemeine ist, zu der er aber nicht mehr gehört. Er hat mehrere seiner Leute in Berlin, Braunschweig und Weimar etablirt. Jetzt ist er wieder nach Neuwied zurückgekehrt, und privatisirt nun. — Bei den Herrnhutern sind drei Manufakturen von Cotton, Siamoisen und baumwollenen Zeugen. Die Bleibtreuische, welche ähnliche Waaren lieferte, ist während des Krieges eingegangen. Außer den angezeigten findet man hier noch mehrere andere Fabriken, als eine Stecknadelfabrik, eine Fabrik von fein lakirtem Blech, zwei beträchtliche Tabaksfabriken, eine, worin Papiertapeten, und zwei, worin Karten gemacht werden. — Von den hiesigen 9 Uhrmachern ist Peter Kinzing schonst längst wegen seinen vortrefflichen Spieluhren berühmt. Dieser Mann ist ein mechanisches Genie, das sich größtentheils selbst bildete. — Häufig betriebene Nahrungszweige zu Neuwied sind noch das Brantweinbrennen, und Zeug- und Strumpfweberei. Der Neuwieder Doppelkümmel stehet bei den Liebhabern in gutem Ruf, und findet häufigen Ab-

satz. Die Strumpfwebereien würden noch stärker betrieben werden, wenn die Spinnerei auf dem Lande besser in Gang gebracht werden könnte. Die ehemals hier häufig verfertigten Lebkuchen werden jetzt wenig mehr verlangt, und haben nur geringen Absatz. — An guten Professionisten ist kein Mangel, besonders an Tischlern. Unter den Herrnhuthern liefern mehrere sehr gute Arbeiten.

Der Krieg und die Sperrung des linken Rheinufers haben der Handlung von Neuwied großen Schaden gethan. Sie schränkt sich jetzt fast nur auf den Verkauf der hiesigen Fabrik- und Manufakturwaaren ein, die auf die Frankfurter Messe geführt werden, und auf die Versorgung des Westerwaldes mit einigen Spezereiwaaren. Indessen hat sich hier, wie am ganzen Rhein, eine neue Art von Handlungszweig, der Schleichhandel, eröffnet. Man sucht verbotene Waaren heimlich in die Republik zu bringen.

So bekannt die Stadt Neuwied durch die darin herrschende Toleranz aller Religionssekten geworden ist, so intolerant ist man auf dem Lande. Alle Kinder müssen nämlich, ohne Unterschied der Religion der Aeltern reformirt werden. — Die Katholiken erhielten im J. 1698. und die Lutheraner 1700 die Erlaubniß, ihren Gottesdienst zu halten. Die Herrenhuter kamen von Herrenhaag (1751), die

Mennonisten aus der Pfalz; die Inspirirten, Anhänger des Sattlers Friedrich Rock, und Johann Adam Gruber — beide Würtemberger — wendeten sich, aus der Pfalz vertrieben, hieher, nahmen aber bald an ihrer Zahl ab, wie dies immer der Fall ist, wenn äußerer Zwang wegfällt. — Jede der drei Hauptgemeinden hat ihre eigene Schule, aber die Einrichtung derselben kann keinesweges zum Muster dienen. Man kann sich denken, von welchem Eifer die Lehrer beseelt seyn müssen, wenn man vernimmt, daß sie von jedem Kinde jährlich nur 1 Rthlr. rhein. Schulgeld erhalten, wovon sie fast allein leben müssen. Von oben herab sorgt man wenig für ihre Verbesserung. Die Kinder der Mennonisten und Inspirirten gehen in die protestantischen Schulen. Die lateinische Schule wird auch ganz sich selbst überlassen, und leistet das nicht, was sie leisten sollte, obgleich ein junger fähiger Mann dabei angestellt ist, der in Dessau seine Bildung erhielt.

Dieser Mangel an zweckmäßigen Schuleinrichtungen hat wahrscheinlich die Entstehung mehrerer Privat-Erziehungsanstalten begünstigt, welche von den Kindern der Einwohner, und auch von Fremden besucht werden. Die größte derselben ist bei den Herrnhuthern. Bei der Ausbreitung dieser Sekte in allen Theilen der Erde kann es ihr nicht an Empfehlungen und Zöglingen mangeln. Wirklich beträgt auch die

Zahl derselben jetzt ohngefähr 70, zum Theil auch Kinder solcher Aeltern, die eigentlich nicht Anhänger sind. Diese große Zahl ist aber Ursache, daß der Zweck, Erziehung zum häuslichen Leben aufhört, den man immer mehr befördern sollte. Ueberdies gefällt mir der Geist dieser Gesellschaft nicht, deren frömmelndes kopfhängerisches Wesen unstreitig einen Eindruck auf die weiche Seele des Kindes machen muß, der es entweder nach seinem Austritt aus diesem Hause gleichgültig gegen die unschuldigsten Freuden der Welt macht, oder die es dann im Jünglingsalter im Uebermaße genießen will, weil es sie so lange entbehren mußte. Es verliert hier den Maasstab, nach welchem die Dinge in dieser Welt angesehen werden müßen, und darum glaube ich, daß diese Erziehung für das künftige praktische und gesellige Leben keinesweges die passende sey.

Eine zweite Unterrichtsanstalt und Erziehungsanstalt hat der schon gedachte lutherische Prediger Hr. Schellenberg hier angelegt. Schon daß ihr Stifter und Vorsteher die Anzahl der von ihm aufzunehmenden männlichen Zöglige auf 12 bis 16 Kinder bestimmt hat, spricht vortheilhaft für sie, und läßt günstige Schlüsse für ihre Vollkommenheit zu. Sie leben hier in einer Familie, und werden gleich den Kindern des Directors selbst erzogen, zum häuslichen Leben und zur Arbeit; sie werden gebildet für

das praktische Leben auf dem großen Schauplatze der Welt. Sie finden hier den Vater und die Mutter wieder, die sie verließen.

Die Lage von Neuwied an den Ufern des Rheins, ein schönes Clima, der Handel und die vielen Manufakturen und Fabriken daselbst, geben dieser Erziehungsanstalt Vorzüge, die man selten beisammen findet. Die Kinder haben durch dieselben häufig Gelegenheit, viele Arten von Natur- und Kunstprodukten kennen zu lernen, wozu sie angeführt werden. Ein anderer günstiger Umstand ist die freie Ausübung jedes Cultus; die Kinder können in den Grundsätzen ihrer verschiedenen Religionen unterrichtet werden, und deren Gottesverehrungen besuchen. In Gesellschaften von gesitteten Personen lernen sie, wie sie sich im geselligen Leben zu benehmen haben, und durch körperliche Arbeiten, Gartenbau und Verfertigung kleiner mechanischer Arbeiten wird ihr Körper gestärkt und gesund erhalten.

Die jährlichen Kosten in dieser Erziehungsanstalt betragen für jeden Knaben jährlich 32 Carolin, und 2 Carolin Antrittsgeld zur Anschaffung von Büchern, Charten und andern kleinen Bedürfnissen. Jeder Knabe bringt 6 Betttücher, sechs Ueberzüge, 6 Handtücher und 6 Servietten mit, welche er beim Austritt aus dem Institut wieder zurück erhält. Für die an-

gezeigte Summe erhält der Zögling Wohnung, Holz, Licht, Bett, Wäsche, Kost, Aufwartung, Aufsicht und Unterricht in alle dem, was zu einer vollkommenen Erziehung nöthig ist, und dessen er für sein künftiges Leben bedarf, ausgenommen im Tanzen, Zeichnen, in der Musik und in der englischen und italienischen Sprache.

Ich habe mich durch den Augenschein von dem Wohlseyn dieser Kinder, von ihrem Frohsinn und der guten Behandlung derselben überzeugt. Hr. Schellenberg hat zu ordentlichen Gehülfen einen reformirten und katholischen Geistlichen, ohne die Privatlehrer. Es befanden sich jetzt 6 Kinder von auswärts und verschiedene aus der Stadt, worunter zwei jüdische waren, in dieser Unterrichts- und Erziehungsanstalt.

Auch für das weibliche Geschlecht ist hier durch Unterrichtsanstalten gesorgt. Ein verständiges Frauenzimmer aus Brabant hat ein Institut, worin 12 Töchter sind, angelegt, auch ist seit einiger Zeit eine Frau, die lange mit gutem Ruf eine Pensionsanstalt zu Duisburg hielt, hierher gezogen, und hat einige protestantische weibliche Eleven.

Der Krieg, der so viel Unglück über Neuwied gebracht hat, hat auch dem Emporkommen und

und Gedeihen mancher Anstalten für Litteratur und Kunst geschadet, die hier im Entstehen waren. Die Gehrasche Buchhandlung ist von weniger Bedeutung. Indessen besteht in dem geräumigen und gutgelegenen Hause dieses Mannes seit 2 Jahren eine Lesegesellschaft, die 90 Mitglieder zählt. Man findet in dem einen Zimmer eine Anzahl Journale und Zeitungen; ein anderes ist zur Unterhaltung und zum Spiel bestimmt. Hiermit ist eine eigene Lesebibliothek verbunden, deren Bücher mit nach Hause genommen werden dürfen; aber die Auswahl derselben scheint nicht die beste zu seyn; indessen ist diese Anstalt im Ganzen eben so angenehm als nützlich.

Mehrere hiesige Gelehrte sind als Schriftsteller auswärts bekannt. Ich nenne zuerst die Fürstin unter denselben. Ihre Gedichte sind mit Beifall aufgenommen worden. Der reformirte Prediger, Hr. Winz, hat einige Predigten drucken lassen, und nahm Theil an der Herausgabe des neuen Gesangbuches. Der lutherische Prediger Schellenberg hat einige historische, philologische und theologische Schriften drucken lassen, und war Redacteur einer hier erscheinenden Zeitung. — Der bisherige Hofmeister der jungen Prinzen von Neuwied, Hr. Schröder aus Göttingen, welcher den Auszug aus Anacharsis Reisen, die indianische Strohhütte 2c. herausgegeben hat, ist gegen=

wärtig Prediger auf dem Lande. Die übrigen Landgeistlichen scheinen nicht viel oon der Literatur zu halten. Von 13 derselben waren vor einiger Zeit nur 4 bereitwillig zu einer theologischen Lesegesellschaft beizutreten.

Vor dem Kriege war unter der Direction des Hrn. Mettra, der jetzt Buchhändler in Berlin ist, eine französische Buchhandlung und Buchdruckerei hier, welche die Firma: La société typographique führte, aber diese hat ein Ende genommen. Mettra schrieb auch ein französisches Bulletin, das aber nur als Manuscript versandt wurde. Die hiesige Landzeitung, die unter dem Titel: Neuwiedische Beiträge schon lange bestand, aber nur ein Abdruck anderer Zeitungs-Artikel ist, kommt gar nicht über die Grenze. Vor 15 Jahren erschien hier auch eine Freimaurerzeitung, die ein Assessor André herausgab. Um dieselbe Zeit etablirte sich der gewesene k. k. Hauptmann von Tonder hier. Er gab unter dem Titel der politischen Gespräche im Reiche der Todten eine Zeitung heraus, die aber anfangs nicht recht gedeihen wollte, weil sie für den Gelehrten zu unintereſſant, und für den Pöbel zu gut war. Mit der Zeit lernte Hr. von Tonder sein Publikum kennen; er schrieb nun, — wie er jezo schreibt, und es fehlt ihm nicht an Absatz. Er wird am meisten gelesen am Niederrhein, in den west-

phälischen Bisthümern, in Cölln (heimlich) in Steyermark, Tyrol, Kärnten und Krain, in den freien Reichsstädten und Abteien in Schwaben, im Salzburgischen und in Bayern. Nach dem nördlichen Teutschland zu geht sein Blatt nicht über Cassel und Fulda, als etwa ins Eichsfeld. Er ist der Schirach des südlichen Teutschlandes. Durch den Krieg wurde er bekanntlich aus Neuwied vertrieben, und lebt nun in Frankfurt. Er hat sein Haus in Neuwied durch das französische Bombardement verloren. —

Während des Krieges entstand hier im Jahre 1794. noch eine andere Zeitung, der unpartheiische Correspondent am Rhein unter der Direction des jetzigen Redacteurs der Weseler Provinzialzeitung. Das erste Blatt derselben erschien am 13. Mai 1794.; sie wurde gut aufgenommen, aber die Eroberung des linken Rheinufers durch die Franzosen im Herbste desselben Jahres entzog ihr viele Leser, und minderte ihr Emporkommen. Das französische Bombardement im Sommer 1795. und die Bewegungen der Armeen in dieser Gegend im Sommer 1796. waren ihrem Gedeihen noch ungünstiger, und sie hörte im Herbste desselben Jahres auf. Im December 1799, da es ruhiger in diesen Gegenden geworden war, kündigte man ihre Fortsetzung von neuem an, und wirklich erschienen sie im Januar 1800

wieder, aber schon ein Jahr hernach mußte sie aus Mangel an Absatz aufhören. In der letzten Nummer derselben (7), welche am 12. Januar 1801. erschien, worin ihr Aufhören in der Form einer Todesanzeige eines hoffnungsvollen Kindes angekündigt wird, heißt es unter andern, daß „die hochlöblichen Postämter im heiligen Römischen Reiche, welche fürchteten, ihre eigenen Kindelein, die Postamtszeitungen, welche von Natur sehr verunstaltet und verkrüppelt sind, durch diese hintenangesetzt zu sehen, am meisten zu ihrem Untergange durch mancherlei Chikanen beigetragen hätten" — Wirklich gehörte dieses Blatt, dessen Redaction der Prediger Schellenberg besorgte, zu den bessern in Teutschland, und hätte auf alle Weise die Unterstützung des gebildeten Publikums verdient.

Zwei nützliche Anstalten zu Neuwied verdienen hier erwähnt, und auch auswärts nachgeahmt zu werden; es sind die beiden Krankenverpflegungsgesellschaften, die durch sich selbst und ohne Befehle von oben entstanden und fortdauern. In die eine wird jeder Einwohner, der unter 40 Jahre alt, und nicht bereits kränklich ist, aufgenommen; er zahlt monatlich in die Casse 8 Stüber (2 Ggr. 8 Pfen. oder 12 kr.) und erhält nach 6 Monaten, wenn er krank wird, und sogleich einen ordentlichen Arzt gebraucht,

alle medizinische Verpflegung unentgeldlich, wöchentlich 1 Rthlr., und wenn er stirbt, werden seinen Hinterlassenen zu seiner Beerdigung 8 Rthlr. ausbezahlt. Die Anzahl der Theilnehmer an dieser Gesellschaft besteht aus 164 Personen. — Diesem Beispiel sind die meisten Zünfte gefolgt, und haben eine eigene ähnliche Anstalt errichtet; doch kann auch jemand Mitglied von beiden Gesellschaften seyn.

Diese Institute sind wesentliche Beförderungs- und Erhaltungsmittel des bürgerlichen Wohlstandes, der oft durch die Krankheit eines Familienvaters oder einer Mutter zerrüttet wird, wenn mit der Krankheit derselben der Verdienst aufhört. Ueberdieß beugt diese Einrichtung sehr wirksam den Quacksalbereien vor. Von beiden Gesellschaftskaßen wird eine jährliche Rechnung abgelegt.

Weniger gut eingerichtet sind die Armenanstalten zu Neuwied. Bei den vorhandenen Fonds, der Freigebigkeit der reichern Einwohner und der Gelegenheit die Armen in den Fabriken zu beschäftigen, ließe sich indessen sehr leicht eine Verbesserung derselben bewirken.

Auch ein Todtenhaus wurde hier von der verstorbenen Fürstin errichtet. Durch den Krieg ist es in Verfall gekommen, und wird nicht benutzt.

Die heitere lachende Gegend von Neuwied bietet mehrere Vergnügungsorte außer der Stadt dar, aber der Krieg hat ebenfalls ihre Annehmlichkeit vermindert. Die meisten Bäume in dieser Gegend wurden von den Kaiserlichen umgehauen. Einen angenehmen Spaziergang unter schattigen Bäumen gewährt allein die schöne Irrlicher Allee, welche aus 120 Schuh hohen Pappeln besteht. Sie führt aus dem Schloßgarten nach einem kleinen Häuschen, das der Fürst erbauen ließ; auch wurden von ihm auf der Landspitze des Rheins und der Wiedbach artige Bosquets angelegt, welche in der Folge recht schön zu werden Hoffnung geben. Ein von den Einwohnern besuchter Lustort ist Rothhausen, eine ehemalige Fasanerie des Fürsten, ¾ Stunden von der Stadt.

Des Besuches der Fremden werth ist Monrepos, ein Lustschloß des Fürsten, nordöstlich auf der Höhe gelegen. Man hat von derselben eine vortreffliche Aussicht auf das Rheinthal bis jenseits Coblenz, und hinabwärts. Die Gebäude des Schlosses sind weiß angestrichen, und sehen von fern sehr vielversprechend aus; aber bei näherer Betrachtung findet man sie klein und unbequem.

Bei dem Schlosse ist ein 319 Morgen grosser mit Alleen und allerlei Anlagen durchschnittener Wald, der einige schöne Partheieen hat.

Nach hinten zu kommt man in ein einsames romantisches Thal. Der berüchtigte Pränumerantensammler Gesellius hat durch erbärmliche Reime und schlechte Prose sich sehr an diesem schönen Orte versündigt. Der Weg von Neuwied nach Monrepos beträgt ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Die Stadt Neuwied würde durch die Industrie ihrer Bewohner, durch die vernünftigen Grundsätze einer allgemeinen Toleranz und Gewerbefreiheit jetzt nach 10 Jahren eine der blühendsten Städte am Rhein seyn, hätte sie der Krieg nicht um 50 Jahre zurückgebracht. Aber man kann wohl sagen, daß sie durch das abwechselnde Kriegsglück und ihre Lage selbst mehr ausgestanden hat, als manche belagerte und eroberte Festung an diesem Flusse. — Ich gebe hier nur kurz die Hauptbegebenheiten an, die sich seit dem Anbeginn der französischen Revolution und des dadurch veranlaßten Krieges hier ereigneten, da man sonst allein ein Buch über das schreiben könnte, was hier geschah.

Im Herbst 1791, als die Emigration in Frankreich zur Mode wurde, siedelte sich auch eine große Anzahl Ausgewanderter hier an, und brachte ihr Geld, aber auch ihre Sittenlosigkeit hierher. Nächst Coblenz war hier ihre Hauptniederlage; und die Emigranten-Corps Dillon und Berwik

hatten hier und in der Nähe ihre Versammlungsörter. Damals besaß Neuwied wirklich große Reichthümer; davon zeugen die ungeheuren Summen, welche späterhin die Soldaten der Republik aus diesem Duodez-Ländchen gezogen haben. Im Sommer 1792. gieng ein Theil der preußischen Armee über die hier angelegte fliegende Brücke nach Champagne, und brachte neue Reichthümer in Umlauf; auch kehrte sie zum Theil durch diese Stadt zurück, und die von der Ruhr und dem Mangel abgezehrten Armee wurde hier zuerst verpflegt.

Das Jahr 1793. verstrich ziemlich ruhig, einige Durchmärsche kaiserlicher Truppen abgerechnet, aber mit dem Herbste 1794. begann das Elend von Neuwied. Die aus den Niederlanden sich zurückziehende kaiserliche Armee und auch das von Luxemburg und Trier zurückgedrängte Corps zog sich über den Rhein zurück, und drüben wälzten sich die Colonnen der Franzosen her. Sie rückten am 22. October in Coblenz ein. Die ersten Schüsse fielen in dieser Gegend am 21. Oct., als die Franzosen bis Andernach und Weissenthurm vorgerückt waren, wo noch ein kleiner Scharmützel vorfiel. —

Die Stadt erhielt jetzt starke Einquartirungen, aber während des ganzen Winters

(1794—1795) blieb selbst beim zugefrornen Rhein alles ruhig; allein die Sperrung der Communikation mit dem linken Ufer, die gesperrte Flußschifffahrt, die Stockung des Handels, der Stillstand der Fabriken, die starke Einquartirung und der steigende Preis aller Lebensbedürfnisse verbreiteten Muthlosigkeit und Elend. Mit dem Frühjahr (1795) fiengen die Franzosen an, längs dem jenseitigen Ufer Batterieen aufzuwerfen. Die Kaiserlichen begnügten sich anfangs zu zusehen, hatten auch nur 2 Fleschen gegen der Insel über angelegt, doch ließen sie endlich in der Stadt Traversen aufwerfen, um des Feindes Aufmerksamkeit auf dieselbe zu richten. Im Julius bezogen die Kaiserlichen ein kleines Lager hinter der Stadt, das unter dem General Wartensleben stand, und allmählig verstärkt wurde. Weil man einen Uebergang bei der Insel fürchtete, so wurde in einem den 12. August gehaltenen Kriegsrath beschlossen, endlich auch diesseits Batterieen anzulegen, womit in der Nacht der Anfang gemacht wurde. Aber mit dem Anbruch des Morgens begann auch schon das Feuer der Franzosen aus allen ihren Batterieen. Es wurden viele Kaiserlichen todtgeschossen. Jetzt dauerte die Canonade von beiden Seiten, doch nur vom Felde aus fort, und die Kaiserlichen errichteten mehrere Batterieen und Laufgräben, und verschanzten sich dicht an der Stadt. Das Lager

wurde mit einigen tausend Mann verstärkt, aber nach dem Rheinübergange der Franzosen bei Uerdingen am 5. Sept. (1795.) waren alle Vertheidigungsstalten vergebens. In der Nacht vom 28. auf den 29. Aug. besetzten die Franzosen von Weissenthurm aus die Insel. Sobald der Tag grauete, lies der k. General Montfrault, der in der Stadt commandirte, nach der Insel feuern, aber nun erfolgte von allen französischen jenseitigen Batterieen ein lebhaftes Feuer auf die Stadt, welches ununterbrochen $2\frac{1}{2}$ Stunden dauerte. Man flüchtete in die Keller, und als gegen Mittag das Feuern nachließ, suchte jedermann seine besten Effecten zu retten, und sich und die Seinigen auf das Land in Sicherheit zu bringen. In der folgenden Nacht fieng das Feuer aufs Neue an, und die große Blechfabrik gerieth in Brand. Man feuerte auf die zum Löschen herbeieilenden wenigen Bürger und das Militair; von 5 bis 10 Uhr flogen mehr als 500 Haubizgranaten in die Stadt. Alles war geflüchtet und die Stadt leer. Diese Abwesenheit benutzten die Soldaten, um in den Häusern das Zurückgelassene sich zu zueignen, oder nach österreichischem Soldatenausdruck: sie f a ß t e n in den Häusern.

Um die Franzosen von der Insel zu vertreiben, dauerte die österreichische Canonade ununterbrochen fort. Am 1. Sept. beschoßen

sie dieselbe mit Wachteln. Dieser Anblick gab ein fürchterlich schönes Schauspiel. Bis zum 14. Sept. währte dies wechselseitige Feuer. Manchmal war es ruhig, manchmal wütete es wieder mehrere Stunden mit großer Heftigkeit. Mehrere schöne Gebäude wurden durch dasselbe ein Raub der Flammen. Die schöne neue lutherische Kirche nebst ihrem Pfarr- und Schulhause, die reformirte Kirche, die Remyschen und Tonderschen Häuser brannten ganz ab. Das Ballhaus, der Braunschweiger Hof, und viele andere in dieser Gegend der Stadt wurden sehr beschädigt.

Endlich erfolgte der Uebergang der Sambre- und Maasarmee bei Uerdingen am 5. Sept., wozu der General Lefevre das meiste beitrug. In der Nacht vom 14. auf den 15ten Sept. zogen sich die kaiserlichen Truppen in Ordnung und Stille zurück, und den 16. Sept. früh kamen die Franzosen.

Ihr Betragen in Neuwied war so, wie es überall war; wie man es am Rhein und überall, wo sie hinkamen, kennt; wie man es sich im nördlichen Teutschland nicht vorstellen kann, und nicht glaubt. Die Soldaten plünderten und mishandelten, und die Commandeurs setzten Contributionen und Requisitionen an. Die Generäle quartirten sich ins Schloß ein. Aber das Betragen der Soldaten in der Stadt

war nichts gegen das auf dem Lande. Sie haben hier Greuel ausgeübt, die meine Feder nicht beschreiben soll *).

Während die Armee vorrückte, und bis vor Frankfurt kam, wo sie bald darauf von Clerfait an der Nidda geschlagen wurde, fiengen die Franzosen an, den großen Brückenkopf anzulegen. Er sollte zur Vertheidigung der von der Insel herüber geschlagenen Schiffbrücke dienen. Eine Menge Holz, Schaufeln, Sägen, Spaten und andere Instrumente wurden dazu in Requisition gesetzt, und tausende von Bauern mußten daran arbeiten. Während dieser Zeit war ein sehr braver Commandant zu Neuwied. Er hieß Rousseau. Die Stadt hat ihm sehr viel zu danken. Die Ruhe, die er erhielt, veranlaßte auch die Fürstin, welche bei der Ankunft der Franzosen nach Frankfurt gereist war, wieder hierher zurückzukehren.

*) Von dieser Periode des Krieges und der Ankunft der Franzosen zu Neuwied hat man eine gute Geschichtserzählung unter dem Titel: Klagen eines Rheinländers über das Betragen der Verkündiger der Freiheit und Gleichheit am rechten Ufer des Rheins in Briefen 1796. (Frankfurt bei Gebhard und Körber.) 8.

Endlich begann nach dem kaiserlichen Siege an der Nidda den 12. Oct. die Retirade. Sie geschah in großer Unordnung; die Soldaten von verschiedenen Regimentern kamen zu 5 und 10 Mann, oft ohne Waffen hier an. Mit der Rückkehr der Truppen trieben auch die Franzosen die rückständigen Contributionen und Requisitionen ein, welche noch durch neue Foderungen vergrößert wurden. Indessen suchte man sich, so gut man konnte, zu „arrangiren" und am 17. Oct. Abends um 8 Uhr wurde das letzte Geld bezahlt. Man erwartete nun mit Ungeduld den Augenblick, wo der letzte Franzose über der Brücke gehen würde, als ein unglücklicher Zufall diese Retirade noch fast um einen ganzen Tag zurückhielt. Ein französischer Commandant zu Vallendar glaubte vermuthlich einen sehr gescheuten Streich zu machen, wenn er die dort befindlichen vielen Schiffe in Brand steckte. Als aber diese Schiffe eine Zeitlang in Feuer gestanden hatten, fiengen auch die Taue an zu brennen, die Trümmern der Schiffe schwammen brennend den Rhein herab, und steckten auch die Schiffbrücke von Neuwied an. Augenzeugen sagen, daß es ein prächtiges Schauspiel war, diese Feuerinseln auf dem Rheine schwimmen zu sehen. Vergeblich versuchten die Generäle Marceau, Kleber und d'Espagne alles den Brand aufzuhalten. Mit Mühe brachte man am folgenden Tage eine neue Brücke zu Stande. Aber sicht-

bar war die Verlegenheit der Soldaten und ihrer Anführer über diesen unglücklichen Zufall. Hätten die Kaiserlichen gleich kommen könnnen, so würden sie in einer sehr üblen Lage gewesen seyn.

Am 19. Oct. des Morgens rückte die kais. Avantgarde an, aber die Franzosen hielten die tête de pont noch besetzt, kamen von da in die Stadt herein, und plünderten sie. Soldaten, Fuhrknechte, Brückenknechte und Reuter mit Beilen, Brecheisen, Gewehren und Säbeln bewaffnet, rückten gegen die friedlichen Häuser an, zerschlugen Thüren und Fensterladen, die Fässer in den Kellern und die Kisten auf dem Boden, und mishandelten die Einwohner. Ein bekannter Kaufmann wurde nackend ausgezogen und verwundet, und der geschickte Schlosser Deubner erschossen. Mehrere Bürger entgiengen dem Tode nur durch ein glückliches Ungefähr. — Endlich vertrieb ein Detaschement Rothmäntel und Scharfschützen die Franzosen aus der Stadt, aber nun kam ein neues Unglück über sie. Die Franzosen, welche keine kaiserliche Besatzung in derselben leiden wollten, bombardirten sie aufs Neue. „Aber heißt es in jenem kleinen Büchelchen, (Klage eines Rheinländers S. 47) dies war uns lange nicht so fürchterlich, als die Franzosen in der Stadt zu wissen; Haubitzgranaten wa-

ren uns willkommner, als die Soldaten der aufgeklärtesten Nation."

Die Gefechte in der Stadt, das Plündern und das Feuer aus den jenseitigen Batterieen dauerten bis zum 8. November. An diesem Tage gieng eine Deputation des Raths zu dem französischen General, und bat um Schonung der Stadt. Der General versprach dies, wenn die kaiserliche Besatzung aus Neuwied zöge, und nun war Ruhe. Aber der Verlust war ungeheuer, den die kleine Stadt in dieser Zeit erlitten hatte. Man berechnete den Schaden an Häusern rc. auf 30000 Rthlr. die Unkosten des Flüchtens 15000 Rthlr. die abgebrannte Fabrik mit den Magazinen 30000 Rthlr. und die Plünderung 45000 Rthlr. ohne die Contributionen und Requisitionen.

Der Winter von 1795 — 1796. vergieng ruhig. Es war ein Waffenstillstand gegen 10 tägige Aufkündigung abgeschlossen worden. Aber obgleich der Krieg nicht wüthete, so empfanden doch die Einwohner drückend genug die Last der Einquartirung und die dadurch veranlaßte Theurung.

Der Waffenstillstand wurde am 21. Mai (1796) aufgekündigt, und am 31. fiengen die Feindseligkeiten an. Die Franzosen rückten von der Wupper her vor, und drängten die

Kaiserlichen an der Sieg zurück. Am 5. Jun. kamen die Franzosen an, schlugen bei der Insel eine Brücke, giengen auf dieses Ufer, und drängten die Kaiserlichen bis hinter die Lahn zurück. Aber bald kehrte nach dem Siege des Prinzen Carl bei Wezlar am 15. Jun. die ganze 50000 M. starke Armee über die Brücke bei Neuwied auf das linke Ufer zurück. Dieser Rückzug gieng ziemlich ruhig ab. Am 18. Jun. des Nachmittags kam die kais. Avantgarde an, da die französische Arrieregarde noch nicht über die Brücke hinüber war. Es kam auf dem Felde zu einer Canonade, und die Franzosen warfen sich in die Stadt. Die Kaiserlichen verfolgten sie dahin, es entstand ein Gefecht in den Straßen, während von jenseits her alle französische Batterieen auf die Stadt feuerten. Dies dauerte bis Abends um 8 Uhr, um welche Zeit die Franzosen die Stadt verließen, und die Brücke abbrachen. Aber nun wurde von jener Seite auf jeden einzelnen Soldaten geschossen, der sich blicken ließ. Ein Mädchen wurde in der Stadt durch einen Schuß getödtet.

Am 2ten Julii kamen die Franzosen zum zweitenmale in diesem Jahre unter einer heftigen Canonade in Nachen herüber; die wenigen Rothmäntel flohen, die Hessen-Darmstädtischen Truppen vertheidigten sich tapfer, mußten sich aber gefangen ergeben. Auch bei Ben-

dorf schlug mau sich an diesem Tage mit vieler Hitze. — Abends war die Brücke fertig, und das übergegangene französische Corps rückte zur Blokade von Ehrenbreitstein vor.

Nun arbeiteten die Franzosen mit großer Thätigkeit an dem Brückenkopfe, wozu mehrere 1000 Menschen requirirt wurden. Es wurden ganze Waldungen umgehauen, und viele tausend Pfund Eisen mußten geschmiedet werden. (Wie es dabei hergegangen ist, zeigte der nachherige Verkauf. Beim Niederreißen desselben wurde das Holz für 1000 fl. verkauft, wobei die Käufer noch Verlust hatten, und außer zwei eisernen Nägeln war kein Loth Eisen zu finden.)

Am 22. und 23. Aug. wurden die Franzosen bei Amberg und Sulzbach in Franken geschlagen. Sie retirirten wieder hieher, und am 18. September waren die Kaiserlichen schon wieder in der Gegend von Neuwied, und die Belagerung von Ehrenbreitstein mußte aufgehoben werden. — Die Franzosen hielten nur noch die Stadt und Heddesdorf besetzt. Der 29. Sept. war einer der schrecklichsten Tage für Neuwied. Die Kaiserlichen griffen die Franzosen bei Heddesdorf an, und drängten sie in die Stadt zurück. Diese bekamen Verstärkung, und es begann ein blutiges Gefecht in der Stadt, welchem nur die Nacht ein-

Ende machte. Die eine Hälfte der Stadt war im Besitz der Kaiserlichen, die andere hatten die Franzosen besetzt. In der Nacht machten die Kaiserlichen Traversen in der Stadt, und viele Soldaten drangen unter dem Vorwande Holz, Fäßer ꝛc. zu suchen, in die Häuser, und nahmen vieles mit. Man sahe der Erneuerung des Gefechts, und dem völligen Untergange der Stadt entgegen, als am 30. des Morgens die beiderseitigen Generäle Kray und Bernadotte in einer Zusammenkunft zu Neuwied einen Vertrag schloßen, wodurch die Stadt für neutral erklärt wurde. Es wurde darin ausgemacht, daß weder die Kaiserlichen noch die Franzosen Besatzung hineinlegen sollten. Nun zogen die Kaiserlichen ab, aber sie sperrten die Stadt von der Landseite, und ließen niemand aus derselben heraus, noch heinein gehen. Diese durch keine militairische Nothwendigkeit gebotene Maasregel hatte einen drückenden Mangel, und beinahe eine gänzliche Hungersnoth zur Folge. Vergebens waren alle Bitten der Einwohner; endlich nach 7 Wochen erhielten sie die Erlaubniß von 10 bis 12 Uhr Morgens frei aus- und eingehen zu dürfen. Es war der k. Major Michanowitz, der diese Gegend so hart behandelte, ungerührt bei den Thränen der Unglücklichen blieb, der in Heddesdorf 20 Gebäude ohne Zweck niederreißen, und über 6000 der schönsten Obstbäume umhauen ließ,

ohnerachtet ihm Holz genug geliefert werdeu mußte. (Aus dem Bericht eines Augenzeugen.)

Noch einmal in diesem Jahre wurde die Waffenruhe hier unterbrochen. In der Nacht vom 21. und 22. Oct. ein Viertel vor 12 Uhr griffen die Kaiserlichen die Brückenschanze an, und setzten über den Rhein. Dieses Unternehmen würde gelungen seyn, wenn es mit mehr Bedacht, Uebereinstimmung und Nachdruck ausgeführt worden wäre. — Bei dieser Gelegenheit feuerten die Franzosen, welche glaubten, die Kaiserlichen wären der Convention zuwider in der Stadt auf dieselbe. Ein Haus brannte ab, und eine Frau wurde erschossen. — Den 12. December kam endlich wieder eine Convention zu Stande, worin festgesetzt wurde, daß man gegen 3tägige Aufkündigung die Winterquartiere ruhig beziehen wolle. Es blieben 30 Kaiserliche in der Stadt, und eben so viele † in der Brückenschanze. So vergieng der Winter in Ruhe. † Franzosen

Plötzlich kündigten die Franzosen den 13. April 1797. den Waffenstillstand auf. Die unglückliche Stadt schickte Deputirte an den Oberbefehlshaber Hoche, und vermittelst 15000 Liv. und einiger Geschenke wurde die Neutralität für den Feldzug bewilliget.

Am 18. April erfolgte der Uebergang unter dem General Hoche. In der Nacht hörten die kaiserlichen Vorposten die französische Cavallerie über die Brücke reiten. Mit Tagesanbruch war die Armee aus drei Divisionen Infanterie und 20 Regimentern Reiterei bestehend, den Rhein passirt, und stand in Schlachtordnung aufmarschirt. Man wollte den Feldzug fröhlich eröffnen; die ganze französische Musik spielte. So griff die Armee unter Hoche das kleine Häuflein Oesterreicher, das auf der Ebene zerstreut und sehr übel postirt war, aus 3 Bataillonen und 6 Eskadronen, ohngefähr 3000 Mann bestehend, an. Sie leisteten muthigen Widerstand, wurden aber größtentheils getödtet und gefangen, selbst Kray rettete sich mit genauer Noth. Die Artillerie und Bagage wurde die Beute der Sieger, und in Heddesdorf brannten 4 Häuser und eine Scheuer ab.

Die französische Armee rückte bekanntlich damals nur bis Frankfurt vor, wo der Friedenscourier ihre weitere Fortschritte hinderte.

Die vom General Hoche anerkannte Neutralität der Stadt dauerte nicht lange. Der General Debelle, Hochens Schwager, hatte vermuthlich von den 15000 Liv. nichts erhalten; genug Neuwied wurde von Neuem allen den bekannten Vexationen und Forderungen der

Franzosen Preis gegeben. Bis im Herbst 1800 waren die Contributionen, Requisitionen und Einquartirungen an der Tagesordnung. Endlich kam im October der förmliche Friede des Fürsten von Neuwied einerseits und der Republik Frankreich andererseits wirklich zu Stande. Er wurde zu Offenbach im Hauptquartier des Generals Augereau geschlossen. Es wurden dafür von dem Lande Neuwied 15000 Liv. bezahlt.

Seitdem ist die Ruhe wieder in dies friedliche Städtchen zurückgekehrt, aber noch lange wird das Land die Folgen dieses verheerenden Krieges fühlen *).

Auch der Fürst ist wieder in sein Land zurückgekommen. Es ist ein Glück, daß seine Macht so beschränkt ist, daß er nur sehr wenig auf das Wohl oder Wehe der Stadt würken kann. Die letztern Auftritte mit seiner Gemahlin sind zu bekannt, als daß ich etwas noch darüber sa-

*) Aus einer authentischen Quelle bin ich im Stande folgende Liste von den Summen mitzutheilen, welche der Krig bis zum 1. Jan. 1798. der Grafschaft Wied-Neuwied gekostet hat.

1) Herrschaftlicher Verlust 29,825 Rthl. 23 Stb.
2) Contributionen und
Requisitionen - 159,184 Rthl. 21 Stb.

gen sollte *); aber was soll ein fremdes Volk von einem teutschen Fürsten denken, der die kaum aus seinem Lande entfernten Feinde wieder in dasselbe zurückruft, um ihn in seiner vermeintlichen unbegränzten Souverainetät zu erhalten, der die Beute eines verächtlichen Glücksritters und Abentheurers ist, und seinen Stand durch Thorheiten und unüberlegte Handlungen entwürdigt? — Er lebt noch immer mit dem angeblichen Comte de la Ville sur Illon auf Monrepos. Wenn ich nicht irre, las ich kürzlich irwo, das er neuerlich dessen Bruder zum Oberfeldherrn seiner 20 Mann starken Armee ernannt habe.

---

3) Kriegsschaden der Stadt Neuwied ;	729,022 Rthl. 11 Stb.
4) Kriegsschaden des Landes	
a) durch die Franzosen	917,109 Rthl.
b) durch die Oesterreicher	808,636 Rthl. 36 Stb.
5) Noch eine besondere Rechnung von den Landeskirchspielen der untern Grafschaft	45,260 Rthl.
Summe	2,752,036 Rthl. 6 Stb.
oder	8,378,037 Liv. 3 Sols.

*) S. Zeitung für die eleg. Welt. Nr. 59. v. 16. Mai 1801.

Eilfter Abschnitt.

Rheinfahrt von Neuwied bis Cölln.

Der Anblick der Ufer des Rheins von Neuwied aus nach Andernach hinab, hat sehr viel Aehnlichkeit mit derjenigen aus dem Rheingau nach Bingen zu. Hier, wie dort, verengert sich wieder das weite Thal des Rheins. Hohe Felsenberge, zur Rechten mit Wein und zur Linken mit Holz bewachsen, erheben sich näher am Ufer, und beschränken sein Bette. Diese Aussicht nach Andernach, über das ein dunkler Wald seinen Schatten wirft, hat etwas sehr Großes und Mahlerisches.

Am Ende der Pappelallee, eine Viertelstunde von Neuwied, ergießt sich die Wiedbach in den Rhein, und gleich darunter liegt ein trierisches Dorf Irlich oder Ehrlich. Diesem gegenüber auf dem linken Ufer unterhalb Weissenthurm, fällt die Nette in den Rhein, ein kleiner Fluß, der ehemals die Territorialgrenze zwischen Chur-Kölln und Chur-Trier ausmachte. Bis hieher wurde nach dem Friedensschluß von Campo Formido in Rastadt anfänglich nur die Abtretung des linken Rheinufers bewilligt, aber schon damals auf die dringerndern Foderungen der französischen Regierung das Ganze hernach abgetreten. Die Nette entspringt in der ehemaligen Grafschaft Virneburg, die jetzt einen Canton des Rhein- und Moseldepartements ausmacht.

Zur Rechten reihen sich vier Dörfer am Abhange des Gebürges aneinander: Feldkirchen, Wollendorf, Gönnersdorf und Höhlenberg. —

Zwischen Irlich und dem Dorfe Fahr steht ein großes unbewohntes Gebäude, das den Namen Friedrichsstein führt. Es ist ein Jagdhaus des Fürsten von Neuwied. Die Schiffer nennen es das Teufelsschloß.

Bei Fahr oder Amfahr ist eine Ueberfahrt über den Rhein. Ein kleines Haus, nicht

weit von demselben, ist das Stammhaus der jetzigen Fürsten von Neuwied.

Noch oberhalb der Gebirge, die sich hier verengern, liegt zur Linken Andernach, ehemals eine churköllnische Stadt, jetzt zum Rhein- und Moseldepartement gehörig. (4. St. von Coblenz 8. St. von Bonn.)

Andernach ist eine der ältesten Städte am Rhein, und wurde schon im 12ten Jahrhunderte (1114) zur Stadt erhoben. Julius Cäsar gieng bei derselben über den Rhein, und führte Krieg gegen die Schwaben. Der römische Feldherr Drusus erbaute hier eins seiner 50 Castelle, wovon noch die Ruinen übrig sind. Andere Denkmäler ihres Alters uud der Ansiedlung der Römer daselbst sind die großen und tiefen Gewölbe unter dem Rathhause, welche man das Judenbad heißt, die aber wahrscheinlicher Ueberbleibsel von römischen Bädern sind, und das Begräbniß eines Kaisers Valentinian in der Pfarrkirche, von dem man aber keine näheren Bestimmungen hat. — Auch war daselbst ein Hof der Könige von Austrasien. Das alte zerfallene Schloß am Thore auf dem Wege nach Coblenz zur Rechten soll ihre Wohnung gewesen seyn. — Ihre reichsstädtischen Privilegien hat sie im Jahre 1496. verloren, wo sie durch die Gewalt der Waffen von Churkölln zur Munizipal-Stadt gemacht wurde. — Am Ende des

17ten Jahrhunderts (1688) wurde sie von den Franzosen in dem bekannten Orleanschen Kriege am 1. Mai des Nachts um 12 Uhr an sechs Orten zugleich angezündet, und bis auf etliche 70 Häuser abgebrannt. — In dem letzteren Kriege hat sie ebenfalls einen großen Theil ihres Wohlstandes eingebüßt.

Die Gegend von Andernach ist reich an mancherlei mineralischen Produkten, die von hier verführt werden, und womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Dahin gehören die Mühlsteine, die bei Miesenheim und Mendig gebrochen und zugehauen, und die Tuffsteine, welche ebenfalls aus dessen Nachbarschaft hier an den Rhein geführt, und von da nach Holland gebracht werden. Dieser Tuffstein ist von aschgrauer Farbe, leicht und porös. Er wird zermalmt, und heißt dann Traß. Man vermischt ihn mit Kalk, und braucht ihn zu Kellern und Wasserbauten, da er so leicht kein Wasser durchgehen läßt. Den Holländern wird er zu ihren Gebäuden fast unentbehrlich. Man sieht daher immer eine Menge dieser Tuffsteine hier am Ufer, die in Schiffe geladen und nach Holland gebracht werden. Eben dahin führt man die Pfeiffenerde, welche hier häufig gegraben wird.

Eine Stunde von Andernach landeinwärts entspringt bei dem Carmeliterkloster St. An-

ton oder Antoniusstein ein bekanntes Mineralwasser, das man hier das Tonissteiner oder Tünnensteiner nennt. Das Wasser enthält außer einer Quantität Salz auch Eisentheilchen, die in Sauerstoffgaß aufgelößt sind. Man hat darüber mehrere medizinische Abhandlungen, und noch neuerlich hat der B. Wollersheim, Arzt zu Andernach, ein kleines Werk darüber geschrieben. Ich habe es gekostet, und dem Schwalbacher Weinbrunnen im Geschmack sehr ähnlich gefunden. Aehnliche Kräfte und Bestandtheile hat der Heilbrunnen, der nahe bei dem Tünnenstein entspringt.

Uebrigens ist Andernach weder regelmäßig gebaut, noch gut gepflastert. — Es ist hier eine Poststation.

Seit einiger Zeit ist hier eine Buchhandlung entstanden, welche die Firma: Lassaulx- und Heckmannsche Buchhandlung führt. Wenn sie auch vermuthlich nur unbedeutende Geschäfte macht, so ist doch die Möglichkeit ihrer Existenz schon ein Beweis, daß man hier anfange, etwas zu lesen und Bücher zu kaufen.

In und bei Andernach sind mehrere Klöster, die aber sämmtlich ihrer allmähligen Vernichtung entgegenreifen. Ein alter Franziskaner, den ich sprach, klagte bitterlich über

den Ruin des seinigen. Jetzt hatte man eben die Soldatenweiber einer Halbbrigade hineinquartirt. — Ein adliches Nonnenkloster St. Thomas, Augustiner Ordens, das oberhalb der Stadt liegt, und ehemals beträchtliche Einkünfte hatte, hat ebenfalls viel gelitten.

Von Andernach an geht die Chaussee dicht am Ufer des Rheins. Zur Linken ist eine steile Bergwand, und zur Rechten der Rhein. Man hat mit Mühe den Raum für dieselbe dem Felsen abgewonnen.

Hier bei Andernach an erhalten die Ufer des Rheins das Große und Majestätische, dessen ich schon gedacht habe. Auf der linken Seite giebt der dunkle Wald, womit der Bergrücken am Ufer bedeckt ist, der Gegend ein ernsteres Ansehen, wenn auf dem rechten Ufer Obstbäume und Weinpflanzungen sie erheitern. In dieser muntern Landschaft liegt Leutesdorf, ein schöner trierischer Flecken, lang am Ufer hin. Es ist hier ein Rheinzoll. Unter diesem Orte liegt die heilige Kreuzkapelle, berühmt wegen eines mirakulösen Crucifixes.

Bei der von Meesischen Aue, einer Insel, die zur Linken liegt, eröffnet sich eine der schönsten und weitesten Perspectiven auf dem Rhein. Er strömt fast in gerader Linie mehrere Stunden weit durch die freundliche Bergkette, de=

ren Fuß mit Wein- und Obstpflanzungen bedeckt ist. Es ist ein großer, herrlicher Anblick!

In einem großen Obstgarten gelegen, erblickt man bald zur Linken das Dorf Namedy (¾ Stunden von Andernach).. Hier ist der Ort, von welchem die großen Rheinfloße abgehen. Sie werden hier aus den kleinern zusammengesetzt, die aus dem Neckar, dem Mayn und der Mosel herabkommen. Ihre Größe und Bauart machen sie der Aufmerksamkeit eines jeden würdig, und in mercantilischer Hinsicht gehören sie zu den größten Handelsunternehmungen. Durch sie werden die Schiffswerfte und Magazine in Holland größtentheils mit Holz versehen.

Wenn man ein solches Floß (hier Flooz genannt) nicht selbst gesehen hat, so wird man sich schwerlich einen Begriff von ihrer ungeheuren Größe machen können. Man denke sich (sagt ein älterer Reisebeschreiber) eine schwimmende Holzinsel von ohngefähr 1000 Fuß in der Länge und 90 Fuß in der Breite, in dessen Mitte 10 bis 13 geräumige Hütten, von Brettern zusammengefügt, angebracht sind, worauf ein mittelmäßiges Dorf Platz haben könnte, und die von 4—500 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird, so hat man ohngefähr einen Begriff von einem solchen Floß, daß der Rhein hier auf seinem breitern Rücken

und bei seiner größern Tiefe von den Augen seiner Uferbewohner vorbeiträgt.

Ich habe mit vielem Vergnügen ein grosses holländisches Floß genau betrachtet, und es selbst vom Lande abstoßen sehen. Dieser Anblick ist wohl fast so interessant, als wenn ein Kriegsschiff von 50 Kanonen vom Stapel läuft. — Es sind außer der ungeheueren Menge Proviant, das für die vielen Ruderer mitgenommen werden muß, eine Menge Vorbereitungen nöthig, um diese große Holzinsel in Bewegung zu setzen. Auch herrscht hier, wie auf einem Schiffe, eine eigene Kunstsprache, um alle die Taue, Anker und Geräthschaften zu benennen, deren man nöthig hat. Vor der Abfahrt uutersucht mit großer Sorgfalt der Obermeisterknecht das Ganze, und der Steuermann übernimmt das Commando. Gewöhnlich ist es ein Rüdesheimer Schiffer, dem es übertragen wird; es erfordert eine äußerst genaue Kenntniß des Flusses, und eine nicht gemeine Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit. Er stehet auf einem erhabenen Gerüste, das man den Steuerstuhl nennt, von dem er das Ganze übersehen kann. Jetzt war alles zur Abfahrt bereit. Das Volk harrete an den Rudern, alles war still! Der Steuermaun entblößte sein Haupt, und rief mit lauter Stimme: Betet überall! Fünfhundert Menschen nahmen ihre Hüte ab, und beteten um eine gute Reise.

Ich habe niemals etwas Rührenderes und Erhabeneres gesehen, als diesen Tempel hier in der freien Natur, zwischen den ausgebrannten Vulkanen, Felsensäulen und lachenden Obstpflanzungen auf dem stillen fröhlichen Rhein!

Dann wurden die Anker gelichtet, die andern Ruderer setzten sich in Bewegung, allmählich lüftete sich das große Gebäude, und endlich rief der Steuermann laut: Auf überall! Alles wird thätig, und in einer schönen Harmonie arbeiten alle nach einem Ruf. Ernst steht der Lenker des Colosses auf seinem Stuhl, und leitet es zwischen Felsen und Sandbänken sicher durch die Gefahr.

Da ein Floß, weil es sehr tief im Strome geht, mit größerer Geschwindigkeit fährt, als jedes andere Schiff, so fahren immer einige Nachen voran, um zu wahrschauen, d. h. alle auf dem Wege fahrende Schiffe, Mühlen und Brücken aufmerksam auf die Ankunft desselben zu machen. Dem Floße folgen eine Menge Nachen mit Tauen und Ankern. Dieser letztern sind nah an 100, deren jeder über 200 Pfund wiegt.

Die gewöhnlichen Kunstworte der Steuerleute auf den Flößen sind holländischen Ursprungs, wie es fast bei allen Nationen die Schiffersprache ist, aber mehrere sind auch

teutsch. Will der Steuermann zur Rechten, so ruft er: Hessenland! soll aber zur Linken gearbeitet werden, so ruft er Frankreich! weil Hessen rechts und Frankreich links an den Ufern des zu Thal fließenden Rheins liegen. Da der Steuermann nicht so stark rufen kann, daß man ihn überall verstehe, so hat er einen Gehülfen, der mit einem Stabe die den entferntern Ruderern schon bekannten Zeichen giebt.

Das Landen eines Floßes am Abend, denn Nachts wird nicht gefahren, erfordert viele Mühe und Vorsicht. Schon lange vorher müßen die Anstalten dazu getroffen werden. Noch weit zieht der Strom und die Kraft des Floßes die gefallenen Anker mit sich fort. Schon vorher werden Nachen mit dicken Tauen oder Kabels vorausgeschickt, welche die Ruderer an starke Bäume befestigen, und noch Anker auf dem Lande auswerfen. Bei der Annäherung des Floßes kommen von demselben ebenfalls 2 Nachen mit ähnlichen Tauen gefahren, denen die erstern entgegen kommen, um durch eine Schleife die beiden Enden zu verbinden. Man nennt diese Taue Grenzseile. Diese sind auf dem Floße um Stangen gewunden, und können nachgelassen werden. So hält man allmählig den starken Schuß des Floßes auf, dannn nähert man sich dem Ankerplatz, alle Anker fallen, alles arbei-

tet, und endlich stehet krachend und knarrend die große Maschine still.

Die gewöhnliche Fahrt der Floße gehet bis Dordrecht. Hier werden sie auseinander genommen und verkauft. Man rechnet den Werth eines Floßes von 500000 Cubikfuß in Holland auf 350000 fl. Ohnerachtet der hohen Rheinzölle, die vor dem Kriege für ein einziges Floß von Mainz nach Dordrecht 35000 fl. betrugen, und ohnerachtet der übrigen beträchtlichen Ausgaben ist doch ein einziger solcher Transport hinreichend, das Glück seines Unternehmers zu gründen. Die Anzahl der Floße, welche ehemals jährlich den Rhein hinab fuhren, war acht bis zehn. Jetzt hat sie abgenommen, auch sollen sie nicht mehr so groß als ehemals gemacht werden. Ich habe indessen deren einige gesehen, die von einer beträchtlichen Größe waren.

Eine halbe Stunde unterhalb Leutesdorf liegt Oberhammerstein, ein kleines trierisches Dorf, und über ihm erheben sich auf dem Berge die Trümmern des alten Schlosses Hammerstein, das schon im 11ten und 12ten Jahrhunderte ein bedeutender fester Ort war. Kaiser Heinrich II. nahm es (1020) nebst dem jetzigen Dorfe, das damals eine Stadt war, ein, schleift beide, und vertrieb daraus ihren Besitzer, den Grafen Otto. Fast ein Jahr-

hundert später 1105 wurde das Schloß nach seiner Wiederherstellung das Asyl des unglücklichen Kaisers Heinrichs IV. und im 30jährigen Kriege hatten es abwechselnd die Spanier, dann die Schweden und hernach die Lothringer im Besitz. Sie wurden von Carl Caspar von der Leyen, Kurfürsten von Trier, daraus vertrieben, der es am 3. April 1654. mit Accord erhielt. — Endlich wurde es 1688. von den Franzosen wieder erobert und geschleift. — Etwa eine halbe Stunde unter dem angezeigten Dorfe liegt Niederhammerstein, und dann folgt Rheinbrohl. Die Gegend um diese Orte ist sehr schön.

Bei Fornich am linken Ufer, einem kleinen Dorfe, sieht man große Haufen Tuffsteine, die hier eingeladen werden. Eine noch größere Menge dieses Produkts findet man bei Brohl. Die freundliche Lage dieses Dorfes am Ufer in einer der schönsten Rheinlandschaften, die Straße, welche von Coblenz vor demselben vorbeiführt, und die naturhistorischen Merkwürdigkeiten in seiner Nähe machen ihn der Aufmerksamkeit jedes Reisenden würdig. Hier wird, wie in Andernach, ein beträchtlicher Handel mit Tuffsteinen und Mühlsteinen getrieben, den indessen das Dorf Nippes theilt, welches nahe dabei liegt. Dieser kleine Ort erhielt im Jahre 1712 seine Entstehung, da ein Holländer sich hier niederließ, und einen Handel mit jenen Produkten

anfieng. Seit dem ist es zu einem beträchtlichen Dorfe angewachsen. Hinter Brohl öffnet sich eine Bergspalte, aus der ein Bach, der Brohlbach hervorrauscht. Er kommt aus einem romantischen Thale, in dem Tuffsteinbrüche, Traßmühlen, alte Ritterschlösser und kleine Bauernhütten mahlerisch genug mit einander abwechseln. Setzt man seinen Weg ein Stück weiter fort, so gelangt man bei dem alten Ritterschlosse der Schweppenburg vorbei an das Dorf Burgbrohl, das rund von Bergen umgeben ist. Ein Schloß liegt dabei. Der enge gewundene Hohlweg führt dann auf einen Bergkegel, den Veitsberg, der eine weite Aussicht auf das Rheinthal, die Eifel und den Laachsee gewährt, bei dem sich ein Benediktinerkloster befindet. Dieses Thal, in dem sich auch der Tünnensteiner und der Heilbrunnen befinden, und der Berg verdienen wohl von Reisenden besucht zu werden. Auch liegen hier die in der Gebürgskunde berühmten Oerter Bell und Niedermendig, wo die obengedachten Mühlsteine gegraben werden.

Hamilton, Collini, de Luc, Rose, Alexander von Humboldt und Forster haben diese Gegend besucht, darüber geschrieben und gestritten, ob wirklich hier ehemals Vulkane brannten, und ob der Basalt, den man hier so häufig findet, ein vulkanisches Produkt sey?

Forster ist dieser Meinung nicht, und ich habe darin keine Stimme. (Man lese hierüber seine Ansichten vom Niederrhein, Brabant ꝛc. 1r Th. S. 25. u. ff.).

Rheinbrohl fast gegenüber steht auf einem erhabenen Standpunkte das Schloß Rheineck, der ehemalige Sitz eines Burggrafen, das man weit hinauf und herunter am Rhein erblickt. Um das Jahr 1548. starb der letzte Burggraf, und Kurkölln zog es als ein erledigtes Lehen ein, mußte es aber nach dem Urtheilsspruch des k. Reichskammergerichts 1567. an den Herrn von Warsberg als Weiberlehen herausgeben, weil dessen Gemahlin aus dem Rheineckschen Geschlecht war. 1654. wurde es von einem Nachkommen jenes Herrn von Warsberg an den Grafen Rudolph von Sinzendorf für 7000 Dukaten erkauft. 1689. wurde es von den Franzosen verheert und verbrannt, und 1785. brannte es wieder ab, wurde aber nachher wieder aufgebauet. Als unmittelbares Reichslehen gab es seinem Besitzer Sitz und Stimme auf dem Reichstage unter den schwäbischen Grafen. Er hat es durch den Frieden von Luneville verloren. Das Burggrafthum Rheineck enthielt ohngefähr ½ Quadratmeile, 1600 Einwohner, und brachte dem Grafen an allerlei Abgaben und Einkünften 11,500 fl. ein. Am Fuße des Schlosses in dem Thale, durch das der Weg hinaufführt, liegt das dazu gehörige Dörfchen

mit ein paar Mühlen, die von dem Pfingstbach getrieben werden. — Etwas weiter hinab zwischen der Landstraße und dem Rheine sieht man den Tempelhof, eine alte Kirche mit einem Hofe, ehemals dem Malthesers-Orden gehörig. — Jenseits liegt Hönningen auf dem rechten Ufer, wo ein guter Bleichert wächst.

Breysig, ein großer Flecken, der zum Stift Essen gehörte, ist so wie Hönningen, wegen seines Bleicherts bekannt. Hier ist ein Comenthurei-Haus des Johanniter-Ordens. Die dazu gehörige Herrschaft ist ¼ Quadratmeile groß, und hat 1000 Einwohner, wovon ehemals das Stift 6500 fl. an Einkünften zog. Durch den Friedensschluß von Lüneville hat es dieses alles verloren.

Gleich unter Hönningen hängt mahlerisch auf einem abgeschnittenen Bergkegel das Schloß Argenfels in einer unendlich pittoresken Landschaft. Ehemals gehörte es den Grafen von Ysenburg, jetzt den Grafen von der Leyen. Hinter ihm steht drohend ein ungeheurer Felsenberg, mit dem sich kleinere verbinden, an deren Fuße etwas weiter hin ein kleines Dörfchen Argendorf liegt. Dann folgt Leutzdorf in einem Bergeinschnitte, über welchem sich Dattenberg, ein zerfallenes Ritterschloß, zeigt, bei welchem Basalt gebrochen wird.

Leutzdorf ohngefähr gegenüber auf dem linken Ufer, fließt die kleine Aar in den Rhein, ein Fluß, der gewöhnlich nur so tief ist, daß man fast zu Fuß durchgehen kann, der aber bei Gewitterregen und im Frühling vom geschmolzenen Schnee im Gebürge, welches er von seinem Ursprunge, an der Grenze des ehemaligen trierischen Gebiets in der Eifel, durchrauscht, so anschwillt, daß er oft große Verwüstungen anrichtet, und Brücken und Mühlen mit fortreißt. Das Hauptprodukt dieser Gegend ist der Wein, der hier gewöhnlich getrunken wird. Er hält sich nur einige Jahre, so wie überhaupt die Aarweine nicht über 6 Jahre alt werden dürfen, ohne an ihrer Güte und Stärke zu verlieren. Gewöhnlich sind sie im 2ten Jahre im höchsten Preise, und alsdann wird der rothe, z. B. der Ahrweiler, so theuer bezahlt, als Rheinweine. Außer dem Wein wird hier auch Getraide und sehr vieles Obst gebauet.

Noch diesseits der Mündung der Aar liegt Sinzig, ein kleines unbedeutendes Jülichsches Städtchen. Kaiser Karl IV. verpfändete es im Jahre 1348. an Wilhelm den Achten, Grafen von Jülich. Auf einem Hügel, nicht fern davon, steht das Helenen-Kloster — hier die Lehn genannt — und weiter hin erheben sich die alten Schlösser Landskron und Olbbrücken, dieses in weiter Ferne an der Grenze der wilden Eiffel.

Der Mündung der Aar gegenüber zeichnet sich das größere Linz, ein Cöllnisches Städtchen mit einem Zoll vor den kleinern Ortschaften aus, an denen man vorüberschifft. (Man kömmt vorher noch Ober- und Unterkrippe auf dem linken Ufer und bei einem Wirthshause, zum Wallen, am rechten vorbei.) — Linz liegt auf einer allmählig sich erhebenden Anhöhe, hinter sich hohe Gebürge, vor sich den Rhein, der sich hier in einen weiten See verwandelt hat. Die Stadt selbst hat gar keine Merkwürdigkeiten von Bedeutung. Ihr Inneres ist schmutzig und altfränkisch. Sie hat in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts und in dem jetzigen sehr viel Ungemach ausgestanden. — Es existirt jetzt hier eine Buchhandlung, welche die Braunsche heißt. Sie hat mit einem Verlagsartikel debutirt, der besonders für diese Gegenden am Rhein berechnet zu seyn scheint, nämlich einer Anweisung, wie man die Kriegsschulden auf die mindest drückende Art bezahlen solle? —

Gleich unter Linz hängen in einer Bergschlucht Okkenfels, dann folgt Linzhausen, dann die mit einigen Mühlen und Höfen besetzte Kasbach und Erpel. Bei diesem hebt sich ein fast 700 Fuß hoher Basaltberg empor, die Erpeler Ley genannt. Auf seinem dunkeln, blauen Rücken trägt er Wein-

reben, deren vortreffliches Produkt die unglaubliche Mühe der Arbeit belohnt. Da der Boden ganz aus zerbrochenen Felsenstücken besteht, so wird der Weinstock in einen mit Erde und Rasen angefüllten Korb gesetzt, die Steine weggenommen, und dann unter die Erde gebracht. Die heiße Mittagssonne kocht ihn dann an der Felsenwand.

Am linken Ufer folgt Remagen, ein ehemals jülichsches Städtchen, jetzt eine Gemeinde des Rhein- und Moseldepartements. Es ist ehemals, so wie Sinzig, von Kaiser Karl IV. an Wilhelm VIII. verpfändet worden. — Sein Alterthum und die Anwesenheit der Römer an diesem Orte beweisen die hier noch in Säulenstücken und Figuren bestehenden römischen Denkmäler und mehrere römische Münzen, die man hier fand. — Unter andern entdeckte man hier im J. 1748. einen römischen unter den Kaisern Marcus, Aurelius und Lucius Verus um das Jahr Chr. 163. gesetzten Meilenstein, welcher die Entfernung der Stadt Rigomagus von Cölln auf Mille passus XXX. angiebt. — Dies ist wahrscheinlich unrichtig, denn Remagen ist noch 10 Stunden von Cölln entfernt. — Ueberall an diesem Orte und schon von Fornich herab, wird der Basalt zum Pflastern, zu Façaden, Mauern rc. gebraucht.

Gleich unter Remagen erhebt sich ein hoher kegelförmiger Berg, der St. Appollina-risberg genannt. Seine Lage mitten in der Ebene, in einer reichen grünenden Landschaft, ist in hohem Grade malerisch, und eine große Zierde dieser Gegend, die Bertola mit der von Neapel und Pausilippo vergleicht. Die ganze Natur hier umher, die alten Trümmern der Vesten, die eingestürzten Basaltfelsen und der breite Strom machen ein großes Ganze aus, das wohl seine Erinnerung an die schön-ste Gegend Europens rechtfertigt.

Der Appollinarisberg trägt eine Benedikti-ner-Mönchsprobstei, die von Friedrich, Erzbi-schof zu Cölln um das Jahr 1099. gestiftet wurde. Sie gehört zur Abtei Siegburg. Meh-rere Reliquien ziehen noch jetzt viele Wallfah-rer dahin, deren ich selbst eine große Menge sahe. Die Aussicht von dem Gipfel des Berges ist über meine Beschreibung erhaben.

Die Landstraße von Coblenz nach Cölln ist hier wieder, wie weiter oben, dem Ufer abge-wonnen, aber sehr gut unterhalten. Dieser Weg gereicht den Wegaufsehern und der De-partementsverwaltung sehr zur Ehre. Hier weiß man doch, wofür man das in der Re-publik so unmäßig hoch angesetzte Chausseegeld be-zahlt. Die Einnahme des Chausseegeldes ist verpachtet, und die Chausseegeldeinnehmer,

oder Barriereempfänger, wie man sie hier nennt, sollen für die Unterhaltung derselben sorgen. Bei verminderter Aufsicht der Weg- und Brückeninspektoren hört aber in vielen Departements diese Unterhaltung auf, was indessen hier keineswegs der Fall ist. Man bezahlt jetzt für die „Distance" die noch nicht einmal eine Stunde beträgt, für jedes Pferd 3 Sols (ohngefähr 1 Ggr. sächs.); also kostet eine Chaise mit 2 Pferden bespannt von Coblenz nach Cölln über 1 Rthlr. 12 Ggr. — Der Unternehmer einer Diligence in Cölln sagte mir, daß er der Republik für seinen täglich nach Coblenz abgehenden Wagen jährlich 8 — 9000 Franken an Chausseegeld bezahle. Bei einer etwas weiten Reise in der Republik ist daher das Chausseegeld ein Gegenstand von Bedeutung. — Den Weg hier am Ufer des Rheins haben zufolge einer alten Inschrift an einer Säule die Römer angelegt, der im J. 1768. auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz, Carl Theodor, von dem Grafen von Goldstein wieder hergestellt wurde. In dem Felsen ist eine Tafel mit einer darauf Bezug habenden Inschrift eingemauert; sie lautet:

Viam
sub M.
et L. Vero
impp.

Anno Ch.
CLXII.
Munitam
Carolus
Theodorus
Elector Pal.
Dux Bav. Jul. Cl. M.
Refecit
et Ampliavit
An. MDCCLXVIII.
Curante Jo. Lud. Comite
de Goldstein.
pro Principe.

In dieser Gegend ist es auch, wo der franz. Exminister Calonne, zur Zeit des Emigrantenwesens am Rhein, mit Wagen und Pferden in den Rhein stürzte. Er wurde glücklich gerettet. Damals war das Geländer noch nicht fertig, welches jetzt das hohe Ufer einschließt.

In einer halben Stunde erreicht man Unkel, ein freundliches Städtchen am rechten Ufer, umgeben von Bäumen und Feldern und hohen Basaltbergen. Gegenüber dieser Stadt

am sogenannten Unkelstein war ehemals und noch vor kurzem die Fahrt gefährlich, und oft hat man hier von Unglücksfällen der Schiffer gehört. Dieser Unkelstein war nichts anders, als ein Haufen blauer Basaltsäulen, die zufolge ihrer 4 — 5eckigten Figur und einem Durchmesser von 10 bis 18 Zollen, sich wie eine Reihe Orgelpfeifen aus dem Wasser erheben. Sie sind jetzt nicht mehr sichtbar, da vor kurzem die Franzosen dieses Lager gesprengt haben. — Noch ein Basaltberg erhebt sich in der Nähe von Unkel. Hier liegen eine unzählige Menge Basaltsäulen von der Natur auf eine sonderbare Art aufgehäuft. Ihre Figur ist so regelmäßig, daß man sie für das Werk der mühsamsten Kunst halten sollte. Und dieser Basaltberg, zu dem geschlängelte Wege führen, ist an seinem Fuße mit Weinbergen geschmückt, und sein Haupt mit Laub gekrönt. In dem lieblichen Grün nimmt sich das dunkle Blau und Schwarz der Säulen sehr schön aus.

Hier bei Unkel eröffnet sich nun eine der schönsten Aussichten längs des ganzen Rheins. Der Fluß bildet wieder ein breites großes Becken, zur Rechten mit drei Dörfern Heister, Scheuren und Rheinbreitbach besetzt, zum Theil zwischen Fruchtfeldern und Obstbäumen am Fuße sehr hoher Berge gelegen, und zur Linken schließen es Weinberge ein, an deren Fuße die Landstraße hinläuft.

Oberwinter ruht freundlich in der prächtigen Landschaft, und in der Ferne thronen die Siebenberge in den Wolken.

Unendlich reizend ist diese Gegend von Oberwinter, ein freundlicher Flecken, der zum Jülichschen gehörte. Die Landschaft in seiner Nähe vereinigt die Schönheiten der Lage von Bingen, von St. Goar und Ehrenbreitstein, in einer Mannichfaltigkeit ohne Gleichen. Es ist hier so ernst und so heiter, so erhaben und so lieblich; man sieht alles zusammen, was das Auge an einer Landschaft entzückt. Von dem heitern Grün der Saatfelder und Aue wende ich meinen Blick auf die grauen Ruinen zerfallener Schlößer, und in die dunkeln Klüfte, wo aus Spalten zerbrochener Säulen Epheu entsprießt, und wilder Thymian duftet.

Der Rhein erhält hier eine seltene Breite; in drei Arme getheilt, umfaßt er zwei Inseln, das Nonnenwerth und das Grafenwerth genannt. Auf ersteres blicken die Trümmer von Rolandseck, einem ehemaligen Bergschloß, herab, das einst der Ritter Roland, ein Neffe Carls des Großen erbaut haben soll, um seiner Geliebten nahe zu seyn, die hier im Kloster auf ewig von ihm geschieden war. Dies Benediktiner-Nonnenkloster wurde vom Erzbischof Friedrich I. 1120. gestiftet. Nach dem Brande von 1773. ist es sehr

weitläuftig wieder aufgebaut worden. Man hat es sonst auch Rolandswerth genannt, zum Andenken des traurenden Ritters Roland. Das Grafenwerth ist mit Saatfeldern und Obstbäumen bedeckt. Das Ganze hier herum ist von einer unbeschreiblichen Schönheit.

Etwas weiter hinab wird der Lauf des Rheins schneller, und eilender die Fahrt des Schiffs. Hier lassen die Schiffer die Ruder ruhen, und mit Gotteshülfe — so heißt dieser Distrikt — treibt das Fahrzeug ohne die ihrige mit dem schnellern Strome hinab.

Honnef und Röndorf liegen fast schon im Schatten des Siebengebürges. Sie sind wohlgebaut, umgeben von Saaten, Weinpflanzungen und Obstgärten.

Das Siebengebürge, das einen Theil des köllnischen Amts Löwenberg ausmacht, und sich von den Schlössern Heimberg und St. Egidienberg bis Bonn gegenüber erstreckt, hat nur uneigentlich den Namen der Siebenberge oder des Siebengebürges. Die Zahl der Berge ist viel größer, aber sieben darunter zeichnen sich durch ihre Höhe vorzüglich aus. Der Anblick dieser hohen Bergmaßen, mit den zerstörten Vesten darauf gewährt einen Anblick, der in hohem Grade erhaben ist, und etwas unbeschreiblich Majestätisches hat.

Der Löwenberg ist der höchste von den Bergen des Siebengebürges. Er trägt noch eine alte Veste, die in Trümmern zerfällt. Seine Höhe beträgt 1896. rheinische Fuß. Der Drachenfels, ein anderer Bergkegel, steigt steil vom Ufer des Flusses an in die Wolken. Zersplitterte Ueberreste der ehemaligen Burg darauf sehen wie ungeheure Statuen aus, seltsam von Form und Zusammensetzung. Der Kurfürst Arnold I. schenkte im Jahre 1138. dieses Schloß dem Probste Gerhard von Bonn, von dem es hernach an die Burggrafen von Drachenfels kam. Nach dem Aussterben dieser Familie im Jahre 1580 kam es durch eine Heirath mit der letzten Tochter, Appollonia von Drachenfels, an den Grafen Otto Waldbott von Bassenheim, von denen sich noch die Nachkommen, Freiherren Waldbott von Baßenheim zu Gudenau, Erb- und Burggrafen, schreiben.

Der Drachenfels verbindet sich gegen Osten mit der Wolkenburg — einem Bergkegel, dessen Höhe man auf 1482. rheinische Fuß angiebt. Er war sonst noch höher, als er jetzt ist, und auf seinem Gipfel stand ein Schloß, aber man hat ihn so weit abgetragen, indem man einen beträchtlichen Steinbruch darauf anlegte, welcher die sogenannten Königswinterer Steine liefert, die am ganzen Rhein hinab zu Treppen, Thüren und Fenstereinfassungen, Säulen 2c. gebraucht, und zu Königswinter bear-

beitet werden. — Der Erzbischof von Kölln, Friedrich der Erste, der die durch Kaiser Heinrichs des Fünften Armee verwüsteten Klöster Wolkenburg, Drachenfels und Rolandseck (auf dem linken Ufer) wieder herstellte, starb auf dieser Wolkenburg. Sein Leichnam ruhet in der Abtei Siegburg.

Zur Rechten des Drachenfelsen stehet der Stromberg, oder Petersberg mit einer kleinen dem heiligen Peter geweihten Capelle. Einigemal baueten sich Mönche, und zuletzt Cisterzienser aus dem in der Eifel gelegenen Kloster Himmerothe (1188) unter dem Erzbischof Philipp von Heinsberg daselbst an, aber sie verließen diese mühsam zu ersteigende Höhe nach einigen Jahren wieder, und bezogen die hinter dem Berge in einem Thale gelegene Abtei Heisterbach, welche noch existirt. — Von geringerer Höhe und entfernter vom Rhein liegen noch als Theile des Siebengebürgs der Minder- oder Nonnen-Stromberg, der hohe Oelberg (1827 Fuß hoch) und mehrere andere, die dazu gehören. — Ich habe diese Berge einst in einer mondhellen Sommernacht von Bonn aus gesehen. Ich stand am Ufer des Rheines, der ohne Geräusch daher strömte. Alles war so still und freundlich! Es war so hell überall, und der Mond bewegte sich nicht an dem dunkeln blauen Himmel, und blickte durch die Blätter des Baumes, unter

den ich mich niedergesetzt hatte. Aber trüben unterm Siebengebürge war dunkle Nacht. Ihr langer Schatten deckte weit umher das Land.

Das Siebengebürge war von jeher besucht, und bewundert von Naturforschern und Reisenden aus allen Ländern Europens. De Luc und Collini, Hamilton und Forster sind hier hinüber und herüber geschifft, in den einfachen Hütten des Weinbauers und Fischers eingekehrt, und haben Güte und Offenherzigkeit und freundliche Aufnahme gefunden. Der Krieg hat sie seit zehn Jahren verscheucht, und jetzt ist es ihnen erschwert, so wie de Luc es that, bald hier bald dorthin zu fahren, und einzukehren, wo es ihnen einfiel. Damals brauchte man keine Pässe, keine Passavants, und wurdernicht visitirt. Der Genuß des Reisens in diesem schönen Lande wird unendlich durch alle diese Einrichtungen vermindert, die man sonst nicht kannte.

Bei Königswinter, einem Städtchen an der Grenze des Herzogthums Berg, ziehen sich die Berge zurück, und die Ufer erheben sich nur nach und nach in sanften Wölbungen zu den entfernten Gipfeln des Gebürges, der Rhein breitet sich aus, und fließt durch ein ungeheures Amphitheater. — Die Dörfer Dollendorf und Ober-Caßel zur Rechten, und dahinter die teutsche Ordens-Comenthurey Rammersdorf; zur Linken Mehlem, Rünsdorf,

Plittersdorf und die prächtige Ruine Godesberg scheinen die Schluß- und Grenzsteine des schönen Landes zu machen, das man durchfuhr.

Der sich steil von der Ebene erhebende Godesberg ist einer der schönsten am Rhein und mit seinen Ruinen, die er trägt, eine Zierde der heitern Landschaft. — Nach der Sage soll hier zu den Zeiten der Römer ein Tempel des Mercur gestanden haben, den die bekehrten Ubier in eine dem Erzengel Michael geheiligte Kirche verwandelt hätten. Daher sein Name Gottesberg oder Götzenberg. — Die Gebäude des Schlosses sollen im 13. Jahrhunderte von dem Erzbischof Theodorich von Cölln aufgeführt seyn. Im 30jährigen Kriege ward dies Schloß abwechselnd von den Schweden, Kaiserlichen und Franzosen besetzt, und verheert.

Die Gegend von Godesberg ist durch mehrere Anlagen und neue Gebäude verschönert worden, welche der (jetzt verstorbene) Kurfürst Maximilian von Oesterreich in der Nähe des hier befindlichen Mineralbruunens — welcher ursprünglich Draitsch heißt, — aufführen ließ. Diese Quelle ist vom Prof. Wurzer zu Bonn chemisch untersucht worden, der auch eine Abhandlung darüber geschrieben hat. Sie enthält fixe Luft, Eisen, Kalk und Bitter-

salzerde, und etwas Mineralalkali. — Die Erweiterung der Anlagen und die Verschönerung der Gegend um diesen Brunnen gehörte mit zu den Lieblingsbeschäftigungen des Fürsten, und wirklich würde der Zufluß der Fremden, wenn sie auch nicht das Wasser angezogen hätte, doch bald beträchtlich genug geworden seyn, da er alles für das Vergnügen derselben that, und die reizende Gegend ihnen einen schönen Ruhepunkt nach der Reise auf dem Rhein darbot. Hier würden alle gern verweilt haben, da bei Bonn, das nur eine Stunde von hier entfernt ist, alle Reize der Rheinfahrt mit der einförmigen Landschaft aufhören, in die er tritt. Aber fast noch in der Entstehung sind diese schöne Anlagen vernichtet worden. Die Tanz- und Spielsäle stehen verlassen und verwüstet, die Wohnungen für Badegäste wurden zu Casernen der Soldaten und die englischen Anlagen nicht mehr unterhalten. Seit 1794. mit der Ankunft der Franzosen hat alle Sorge dafür aufgehört, und Maximilian hat seinen Lieblingsort nicht wieder gesehen.

Der Weg nach Bonn und von da nach Cölln führt vor diesen Brunnengebäuden in einer kleinen Entfernung vorüber. Er ist gut unterhalten, und war ehemals mit einer schönen Allee von Lindenbäumen (an der Zahl 3537) besetzt, die aber während dieses Krieges von den Franzosen, und wie man sagt, noch

mehr von den Sauern umgehauen wurden, welche den Schatten, den sie ein paar Stunden des Tages auf ihre daneben liegenden Aecker warfen, nicht leiden wollten, ob ihnen gleich der Kurfürst den Acker, so weit er beschattet wurde, für baares Geld abgekauft und dann wieder geschenkt hatte, damit sie nur die Bäume stehen lassen sollten, die diesen Weg verschönerten, und den Reisenden und selbst den Bauern sehr willkommen seyn mußten, die diesen Weg kamen. — Diese Undankbarkeit und niedrige Habsucht, dieser gänzliche Mangel an Gefühl für das Schöne, und nützliche Anstalten charakterisirt hinlänglich das Volk, das diese Gegend bewohnt. Seine Sprache, seine Unwissenheit, sein Aberglaube und Fanatismus macht es dem köllnischen Volke sehr ähnlich, und jedem Reisenden widerlich.

Eine interessante Antiquität auf diesem Wege von Godesdorf (das bei dem Brunnenorte liegt) nach Bonn, ist das große steinerne Monument im gothischen Geschmacke, welches man hier das Hochkreuz nennt. Ohne bestimmen zu wollen, welchen Ursprung es eigentlich habe, führe ich nur einige Sagen darüber an. Nach einigen war hier der Marktplatz des alten Bonns, und andere geben an, daß ein Herr von Hochkirchen, der einen Ritter im Duell hier getödtet habe, von dem Erz-

bischof Theodor von Heinsberg verurtheilt worden sey, dies Kreuz aufzurichten, welches daher auch ehemals das Hochkircher Kreuz geheißen habe. Die köllnische Chronik sagt, daß es um das Jahr 1333. von Kurfürst Wallram von Jülich aufgerichtet worden sei. — Es ist wirklich von schöner Arbeit, und als eine Merkwürdigkeit dieser Gegend mehreremal in Kupfer gestochen worden. Auch haben die vorbeimarschirten Soldaten es nicht, wie gewöhnlich, beschädigt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Gegend von Godesberg ist das Kloster Marienforst, das etwas westlich nach dem Gebürge zu liegt. Hierin befinden sich Brigittenmönche und Nonnen unter einem Dache.

An einer großen Krümmung des Flusses, in einer weiten Ebene, die gegen Westen von Gebürgen begränzt wird, liegt Bonn, jetzt der Hauptort eines eigenen Bezirks im Rhein- und Moseldepartement, der Sitz eines Unterpräfekts und ehemals die Residenzstadt des Kurfürsten von Cölln.

Bonn ist, so wie die meisten Städte am Rhein, sehr alt, und hat mancherlei Schicksale erlitten. Sie war in grauen Zeiten von den Ubiern bewohnt, einem teutschen Volke,

woher sie auch den Namen Ara Ubiorum erhielt. Dann legte Drusus Germanikus hier ein Castell an, wie er an mehreren Orten am Rheine that, und bauete eine Brücke über diesen Fluß. Die Stadt und alle übrige Anlagen wurden von den Normannen wieder zerstört. Auf Veranlassung und durch eine Stiftung der Mutter des Kaisers Constantin, der h. Helena, wurde sie wieder aufgebaut, und nachher Bona genannt; denn hier war nach Tacitus *) die 6te römische Legion gelagert, wovon sie Castra bona genannt wurde. — In jedem Jahrhunderte hat Bonn, als eine Vestung, mehrere Unglücksfälle erlitten. Sie wurde in den Jahren 1689. und 1703. durch heftige Belagerungen und Bombardements sehr beschädigt. Als aber nach dem Badenschen Frieden der Kurfürst Joseph Clemens wieder in den Besitz derselben kam, ward die Stadt wieder hergestellt, und das große Schloß erbauet, das aber, wie die schon früher erbauten, im Jahr 1777. zum Theil ein Raub der Flammen wurde. Der Kurfürst Maximilian Friedrich stellte es wieder her.

Bonn gehörte, als es noch die Residenz des Kurfürsten war, zu den angenehmsten

*) Hist. lib. IV. Cap. 20. 25. Lib. V. Cap. 22.

Städten am Rhein. — Der schöne Fluß, die Gegend und die Anlagen umher, die Vergnügungen der Residenz und des Fürsten Popularität zogen Fremde aus allen Gegenden Europens hieher. Sie weilten gern am Hofe und in der Nähe eines liebenswürdigen Mannes, der einfach, wie sein Bruder Joseph, der Kaiser, war, und Pomp und Gepränge nicht liebte, aber Wissenschaft und Cultur beförderte.

Jetzt ist Bonn ein todter stiller Ort, der nichts mehr hat, was den Fremden noch anziehen könnte, als die Ruinen seines ehemaligen Glanzes. Seine Bevölkerung hat sich durch die Auswanderung der meisten Hof- und Regierungsbeamten und des Adels beträchtlich vermindert, und der Nahrungsstand abgenommen. Jene betrug ehemals über 12000 Einwohner, mag aber jetzt wohl bis auf 9000 vermindert seyn. Das große Schloß des Kurfürsten mit seinen vielen Merkwürdigkeiten sieht aus wie das Mainzer und Coblenzer. Es waren hierin eine kostbare Bibliothek, die Meisterwerke der Literatur von allen Nationen enthaltend, ein physikalisches Cabinet und eine Sammlung von Naturalien, die zu den ersten in Teutschland gehörte. Die Säle und Zimmer, worin dies Alles aufgestellt war, standen mit dessen Werth in Verhältniß. Dann

sahe man noch in diesem Schlosse den Teutschen-Ordenssaal, den Akademie-Saal und das Theater. Aber alles dieses, alle Seltenheiten und Kunstwerke, die man hier verwahrte, sind verschleudert, gestohlen und vernichtet. Noch vor kurzem wurde die kurfürstliche Orangerie aus den Gärten bei dem Schlosse an den Meistbietenden verkauft. — Der schönste Theil desselben, oder vielmehr der westliche Flügel, hieß ehemals **Buen Retiro**.

An mehreren schönen und großen Häusern sieht man noch, daß Bonn vor zehn Jahren der Aufenthaltsort des Hofes und seiner Dependenzen war. Unter die bessern Gebäude gehören die der Grafen von Belderbusch und von Metternich, der Freiherrn von Weichs, Gymnich ꝛc. — Das Rathhaus ist ein ziemlich schönes Gebäude. Es steht seit 1757. — Der Marktplatz, auf dem es sich befindet, ist nicht regelmäßig, hat aber ein heiteres Ansehen. Man sieht noch auf demselben eine Pyramide mit einem Brunnen, welche die Bürgerschaft von Bonn (1777) dem vorletzten Kurfürsten Maximilian Friedrich zu Ehren errichtete. Sie ist mit vielen Schnörkeln, unnützer Vergoldung und geschmacklosen Inschriften überladen. — Regelmäßiger, aber stiller ist der Viereckplatz, und zum Spazierengehen dient der mit Linden besetzte Vorhof.

An Kirchen und Klöstern ist kein Mangel in dieser Stadt. Sie waren voller Heiligthümer, Kostbarkeiten und Reliquien, aber das Kostbare ist nicht mehr da, und die Wandelbarkeit ihres Zustandes würde nur eine unvollkommene Beschreibung derselben zulassen. Es befinnden sich hier 6 Klöster und 4 Pfarrkirchen. — Auch die Juden haben hier eine eigene Gasse von 21. Häusern, die sie aber jetzt nicht mehr ausschließlich zu bewohnen genöthigt sind.

Aus dem Schloßgarten führt eine 1200 Schritt lange einfache Allee, westlich nach dem Schlosse Poppelsdorf oder Clemensruh. — Es verfiel schon unter dem letzten Kurfürsten, und ist es noch mehr jetzt nach der Entfernung desselben seit 1794. Bei diesem Schlosse und dem dabei befindlichen Gebäude, das die Sternburg genannt wurde, liegt das Dorf Poppelsdorf. Dieser Ort wurde von Clemens August vorzüglich begünstigt. Er wollte hier Manufakturen und Fabriken zu Stande bringen, was ihm aber nicht ganz gelang. Unter andern legte er daselbst eine Messe an, und lud Kaufleute und Krämer dahin ein, aber sie kam eben so wenig im Flor. Um die Kaufleute für die Reisekosten zu entschädigen, kaufte er ihnen selbst die Waaren ab, und verschenkte sie wieder. — Fünf Viertelstunden von hier liegt noch ein anderes von Clemens August erbautes Schloß Rödchen oder Herzogsfreu-

de. Es ist ganz verfallen. — Ohngefähr in der nämlichen Richtung ist die ehemaligen Teutsch-Ordens-Commenthurei Muffendorf.

Bonn, das jetzt wieder der Sitz einer Centralschule ist, hatte vor dem Kriege eine Universität, die von dem verstorbenen Kurfürsten gestiftet wurde. Sie war die Rivalin der Cöllnischen, und gab gute Hoffnungen von sich. Wirklich würde das neue Licht, daß hier aufgieng, weit umher das dunkle Land erhellt haben, als es der Krieg wieder auslöschte. Der Kurfürst selbst hob sie kurz vor der Ankunft der Franzosen im Aug. 1794. wieder auf. Das ganze Personale wurde verabschiedet, und die Professoren mit einem vierteljährigen Gehalte entlassen. Das von verschiedenen Häusern zur Bestreitung der Universitätskosten fundirte Geld wurde zum Kriegsbeitrag genommen, so wie das, was die verschiedenen Stifter und Clöster dazu hergeben mußten.

Die jetzige Centralschule zu Bonn erhielt ihre Existenz durch einen Beschluß des Regierungs-Commissairs vom 11. Brum. 7. J. Aber ihre Organisation ist so unvollkommen geblieben, daß außer den Professoren, welche an derselben ernannt sind, es fast niemand in und um Bonn herum weiß, daß hier eine Universität ist. Es wurden damals 5 Professoren ernannt; der B. Odenkirchen, als Lehrer der alten Spra-

chen, B. Tribolet, als Lehrer der franz. Sprachen, B. Wurzer, als Professor der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Botanik, der als ein geschickter Chemiker bekannt ist, B. Christ, als Professor der Mathematik, B. Rougemont, als Professor der Entbindungskunst und Anatomie, und als Prosektor der B. Tils. — Aber alle diese Gelehrten haben weder richtig ausgezahlte Besoldungen noch Schüler, und erwarten bessere Zeiten. Es sind dringende Vorstellungen bei der Regierung gemacht worden, um diese neue Stiftung nicht wieder ganz eingehen zu lassen, und würklich würden auch mancherlei Umstände ihr Emporkommen begünstigen. Die Centralschule ist im Besitz einer Bibliothek, eines botanischen Gartens und eines eingerichteten Anatomiegebäudes, die noch sämmtlich Stiftungen Maximilians sind. — Wie schon oben erwähnt wurde, ist jetzt eine Hebammenschule hier etablirt, in welcher der Prof. Wegeler Unterricht in der Entbindungskunst ertheilt. Dieser war schon Professor bei der vormaligen Universität hieselbst, und hat jetzt Rougemonts Stelle erhalten, welcher als Arzt zu Cölln wohnt.

Die Musik hatte immer, und scheint noch jetzt viele Freunde in Bonn zu haben. Diese Liebe wurde am Hofe Maximilians genährt, der eine vortreffliche Hofkapelle hielt. Noch

jetzt existirt hier eine Musikalienhandlung des B. Simrock, der mit seinem Verlag und andern neuen musikalischen Werken die Frankfurter Messe bezieht. Auch ist Bonn der Geburtsort des bekannten Componisten Bethoven, der jetzt in Wien lebt.

Der Charakttr der Einwohner von Bonn hat bei weitem nicht das Schwerfällige, Plumpe und Bigotte der ächten Collner. Der Hof, die vielen Fremden, die Universität, der sich verbreitende Geschmack an Lectüre, welcher durch eine gut eingerichtete Lesegesellschaft Nahrung erhielt, die Humanität des Fürsten, der die Wissenschaften und schönen Künste liebte, haben das Rauhe ziemlich abgeschliffen, was den Einwohnern dieses Landes überhaupt eigen zu seyn scheint. Man könnte sie die Mainzer des Niederrheins nennen. Aber schwer lag auf ihnen der Druck des Krieges. Mit der Entfernung des Hofes verloren die meisten Familien der bei Hofe, bei der Universität und beym Civil angestellten Beamten ihren Unterhalt, und meines Wissens wurden sie auch nicht, wie die mainzischen Bediensteten fortdauernd vom Fürsten besoldet. So sind sie denn in eine Armuth versunken, die sie danieder drückt. Man sieht mit Bedauern manches abgehärmte Gesicht in dieser Stadt, die noch keinen andern Nahrungs-

zweig zum Ersatz für die verlornen erhielt. — Man kann sich denken, wie hier alle Nahrung stocken muß, wenn man hört, daß die Einwohner es für ein Glück ansehen, wenn sie einige hundert Soldaten in Garnison bekommen, die denn doch etwas Geld in Circulation bringen.

Bonn war während des Kriegs lange der Sitz der Regierung der eroberten Länder zwischen Maas, Rhein und Mosel, die unter dem Namen der Intermedair-Commission bestand, und von Hoche und hernach Shée dirigirt wurde. Eine pragmatische Geschichte dieser Regierung und aller der geheimen Umstände und Triebfedern, wornach sie handelte, würde eine Lecture von hohem Interesse gewähren. Die Maasregeln derselben waren von der Art, daß sie die Einwohner dieser Länder in die größte Ungewißheit setzten, welches wohl künftig ihr Schicksal seyn möchte, eine Ungewißheit, die man gefühlt haben muß, um zu emfinden, wie peinlich sie ist. Diese Intermediair-Commission, die am 21ten März 1797. zufolge eines Beschusses vom Genral Hoche ihre Vertung antrat, machte sich sogleich dadurch sehr beliebt, daß sie die Autorität aller französischen Verwaltungen aufhob, und die alten Regierungen, Magisträte, Gerichte 2c. wieder

einsetzt. Die alten Auflagen wurden wieder erhoben, und alles gieng gut. Schon dachten die Leichtgläubigen an baldige Rückgabe dieser Länder, als alles wieder aufhörte, und die französische Verfassung wieder eingeführt wurde. Man hatte den Zweck erreicht, den man beabsichtigte. Die Regierung wollte nur Geld haben, das schneller bezahlt wurde, und das die Einwohner gern gaben, weil sie nun die lästigen französischen Formen los waren, und wieder mit ihren Beamten auf teutsch fertig werden konnten. Es ist besonders dem Landmanne nichts schwerer und unbehaglicher, als sich an etwas Neues zu gewöhnen, zumal an solche Neuerungen, die der Sieger einführt, und wobei eine fremde Sprache gebraucht wird. Ueberdies war man nun das Heer französischer Angestellten (Employés) los, den Auswurf Frankreichs, die sich von teuschem Gelde reich zu machen, hierher gekommen waren.

Eine andere wichtige Periode für diese Gegenden war die der Cisrhenanischen Conföderation, die nach dem Frieden von Campo Formido sich bildete. Man hatte das Projekt entworfen, eine eigene cisrhenanische Republik zu gründen, und dieses schien von der frnnzösischen Regierung begünstigt zu werden. Die Interdikair-Commission zu Bonn erklärte, „die französische Republik würde leicht

Verzicht darauf thun, den Rhein zur Grenze zu haben, es würde aber vom Volke abhängen, sich nach seinem eigenen Wohlgefallen eine Constitution zu wählen, in welchem Falle es sich auf den Schutz der französischen Republik verlassen könne." — Alle diejenigen Gemeinden, welche die republikanische Regierungsform annehmen würden, sollten, so wurde ferner bestimmt, von Lehensabgaben und Zehenten frei seyn ꝛc. — Diese Begünstigungen beförderten den Plan zur Errichtung eines eigenen Freistaats. Es war sehr vernünftig und natürlich zu wünschen, daß wenn nun einmal das Land seine ehemaligen Oberherren verlieren sollte, man sich lieber von seinen Landsleuten regiert wissen wollte, als von Fremden, die den Charakter des Volks nicht kannten, und denen es bei der abscheulichsten Selbstsucht keinesweges um dessen Wohl zu thun war. Eine Menge sehr rechtlicher Leute waren für diese Idee, nur die Beamten der ehemaligen Regierung nicht, welche sich auf die Integritätserklärung des teutschen Reichs verließen; in mehreren Städten wurden cisrhenanische Freiheitsbäume gepflanzt, und blieben unbeschädigt, was bei den von den Franzosen gepflanzten selten der Fall war. Die neue Republik ward in Kölln, Aachen ꝛc. proclamirt, aber sie starb auch wieder, da sie kaum zu existiren angefangen hatte. Eine minder zahlreiche

aber mächtige Parthei war für die Vereinigung mit Frankreich, und diese siegte. — Mit der Aufhebung der Mittel-Commission zu Bonn, die im Dec. 1797. erfolgte, stürzte das cisrhenanische Staatsgebäude zusammen. — Zwar würde die Tochter immer von der Mutter-Republik abhängig gewesen, und niemals mündig geworden seyn, aber die Bemühungen der Männer, die sie emporbringen wollten, und von einem wohlwollenden Freunde dieser Länder, dem B. Shée, darin unterstützt wurden, verdienten nach meinem Ermessen den bittern Tadel und den Haß nicht, den sie von ihren Landsleuten zum Theil auf sich gezogen haben. — Die Einwohner von Bonn, welche größtentheils aus Hofbedienten bestanden, waren besonders gegen die Cisrhenanische Conföderation, aus Gründen, die ich schon angeführt habe. Ihre Anhänglichkeit an die alte Verfassung ist nicht belohnt worden. —

Der hiesige Unterpräfekt ist der B. Champein. Er ist in Frankreich durch die Composition einer beliebten Oper, la Melomanie, bekannt. Von seinen Eigenschaften als Verwalter seines Distrikts kann ich wenig sagen, aber seine Moralität ist im rothen Blatt und im Rübezahl heftig angefochten worden. Es sind

dort mehrere angebliche Thatsachen angeführt, die ich hier nicht wiederholen will, die man aber in keinem andern wohleingerichteten Staate von einem öffentlichen Beamten sagen dürfte, ohne eine Untersuchung zu veranlassen, die entweder die Bestrafung des Anklägers, wenn seine Angaben falsch, oder die des Beschuldigten, wenn sie erwiesen wären, zur Folge haben würde. Aber in den stürmischen Zeiten der Revolution ist vieles von der Art mit unter gelaufen. — Der B. Champein, der überhaupt die schönen Künste liebt, soll auch eine artige Sammlung von Gemälden besitzen. Er war, wie man mir sagte, vor der Revolution ein Musikus.

Ehe ich Bonn verlasse, muß ich noch des Gasthofs erwähnen, worin ich logirte. Er heißt der kaiserliche Hof. Keine Nebenabsicht verleitet mich zu behaupten, daß dieses Wirthshaus eins der ersten am Rhein und in einem großen Striche von Teutschland ist. Selten wird man diese Reinlichkeit und Eleganz, diese Ordnung bis auf die geringste Kleinigkeit und eine solche Bedienung in einem Wirthshause antreffen. Ich bin jedesmal, wenn ich durch Bonn reißte, ungern aus diesem freundlichen Hause weggegangen. — Küche und Keller sind in demselben vorzüglich gut bestellt. Das erste ist besonders an einem Orte in Anschlag zu

bringen, durch den jetzt im Verhältniß gegen sonst, nur wenig Fremde passiren. Diese Abnahme der Reisenden wird auch den Wirth, Hrn. Hecker, wie er mir sagte, veranlassen, dies Haus aufzugeben, und sich neu in Cölln zu etabliren, wo ein gutes Wirthshaus noch recht wohl neben dem daselbst schon befindlichen Hause des B. Sellners bestehen kann.

Die Gegend von Bonn bietet mehrere schöne Ansichten und Lustorte dar, welche letztere ehemals sehr besucht waren. Man gieng nach der Baumschule, zu welcher eine Allee von Poppelsdorf hinführt, nach dem Kreuzberge, von welchem man eine herrliche Aussicht auf das Siebengebürge hat, wobei man zugleich in der dasigen Capelle seine Andacht verrichtete, und die sogenannte heilige Stiege von italienischem Marmor auf- und abrutschte, nach dem Lustschlosse Augustusburg bei Bruel, das im Jahre 1725. von dem prachtliebenden Kurfürsten Clemens August erbauet wurde, nach Falkenlust u. s. w. Ich war jetzt nicht an diesen Orten, und kann also nichts davon sagen, vermuthlich aber werden diese ehemals sehr schönen Anlagen, da sie nicht unterhalten wurden, im Aeußern und Innern verloren haben.

Die Fahrt auf dem Rhein von Bonn bis Cölln (5 Stunden) hat keine von den An-

nehmlichkeiten, welche die Ansicht der schönen Naturscenen weiter oben verschafft. Die Ufer sind eben; erst in einiger Entfernung erheben sich zur Rechten die waldigten Gipfel des Herzogthums Berg, und zur Linken hat sich die Bergkette ziemlich weit zurückgezogen, welche den Rhein am linken Ufer von Andernach an begleitete. Der Rhein fließt hier schnell, und bald entschwinden dem Blick zur Rechten die Orte Peuel, Schwarzrheindorf und Villich *) zwei ~~friedliche~~ † Damenstifter, und † freiweltliche

*) Das ehemalige Benediktiner-Nonnenkloster zu Schwarzrheindorf ward von dem Kurfürsten Arnold de Weda 1152. gestiftet, und vom Kurfürst Philip 1173. vorzüglich begünstigt. — Das jetzige Stift zu Schwarzrheindorf war ebenfalls ehedem eine Benediktiner-Nonnenabtei, und wurde von Mengoz oder Megiegor, einem berühmten Grafen aus Geldern und dessen Gemahlin Gerberga, einer Tochter des Grafen Gottfried von Ardenne im J. 980. oder 990. gestiftet. Ihre Tochter Adelheid, die erste Aebtissin dieses Klosters, besaß die vorzügliche Eigenschaft, durch die Ertheilung einer Ohrfeige den Nonnen im Chor sogleich helle Stimmen verschaffen zu können, wenn sie schlecht sangen. Es ist Schade, daß diese

das auf dem linken Ufer liegende Graurheindorf *) bei diesem fließt die Roes, ein ziemlich starker Bach in den Rhein.

Gleich unter Villich sieht man die Mündung der Sieg. Zwei Stunden von derselben liegt die weit umhergesehene adliche Benediktiner-Mönchsabtei Siegburg auf einem hohen runden Berge, der größtentheils mit Reben besetzt ist. Im Anfange des 11. Jahrhunderts war dieser Berg befestigt. Dann schenkte der Pfalzgraf Heinrich, Besitzer dieser Festung, sie 1060. dem Erzbischof Anno, Grafen von Sonnenberg aus Schwaben, der Kirche und Kloster darauf erbaute, und sie den Benediktinern übergab. Die Gebäude der Abtei brann-

---

Kraft nicht fortgeerbt hat, die bei mancher unserer Sängerinnen nicht übel angewandt seyn würde.

*) Graurheindorf, ehemals ein adliches Nonnenkloster, Cisterzienser Ordens, wurde unter Kurfürst Arnold I. im Jahr 1149 gestiftet. Die Adlichen starben darin aus, und nun bestehen die Geistlichen darin aus Bürgerlichen. Der obere Theil des Dorfs gehörte ehemals zu Bonn, und seine Einwohner genoßen daselbst das Bürgerrecht.

ten 1772. bis auf die Kirche ab, wurden aber seitdem wieder erbauet. Am Fuße der Abtei liegt das Städtchen Siegburg, das so wie jene während dieses Krieges wegen seiner Lage außerordentlich viel gelitten hat.

Graurheindorf gegenüber wird die Insel Graupenwerth vom Rhein umfloßen, auf welcher eine im dreißigjährigen Kriege bekannte Schanze, die Pfaffenmütze, stand, welche 1620 von den Holländern erbaut wurde. Sie ward 1622 von den Spaniern erobert, neu befestigt, und Isabellenschanze genannt. Nach dem Friedensschlusse ist sie geschleift worden, so daß man jetzo nichts mehr davon sieht.

In der Gegend von Berchem und Mondorf, bei welchem die Sieg ehemals in den Rhein floß, der man aber weiter oben ein anderes Bett anwies, strömt der Rhein durch die ebene Gegend in gerader Linie canalähnlich dahin, an dem sich zur Linken die Dörfer Hersel, Udorf, Urfeld, Widdig und Orber reihen. Eine halbe Stunde weiter hinab liegen zur Rechten Rhed, Nieder-Cassel und Lüdsdorf. — Bei den Dörfern Ober- und Unterweslingen, noch mehr aber bei Godorf bildet der Fluß einen großen Winkel, wo von dem Ufer an das Land sich sanft erhebt, das 5 Stunden davon mit dem

pfälzischen Schlosse Bensberg gekrönt ist. — Weiter hinab werden die Dörfer seltener. Man sieht zur Linken jenseits des großen Winkels Surt und Weis; zur Rechten Langeld, Ober- und Nieder-Zündorf; dann folgen auf derselben Seite Porz, Enz, Westhoven und Poll. — Einige Inseln bringen etwas Leben in diese einförmige Landschaft.

Poll ohngefähr gegenüber bei Rodenkirchen (zur Linken) erblickt man halbmondförmig das große Cölln mit seinen unzählichen Thürmen, den Baierthurm im Vorgrunde, die Rheinmühlen, und ihm gegenüber das pfälzische Städtchen Deutz. Der Anblick ist sehr schön und mahlerisch, dem einer Seestadt ähnlich, eine Täuschung, die durch die große Wassermasse, die man erblickt, noch erhöht wird.

Zwölfter Abschnitt.

Inhalt.

Ansicht der Stadt Cölln. Etwas von der Geschichte derselben. Ankunft der Franzosen daselbst. Wiedereinsetzung der Protestanten in die Ausübung der Bürgerrechte. Schulgebäude auf den Rhein. Umfang der Stadt. Häuser und Häuserzahl. Volksmenge. Moralität. Clöster, Kirchen und Geistliche. Verminderte Zahl der letztern. Oeffentliche Gebäude. Der Dom. Kirche der St. Ursula Gereons Stift. Duns Scotus Grabmal. Das Rathhaus. Oeffentliche Plätze. Neumarkt. Anlage des B. Klöcker auf demselben. Gasthof zur Stadt Prag. Heumarkt. Altemarkt. Rheinufer bei Cölln. Schiffahrt und Handlung. Smuggler. Ueber Com-

merzialgesetze und Waarenverbote. Holländische Schiffe. Eigenthümlichkeiten des köllnischen Volkes. Belustigungen desselben. Das Carneval. Geistige Finsterniß. Bettler. Liederlichkeit. Gesundheitscarten der öffentlichen Mädchen. Kleidung und Moden. Feier des Festes der Gründung der Republik am 1. Vend. 9. J. Schauspiel. Darstellung der Schlacht von Marengo. — Die Universität. Lesekabinette. Buchhandlungen. Oeffentliche Blätter. Gelehrte. Künstler. Verwaltung der Stadt und die Tribunäle. Vergnügungsorte außerhalb der Stadt. Die Münze. Deuz. Spiel und Kirchweihfest daselbst. Ueberschwemmuugen des Rheins Wasserhöhe 1784.

Unmöglich giebt es eine große Stadt in Teutschland, die im ersten Anblick so viel Unangenehmes für den Fremden hätte, als Cölln. Der Reisende sieht schon von weitem, ehe er dahin gelangt, die ungeheure Häusermaße mit ihren über sie hervorragenden Thürmen und Kirchen sich in einem langen Halbzirkel an dem Ufer des Rheins hinziehn. Er nähert sich ihr, und hört das Klingen und Läuten der zahllosen Glocken, die Artillerie der Mönche, und er fürchtet fast, sie zu betreten. Keine freund- Vorstadt voller Gartenhäuser und anderer Anlagen erheitert ihren Anblick von der Landseite. Er betritt die finstere dunkle Stadt, und stolpert Abends in den engen Gassen umher, wie in einem Labyrinth, aus dem kein Ausgang zu finden ist. Alle Straßen sehen sich höchst ähnlich, alle sind voll Schmutz und Kothhaufen. Nur sparsam erleuchten nach Michaelis

(vorher gar nicht) einige Laternen diesen großen Steinhaufen, und er dankt dem Himmel auf der einsamen Straße nach langen Rennen endlich einmal eine Seele anzutreffen, die ihm sagt, wo er ist? Aber er muß wohl aufmerken, wenn er die Antwort verstehen will, die ihm in dem abscheulichsten Teutsch gegeben wird; er muß ein gutes Gedächtniß haben, um diese seltsamen Benennungen der Straßen und Plätze zu behalten. Glücklich genug ist er, wenn er einen Gassenjungen antrift, der ihn mit seiner Fackel, wie es hier gewöhnlich ist, nach Hause leuchtet.

Die Geschichte sagt von Cölln: daß Marcus Vipsanius Agrippa, der sich mit denen vom jenseitigen Rheinufer herüber gekommenen Ubiern hier niederließ, ihr Stifter war. Er nannte sie die Stadt der Ubier — Oppidum Ubiorum. — Agrippina, Claudius Gemahlin, und Nero's Mutter ward hier während der Feldzüge ihres Vaters Germanikus gebohren; eine römische Colonie, die er dahinschickte, änderte den Namen der Ubierstadt in den von Colonia Agrippina — Cölln — um. Bis zum Jahre 462. war Cölln die Hauptstadt des untern Galliens, als es um diese Zeit die Franken den Römern abnahmen, und es sich unterwarfen. Im zehnten Jahrhunderte entriß sie ihnen Kaiser Otto der Große wieder, brachte sie zum teutschen Reiche, beschenkte sie mit vie-

len Freiheiten, und übergab sie dem Schutze seines Bruders des Erzbischofs Bruno. Im Jahre 1187. ließ der Erzbischof Philip von Heinsberg die alten Mauern der Stadt einreissen, und neue aufführen, weil zufolge der Cöllnischen Chronik die Stadt an Volkszahl und Eigenthum zugenommen hatte. — Um diese Zeit und späterhin im Mittelalter blühten hier Künste, Wissenschaften und Handel; sie war eine Quartierstadt des hanseatischen Bundes; aber durch Fanatismus, Uebermuth, List und Habsucht ihrer regierendeu Senatoren giengen ihre Vorzüge allmählig verloren. So verjagte eine schlechte Politik und der Aberglaube im Jahre 1425. die Juden und im Jahr 1618. die Protestanten aus der Stadt, durch welche letztere Verweisung auf einmal 1400 Häuser leer wurden. Dagegen erhoben sich das benachbarte Mühlheim und Creveld, wo diese industriösen Bürger-Manufakturen und Fabriken anlegten. Mehrere bürgerliche Revolutionen im 15. 16. und 17. Jahrhunderte beförderten ihren Verfall immer mehr. Es fehlte den alten Cöllnern nie an Muth, ihre innern und äußern Feinde zu befehden; sie schlugen sich oft mit den benachbarten Bischöfen, jagten auch zuweilen die Pfaffen aus ihrer Stadt, und einmal entrissen sie sogar auf der großen Heide bei Fühlingen, zwischen Cölln und Neuß, in einem förmlichen Treffen dem Erzbischof die

Stadtschlüssel, aber getäuscht durch mönchische und andere Kunstgriffe sank die durch ihre Verfassung republikanische Stadt immer tiefer, und verblutete langsam unter der Geißel des Despotismus und dem Drucke des Mönchsthums *). Ueber ihren Zustand vor dem Kriege haben Riesbeck und mehrere Reisebeschreiber genug gesagt, als daß ich etwas Neues hinzufügen könnte.

Seit dem 6. Oct. 1794. ist Cölln im Besitz der Franzosen. Durch die Schlacht von Aldenhofen vom 2. Oct. wurde die coalisirte Armee genöthigt, ihre Stellung an der Roer zu verlassen, und über den Rhein zurückzugehen. Dieser Rückzug geschah bei Mühlheim über zwei Schiffbrücken, und am gedachten Tage (6. Oct.) besetzten die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan die Stadt, wo sie unter dem Geläute aller Glocken empfangen wurde. — Zwei Jahre darauf am 17. September 1796. wurde hier der Freiheitsbaum gepflanzt, und die sogenannte Gülichs-Säule feierlich umgestürzt, die ein despotischer Senat vor hundert Jahren zum Andenken des hingerichteten Niklas Gülich hatte errichten lassen, der damals für

*) S. Calender für das 9. Jahr der Rep. vom B. Wasserfall. S. 22.

die Rechte der Bürger gegen den Senat das Wort führte.

Am 17. Nov. 1797. decretirte der Senat von Cölln „im Namen des öffentlichen Wohls und der heiligen Sache der Vernunft und Wahrheit" die Wiedereinsetzung der Protestanten in die Ausübung der Bürgerrechte, „um", wie es in dem Eingange zu dem Beschlusse weiter heißt, „das Unrecht eines Jahrhunderts, welches Vorurtheile, falsche Verhältnisse und Mißbegriffe über wahren Staatsvortheil erzeugten, wieder gut zu machen, der jetzigen Volksstimme selbst durch einen ehrenvollen erwünschten Akt zu begegnen, und Cöllns Ruhm in den Augen der denkenden Völker und vor dem Richterstuhle der beleidigten, aber doch sanftmüthigen Menschheit zu retten." — Ein Denkmal der Intoleranz in dieser Stadt ist noch jetzt das am Ufer des Rheins liegende schifförmige Gebäude, in welchem die Schule für die Kinder der reformirten Cöllnischen Einwohner gehalten wurde. Der heilige Boden dieser Stadt durfte durch den ketzerischen Unterricht nicht entweiht werden, und darum baute man dieses Schiff, daß mit Fenstern versehen ist, und inwendig einen ziemlich geräumigen Saal enthält. — Aber ohnerachtet jener Erklärung haben, bei der Ungewißheit des Schicksals des linken Rheinufers bis zum Friedensschlusse, die protestantischen

Einwohner von Cölln es noch nicht gewagt, ihre eigenen Kirchen zu halten. Mit der Wiedereinsetzung der alten Regierung würde es nur eines Winks von einem fanatischen Caputzenträger bedurft haben, und der dumme rasende Pöbel dieser Stadt hätte die Kirche demolirt, und ihre Besucher in Stücke gerissen. Die Protestanten gehen noch immer nach Mühlheim in die Kirche.

Man erstaunt, wenn man von einem Thurm herab die ungeheure Ausdehnung von Cölln sieht, aber man findet auch, daß über ein Viertheil des von den Mauern der Stadt eingeschlossenen Raumes aus Gärten nnd leeren Plätzen besteht. Sie ist nach alter Art mit Graben und Mauern befestigt. Diese haben 83 Thürme, 13 große Thore *) und 6182 Schritte, jeden zu 5 Fuß gerechnet, im Umfange. Man hat 3 Stuuden Zeit nöthig, um diesen großen Halbzirkel zu umgehen.

Die Zahl der Häuser in Cölln beträgt 7404. — In Ansehung der Bevölkerungsan-

*) Wenn man die kleinen Pforten mitrechnet, welche neben den großen Thoren sich hier befinden, so wird wohl die von einigen Schriftstellern angegebene Zahl von 24 Thoren herauskommen.

gaben finde ich binnen zwei Jahren eine bedeutenden Verschiedenheit. Zufolge einer Angabe in einem Cöllnischen öffentlichen Blatte, dem Beobachter vom Jahr 1800, betrug sie nach der neuesten Zählung 38,844 Seelen. Es wurden vom 23. Sept. 1799. bis dahin 1800. (im J. 8. der Rep.) 1389. Kinder gebohren, worunter 92. uneheliche waren, und 1665 Menschen starben. Also waren der Todten 267 mehr, als der Gebornen. Heyrathen geschahen im angezeigten Jahre 343. — Dagegen wurden im 7. Jahr der Rep. (1798 — 1799) 1499 Kinder geboren, und es starben nur 1248 Menschen; folglich war die Zahl der Gebornen vom 7. Jahr 101 mehr, als die vom J. 8., und die Zahl der Gestorbenen des 8. Jahrs überstieg die der Gestorbenen des 7. Jahres um 417. Personen. — Wenn man nun die Bevölkerung von 38,844 Menschen als richtig annimmt, so starb im Jahr 1798 1799. noch nicht einmal der 31. —, eine Mortalität, die sehr gering ist, wenn man sie gegen die von Wien hält, wo der 19. oder 20te Mensch stirbt. — Ohne Vergleich stärker war die Mortalität von 1799 bis 1800. In diesem Jahre starb beinahe der 24te Mensch. Welche Ursache diese vermehrte Sterblichkeit hatte, habe ich nicht erfahren können; wenigstens ist mir nicht bekannt geworden, daß in dem verflossenen Jahre hier ansteckende Krank-

beiten herrschten. Vermindert wird indessen diese Sterblichkeit, wenn die Berechnung der Volkszahl, die richtigere ist, wie ich sie im Verkündiger *) angegeben finde. Im Germinal des 9. Jahres betrug sie 42,024 Menschen, nämlich:

14,254	Mannspersonen über 12 Jahr.
17,985	Frauenzimmer über 12 Jahr.
4,956	Knaben unter 12 Jahr.
4,829	Mädchen unter 12 Jahr.
Zusam. 42,024	Menschen.

Nach dieser Angabe der Bevölkerung, wie sie auch im Wasserfalls-Calender ohngefähr angegeben ist (zu 42150 Seelen) starb also im 7. J. (1799.) beinahe nur der 34. Mensch, welches unglaublich wenig ist, und im Jahr 1800. ohngefähr der 26. Diese Verschiedenheit ist auffallend.

Mit den vielen engen krummen und schmutzigen Straßen voller armseliger Hütten, Wohnungen des höchsten Jammers und Elends, contrastiren seltsam die zahlreichen Kirchen und Klöster, die zum Theil von guter Bauart sind. Es sind hier noch jetzt 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 19 Manns- und 39 Nonnenklöster, und 49. Capellen. Indessen hat die An-

*) 13. St. vom 16. Floreal 9. J.

zahl der geistlichen Personen beiderlei Geschlechts, die von der Ankunft der Franzosen in alle Uniformen des Pabstes gekleidet, die Straßen bedeckten, sehr abgenommen. Man rechnete ihre Zahl auf mehr als 3000, die Blaffertarii *) und Quaesolae **) mit einbegriffen. In den Kirchen waren eine Menge Wunderzeichen und Reliquien anzutreffen, die aber, wenn sie von metallischem Werth waren, größtentheils emigrirt, oder von den Franzosen genommen worden sind. Das Domkapitel des Erzstiftes enthielt 50 Präbenden, wovon der Pabst und der Kaiser selbst jeder eine besaßen, nnd deswegen ihre Vikarien hier hielten; die übrigen 48 waren zur Hälfte unter den hier befindlichen Capitular- und Domherrn vertheilt. Diese sind sämmtlich ausgewandert, und haben den reichen Schatz des Doms vor Ankunft der Franzosen mitgenommen. Die Mönche und Nonnen, welche zum Theil ihre Einkünfte ganz verloren, oder doch wenigstens sehr verringert sahen, haben sich

*) Blaffertarii, unversorgte Weltgeistliche, welche für einige Blafferte, wie man hier die preuß. Groschen- oder Stüberstücke nennt, Messe lasen.

**) Quaesolae, Krankenwärterinnen, devote Frauenzimmer ꝛc.

theils durch Emigration, theils durch Todesfälle, und durch die von der Regierung verbotene Nichtergänzung ihres Abgangs so sehr vermindert, daß ihre jetzige Anzahl vielleicht nicht die Hälfte der ehemaligen beträgt. Sie schleichen voll Trauer durch die Straßen, die Cocarde der Nation gezwungen am Hute tragend, welche ihrer Existenz ein gänzliches Ende zu machen droht. Es ist mitunter traurig und mitleiderregend, Greise daher wanken zu sehen, die an keine andere Beschäftigung gewöhnt, nun in ihrem Alter der Pflege und Bequemlichkeit entbehren, deren ihre körperliche Schwäche bedarf, die, erzogen im Mönchsthum, keine andere, als die ihnen von Jugend auf eingepflanzten Begriffe annehmen können, welche zu sehr mit ihrem ganzen Wesen verwebt sind, als daß sie solche abzulegen im Stande wären. Doch sind mehrere von ihnen in das bürgerliche Leben zurückgekehrt, und dies wird noch mehr geschehen, wenn die Güter einst verkauft, und sie selbst auf Pension gesetzt seyn werden. — Manches noch nicht zu veraltete Nönnchen ergriff begierig die Gelegenheit, die sich ihm zur Freiheit darbot, und hat den Schleyer mit dem Myrthenkranze vertauscht; eine andere sättigte den lang unterdrückten Trieb in den schmutzigen Höhlen der öffentlichen Venus, und manche genießt im Stillen die Reize des Lebens und der Liebe. Ganz

Kölln kennt das freundliche Nönnchen im — Gasthof, die man schon manchmal in Ermangelung eines schicklichern Lokals in einer auf dem Hofe stehenden Kutsche, deren Bewegung unverkennbar regelmäßig von vorn nach hinten gieng, mit einem liebedurstigen Passagier anantraf.

Mehrere Kirchen und andere öffentliche Gebäude in Cölln sind wirklich sehr sehenswerth, und unter diesen muß ich zuerst den Dom nennen. Unstreitig ist diese Kirche, obgleich sie noch unvollendet ist, eins der schönsten Werke gothischer Baukunst, die man in Teutschland besitzt. Sie wurde im Jahr 1248 von dem Bischof Conrad von Hochsteden zu bauen angefangen. Noch im Jahre 1499. arbeitete man daran, vollendete aber den Bau nicht. Von den beiden Thürmen, deren jeder zu einer Höhe von 500 Fuß bestimmt war, stehet der eine zur nördlichen Seite nicht 20 Fuß über der Erde, und der andere ist kaum zur Hälfte fertig. Auf diesem sieht man noch den Krahnen, welcher zur Aufhebung der großen Steine diente. — Das Innere der dem heil. Peter gewidmete Kirche ist unendlich erhaben, und majestätisch. Voll hoher Einfalt wölbt sich himmelan das hohe Chor, von schlanken Säulen getragen. Sie spalten sich am Ende in eine Krone von Aesten, und wölben sich auf gothische Art spitzig zu. — Die Zahl

der Säulen beträgt 100; sie scheinen aus mehrern zu bestehen, die zu einem Schaffte vereinigt sind. Die mittlern haben fast 40 Fuß im Umfange.

Diese Kirche enthielt vor der Ankunft der Franzosen Schätze, die in religiöser und mementallischer Hinsicht unbezahlbar waren. Hinter dem hohen Altar stand in der Capelle der heiligen drei Könige oder der Weisen aus Morgenland, der Sarg, worin ihre Gebeine und die der heiligen Märtyrer Felix, Nabors und Gregors von Spoleto ruhen. Er ist $7\frac{1}{2}$ Schuh lang, und $3\frac{3}{4}$ Schuh hoch und eben so breit, mit vergoldetem Silberblech überzogen, und von getriebener Arbeit mit Diamanten besetzt. Auf der Oeffnung, wo man die Hirnschädel der heil. 3 Könige sah, standen 3 goldene Kronen mit kostbaren Steinen besetzt *). — Nicht viel weniger werth

*) Die Seltenheiten und Kostbarkeiten der heil. Kapelle, die Beschaffenheit des Klosters und Erklärung der 226. daran befindlichen Antiken sind auf Befehl des Kurfürsten Max. Friedrich 1781. besonders beschrieben, und im Kupfer gestochen worden. Diese Beschreibung führt den Titel: Collection des pierres antiques, dont la Caisse des S. S. trois Rois Mages est enrichie dans l'église

war die große Kiste von Gold und Silber mit den Gebeinen des heiligen Engelberts. Die reichen geistlichen Paradeanzüge und Kirchengeräthe wurden in der sogenannten goldenen Kammer verwahrt, welche besser bestellt war, als die Dombibliothek, zu welcher wie zu jener eine Treppe hinauf führte.

Alle diese Herrlichkeiten sind glücklich vor der Ankunft der Franzosen, zum großen Bedauern derselben, weggebracht worden, und befinden sich jetzt wahrscheinlich hinter der preußischen Demarkationslinie, zwar unter ketzerischem Schutz, aber doch sicherer, als unter dem der Kinder der alleinseligmachenden Kirche, wofür unsere Nachbarn sich jetzt wieder erklären.

Der Anblick des Innern vom Dom ist selbst in seiner jetzigen Verwüstung noch groß und ehrwürdig. Das, was ihm wahre Größe giebt, diese kühne Architektur, hat man nicht zerstören können. Mit Inschriften beschmiert und beschmutzt sind die Wände, so weit die Arme reichen konnten; alles umher liegt wüst

---

metropolitaine à Cologne. Gravées après leurs empreintes avec un discours historique analogue par I. P. N. M. V.

untereinander, wie im Dom zu Mainz, aber mein Blick wendet sich unwillkührlich empor, wo die schlanken Säulenäste sich in spitzige Bogen vereinigen, und unaufhaltsam ins Unermeßliche verlängern zu wollen scheinen. Wer kann in diesen erhabenen Hallen weilen, ohne zu ahnden, wohin des Künstlers Phantasie flog, der sie wölbte? — Aus dem Auge des denkenden Wesens, das diese Säulen und dies hohe Chor erblickt, stralt die Größe des herrlichen Tempels zurück.

Jetzt war im Dom Getraide aufgeschüttet, und ein Cöllnischer Nationalgarde stand Schildwache an der Thüre.

Mit ganz andern Empfindungen betritt man die Kirche der heil. Ursula, welche zu dem freiadlichen Damenstift St. Ursula gehört. Hier ist das Begräbniß der heil. Ursula, und die Knochen von den 11000 Jungfrauen, oder vielmehr von einer ungeheuren Menge Menschen, Ochsen, Pferden und Eseln werden hier aufbehalten, die man dafür ausgiebt. Man sieht diese Knochen durch verschiedene Gitter in den Wänden der Kirche und in der goldenen Kammer gleich beim Eingange rechter Hand ihre Köpfe. Wären diese Schädel nicht auf die absurdeste Art mit Sammt und goldenen Tressen und Perlen besetzt, so könnte man sich in

einem osteologischen Cabinet glauben; aber so nützt diese ganze Schädelsammlung zu nichts, als um den craßen köllnischen Aberglauben zu zeigen, wo das gemeine Volk sich für die Wahrheit aller Legenden von der heil. Ursula todtschlagen läßt, und alle diejenigen todtschlägt, welche Zweifel dagegen erheben würden. Besonders hoch werden die Köpfe der heil. Ursula nnd ihres Bräutigams gehalten. — In der nämlichen Schädelkammer ist auch ein Krug zu sehen, aus welchem bei der Hochzeit zu Cana in Galliläa getrunken worden ist. Mein Führer erzählte mir, daß bei der ersten Ankunft der Franzosen er ihn einem General habe füllen müssen, der ihn rein ausgetrunken habe. Dieser Krug, dem Anscheine nach von weißem Marmor, den die Länge der Zeit sehr gelb gemacht hat, kann ohngefähr 5 — 6 Bouteillen Wein enthalten. — Ungleich interessanter waren mir die rund in der Kirche herum angebrachten Gemälde, welche die Geschichte der heil. Ursula darstellen, wie sie aus England abfährt, und endlich mit ihrer großen Gesellschaft auf einem großen Kriegsschiffe bei Cölln anlangt. Seltsam genug führt das Schiff der Ursula die jetzige dreifarbige französische Flagge, welches man, dünkt mich, als eine Weissagung benutzen könnte, um dem Cöllnischen Volke zu beweisen, daß die Herrschaft der Franzosen in ihrer Stadt schon längst dadurch angedeutet worden sey.

Ich übergehe die Menge der übrigen Kirchen, die alle mehr oder weniger im Besitz großer Reichthümer waren, und noch im Besitz vieler Reliquien und Heiligthümer sind, weil sie sich nicht durch eine vorzüglich schöne Bauart auszeichnen. Ich erwähne nur noch des Gereonsstiftes, in dessen Kirche der heil. Gereon mit seinen Soldaten begraben liegt, deren Köpfe in bunten Einfassungen aufgestellt sind, und welche sich durch eine große sehr kühn aufgeführte Kuppel bemerklich macht. Diese Kirche gehört mit zu den schönsten in Kölln. In der Kirche der Minoriten ist Duns Scotus (1308) begraben.

Unter den öffentlichen Gebäuden in Cölln muß ich noch des Rathhauses gedenken. Das marmorne Portal desselben ist wirklich sehr schön. Es besteht aus einer doppelten aufeinander gesetzten Reihe von Arkaden, wovon die unterste von korinthischer, die oberste von römischer Bauart ist, und rührt aus dem sechszehnten Jahrhunderte her. Es befinden sich mehrere Inschriften daran, die auf den römischen Ursprung von Cölln Beziehung haben. Egid. Gelenius, ein Cöllner, hat sie abdrucken lassen. Das Gebäude an sich ist winklicht, und in schlechtem gothischen Geschmack. Ich fand weiter nichts Merkwürdiges darin, als einen mit Hautelisse-Tapeten ausgeschlagenen Saal, welche sehr schön sind. Man

hat Vorhänge darüber gezogen, um sie vor der Luft und Sonne zu schützen. Ob sich die alten Waffenrüstungen noch darin befinden, so wie einige Gemälde, als das jüngste Gericht von Söntgens 1695. gemahlt, verschiedene allegorische Gemälde von Mesquida ꝛc. weiß ich nicht, oder habe sie wenigstens nicht gesehen. Der Thurm des Rathhauses verdient von denen erstiegen zu werden, welche sich einen Begriff von der Lage von Cölln und seiner Größe machen wollen. Dem Rathhause gegenüber an der Mauer des Gebäudes, das ebenfalls noch dazu gehört, hängt eine schwarze Tafel, die mit einem Drathgitter überzogen ist, und unter diesem die neuen Verordnungen, Ankündigungen und Heirathsproclamationen. Nach der neuen Verfassung haben sich nämlich diejenigen, welche sich verheirathen wollen, auf der Municipalität zu melden; ihre Namen werden unter Trommelschlag von einem Gemeindebeamten vorgelesen, und hängen dann hier acht Tage öffentlich aus; nach dieser Zeit werden sie, wenn kein Einspruch geschieht, in die Bürgerlisten eingeschrieben, und ihre Heirath ist bürgerlich anerkannt, und würde nun weiter keiner Sanction bedürfen, wenn nicht, besonders die Frauenzimmer, es für sicherer hielten, sich auch noch von einem Geistlichen förmlich copuliren zu lassen. Wenn eins nicht hält, denken sie, so dauert doch vermuthlich das andere.

Cölln hat drei große öffentliche Plätze, den Neumarkt, den Heumarkt und Altenmarkt. Der erstere ist sehr groß und regelmäßig, und mit Lindenbäumen bepflanzt. Man benutzt ihn indessen sehr wenig zum Spaziergange, obgleich man glauben sollte, daß der weite Weg vor die Thore, die einförmige Gegend um die Stadt, und das Umständliche über den Rhein nach Deutz zu gehen, das Publikum hierher ziehen müßte. Ich bin oft Stunden lang hier einsam herum gegangen. Nur das Militair macht ihn zuweilen lebhaft, das hier manchmal seine Waffenübungen hält. Neben dem von Linden eingefaßten Quadrat war sonst noch ein leerer Platz, den der B. Klöcker, ein Mitglied der Municipalität, mit Akazien und andern schnell wachsenden Hölzern hat besetzen lassen, worin auch ein kleines Monument der zu Rastadt ermordeten französischen Gesandten mit einer Inschrift steht. Die öffentliche Meinung und der Pöbel muß sehr unzufrieden mit diesem Denkmal seyn, denn ich fand die Urne immer wieder von dem Postument heruntergestürzt, wenn sie auch wenige Tage vorher wieder aufgestellt worden war. Uebrigens ist diese kleine Anpflanzung recht artig und nützlich.

Auf diesem Platze stehet das Gasthaus zur Stadt Prag, das ich nächst dem kaiserlichen Hofe in der breiten Straße, als

eins der besten in Cölln empfehlen kann. Die weißen hölzernen Pferde, welche ehedem zum Andenken einer aus dem Grabe wieder auferstandenen Frau zum Fenster des Bodens hinaus sahen, sind jetzt nicht mehr da.

Der Heumarkt und der Altemarkt im untern Theile der Stadt, sind durch eine kleine Straße mit einander verbunden. Ihr Anblick ist freundlicher und heiterer, als der des Neumarkts, und die sie umgebenden Häuser zeichnen sich größtentheils durch ihre bessere Bauart und ein wohlhabenderes Ansehen von denen übrigen in Cölln aus. Ich würde am liebsten auf einem dieser Plätze in Cölln wohnen, die noch die Bequemlichkeit haben, daß man nicht weit an den Rhein hat. Indessen sind die Gassen, die dahin führen, so sehr enge, daß man z. B. in der Marktmannsgasse Gefahr läuft, von der Axe eines entgegenfahrenden Karrens zerquetscht zu werden, wenn man sich an die Seite stellt. Mehr oder minder von ähnlicher Beschaffenheit sind alle Straßen in der Gegend am Rhein. Man ist herzlich froh, wenn man durch diese engen Löcher hindurch ist, und sich nun in der freien heitern Luft am Rheine befindet.

Unter allen rheinischen Städten ist hier am Ufer und am Hafen von Cölln das meiste Leben und die größte Betriebsamkeit. Dieses

dem Beobachter so interessante Getümmel, das man nur in großen Handelsstädten sieht, ist freilich nur noch ein Schatten des ehemaligen vor dem Kriege. Damals war der hiesige Speditionshandel wirklich bedeutend, wenn er gleich schon sehr gesunken war, und dem Handel überhaupt nicht beikam, den Cölln im Mittelalter als ein Mitglied des hanseatischen Bundes trieb. Aber seine Stapelgerechtigkeit, zufolge welcher alle vom Oberrhein und eben so die vom Niederrhein und aus Holland kommenden Schiffe hier umladen mußten, brachte doch eine Thätigkeit hier zu wege, die man nirgends am Rheine so fand. Aber dieser Krieg, der zernichtete Handel von Holland, die gestörte Schiffahrt, der Waarenzug von Hamburg nach dem südlichen Teutschlande und der Schweiz, und die Mauth haben der Handlung von Cölln einen harten Stoß gegeben. Sie ist nicht mehr zur Hälfte das, was sie ehemals war, und kann bei der jetzigen Lage der Dinge wohl auch sobald nicht besser werden.

Indessen bin ich doch gern hier am Ufer, und sehe der Geschäftigkeit zu, die hier nur im verminderten Grade herrscht. Das Auf- und Abladen, das Wegführen der Waaren und der verschiedene Spekulationsgeist, der sich auf so vielen Gesichtern mahlt, sind sehr unterhaltend. Hier stößt ein holländischer Schiffsknecht hastig

alle Flüche seiner Sprache gegen einen köllnischen Lastträger aus, der ihm eben nicht im zierlichsten Teutsch antwortet, dort balgen sich ein paar Schiffsjungen, hier streitet sich der Spediteur mit dem gravitätischen Schiffer, der mit der langen Pfeife auf dem Verdecke spazieren geht, dort nahet sich devot ein Bettler, und spricht um Allmosen an; hier suchen ein paar Kinder mit kleinen Salzsäcken bei dem auf wichtigere Dinge lauschenden Zollbedienten vorbei in das Thor zu kommen, und dort rudern, vom Mauthbeamten verfolgt, eilends ein paar köllnische Schiffer vom Ufer hinweg, wo sie eben eine Ladung Contrebande auszuladen gedachten. Die ankommende und abgehende fliegende Brücke, die eben so beschaffen ist, als die zu Coblenz, vermehren das Gedränge und das Lermen der Menge. Man kann dieses Getümmel sehr gut übersehen, wenn man sich eine Stunde in den großen Rheinberg ans Fenster setzt. Dieses Gasthaus liegt hier sehr schön am Ufer. Man hat den Fluß und den Hafen vor sich, und gegenüber Deuz, ein pfälzisches Städtchen. Etwas weiter oben am Ufer liegt noch ein anderes Gasthaus, der heilige Geist.

Für den müßiggängerischen köllnischen Pöbel, der ehedem vor den Klöstern bettelte, die ihm jetzt nicht viel mehr geben können, und keine Lust zu anhaltender Arbeit hat, konnte

wirklich keine bessere Beschäftigung erdacht werden, als daß man ihm Gelegenheit gab, Contrebande zu treiben, oder zu smuggeln, wie man es hier nennt. Dies Geschäft treibt er denn nun auch mit aller Anstrengung seiner physischen und Geisteskräfte. Man sieht den ganzen Tag über kleine Kähne oder Nachen von einem Ufer zum andern fahren, um Waaren auf der teuschen Seite zu holen, und sie hier einzuführen. Sie legen sich so lange an die Schiffe an, bis sie einen glücklichen Augenblick finden, ihre kleine Ladung, aus Päckchen und Ballen bestehend, ans Land zu bringen, was ihnen denn auch meistens glückt. Mehrere Jungen und Mädchen fahren täglich 12 und mehreremal mit der fliegenden Brücke nach Deutz um einige Carotten zu Schnupftabak jedesmal herüber zu holen, die sie auf mancherlei Art einzubringen suchen. Die Mädchen und Weiber haben sie unter ihren Röcken an Hacken hängen, oder verbergen sie auf andere Art. Die Dreistigkeit, mit welcher diese Leute ihre Geschäfte treiben, ist wirklich sehr groß. So sah ich am Tage einen Kerl wohl zwanzig große Carotten in das offen stehende Fenster eines Hauses am Rhein werfen, aus dem er sie dann wieder abholte. Die umstehenden Leute sahen mit vieler Theilnahme an dem glücklichen Erfolge diesem Geschäfte zu, als ein, durch den Zulauf des Volks aufmerksam gewor-

dener Zollaufseher es gewahr wurde, aber zu spät, um es zu verhindern, doch früh genug, um von der Menge ausgelacht werden, was er dann schon gewohnt ist. An einer solchen eingebrachten Carotte verdient ein Smuggler 4 bis 5 Stüber (ohngefähr 6 kr.); genug für diese Leute, um alles zu wagen. Andere Jungen und Mädchen bringen Salz in kleinen Säcken ein, das ebenfalls unter die mit einer hohen Impost belegten Artikel gehört. Andere tragen Weizen aus der Stadt, und führen ihn nach Deutz. Hier lassen sie sich dann wieder den Leib mit Spitzen, Leinwand oder Cattun unwickeln, worüber sie ihre Kleidung anziehen, und so herein gehen. Kurz der Mittel und Wege sind unzähliche, deren man sich bedient, um verbotene Waaren einzubringen. Ganz Deutz ist voller Magazine mit verbotenen oder hoch zu verzollenden Waaren, und diese werden dann gelegentlich herüber gebracht.

Nirgends am Rhein hat die Einführung der Mauth schauderhaftere Auftritte hervorgebracht, als hier am Niederrhein, wo der wilde unbändige Pöbel und die rohen Schiffer weit weniger zur Unterwürfigkeit geneigt sind, als weiter oben das gutmüthige Volk bei Mainz und im Rheingau. Die Stadt Cölln ist, wie man mir sagte, einige hunderttausend Franken Strafgelder für todtgeschlagene Douane-Commis schuldig, die sie wohl so bald nicht bezahlen wird.

Es giebt wenige Tage in Cölln, wo man nicht von einer Rauferei zwischen den Aufpassern und Contrebandiers hört, und fast in jeder Stunde des Tags hört man Schüsse fallen, welche von den am Ufer laurenden Douanier's auf vorbei fahrende Fahrzeuge geschehen, die nicht anlanden wollen, wenn sie es verlangen. Die Tribunäle in Cölln haben eine stete Beschäftigung mit diesen Händeln. Sehr oft hörte ich hier die Zollbedienten verurtheilen, die gar zu geneigt sind, ihre Vollmachten und Gewalt zu überschreiten, und daher ganz nach der äußersten Strenge der Gesetze behandelt zu werden verdienen. Es ist bei alle dem wahr, daß dieses so lästige Mauthwesen, das so viel Menschen zu Verbrechern macht, und eine ohnehin sehr unmoralische Menschenklasse noch mehr corrumpirt, keinesweges den beabsichtigten Zweck erreicht. Sehr einsichtsvolle Kaufleute am linken Rheinufer, die wirklich der jetzigen Regierung zugethan sind, behaupten geradezu, daß das französische Zollwesen auf ganz falschen cameralistischen Grundsätzen beruhe. Mehrere im Zolltarif außerordentlich hoch angesetzte Waaren sind ein unumgängliches Bedürfniß für Frankreich. Also müßen sie von Außen eingeführt werden; aber sie heimlich durch Bestechung einzubringen, ist noch immer viel wohlfeiler, so viel es auch kostet, als auf dem geraden Wege durch Bezahlung des Einfuhrszolles. Würde man diesen herabsetzen, so wäre es

nicht weiter der Mühe werth, sie durch Schleich-händel hinein zu bringen, und der Staat würde den Zoll einnehmen, den er jetzt nicht erhält. Eine andere Folge dieser Einrichtung ist die Zerstöruug des Handels auf Kosten einiger Fabriken. Aber ist denn wohl eine armselige Fabrik, in welcher kümmerlich ein paar Dutzend Menschen ernährt werden, in Paralele zu setzen mit dem Flor von einem halben Hundert Handelshäusern, die weit mehr Menschen erhalten, und haben diese nicht eben die Ansprüche auf die Begünstigung der Fortdauer ihres Wohlstandes, als eine Fabrik, die noch im Werden ist?

Ueberhaupt glaube ich, daß alle Commerzialgesetze, die ein Staat giebt, wenig geeigenschaftet sind, Handel und Kunstfleiß hervorzubringen. Diesen bewürken Zeitumstände, die Lage, und das Genie der Einwohner des Landes. Der Mensch denkt selbst auf Industriezweige, die ihn ernähren und bereichern können, und Gesetze darüber legen seinem Nachdenken und dem Fluge seines Geistes nur Fesseln an. Ein Beweis davon ist das Herzogthum Berg, das ohne alle Handelsgesetze ist; die Regierung that hier weder etwas dafür noch dawider, aber das Genie der Einwohner dieses wahrhaft interessanten Landes schuf dort jene großen Manufakturen und Fabriken, die in Teutschland wohl wenige ihres Gleichen ha-

ben. — Und dann hat jedes Land gewisse eigenthümliche Produkte und Fabrikate, die in dem andern schwerlich so nachgeahmt werden können, als man es zur Absicht hat. So wird Frankreich immer bessere und wohlfeilere Seidenzeuge liefern, als England, möge man hier auch noch so streng ihre Einfuhr verbieten, und die innländischen begünstigen; in England wird man besseres Leder, bessere Stahlwaaren u. dgl. machen, als in Frankreich. Wir werden immer Battist aus Flandern, Leinwand aus Schlesien und Holland, und Spielsachen ans Nürnberg wohlfeiler und besser kaufen, als die schlechten Nachahmungen dieser Waaren aus andern Ländern. — Es scheint mir mit den Waarenverboten in Frankreich ganz die nämliche Bewandniß zu haben, als mit denen in Oesterreich. „Die Nation muß, sagt Küttner *), eine Menge Artikel theurer bezahlen, als sie solche aus dem Auslande ziehen könnte, und die Fabrikanten und gewisse Kaufleute werden dadurch zu Monopolisten. Aber, sagt man, dafür bleibt auch das Geld im Lande! Freilich bleibt es im Lande; es wird aber auch auf der andern Seite keines hereingebracht. Wer alles machen will, macht alles nur mittelmäßig. — — Der Fabrikant weiß auf der

*) s. Reise durch Teutschland, Dänemark ꝛc. 3. Th. S. 176.

einen Seite, daß er sich in den meisten Artikeln an keine ausländische Concurrenz wagen darf, und daß ihm auf der andern ein gewisser Absatz allemal gesichert ist, weil seine Landsleute seine Waaren nehmen müßen; und so geht er seinen alten Gang fort, denkt wenig an Verbesserung und Unternehmungen im Großen, und liefert seinen Landsleuten eine verhältnißmäßig zu theure Waare, ohne selbst dabei eben reich zu werden."

Die großen holländischen Schiffe, welche nur bis Cölln fahren, und hier am Ufer liegen, verdienen von denen genauer betrachtet zu werden, die noch keine größeren Fahrzeuge sahen. Sie sind außer ihrer Größe noch ganz verschieden in ihrer Bauart von den oberländischen Rheinschiffen, und zeichnen sich besonders durch die darauf herrschende Ordnung, Nettigkeit und hohe Reinlichkeit aus. Die Zimmer der Cajüte kann man selbst elegant nennen. Ein solches Schiff kann 2000 bis 2500 Centner Ladung führen, an welches man noch ein kleineres Schiff von 1000 Centner hängt, welches der Anhang heißt.

Wenn man unmittelbar aus Sachsen oder Schwaben nach Cölln kömmt, dessen Einwohner doch so gut teutscher Nation sind, als jene, so sollte man glauben, man wäre in ein ganz fremdes Land versetzt worden. Sprache, Sitten,

Kleidung und die Nationalphysiognomie der Einwohner sehen ganz, wie die eines fremden Volkes aus. Diese litaneyähnliche singende Sprache, dieses abscheuliche köllnische Rothwelsch des gemeinen Volks ist, glaube ich, unverständlicher, als irgend ein anderer teutscher Dialekt, und zu diesen passen ganz die stieren Augen, die hochgestirnten krumnasigten Köpfe und aufgeworfenen Lippen des Pöbels dieser Stadt, in dessen Gesichtern sich eine wilde Rusticität, Bigotterie, und eine reichsstädtische Selbstgenügsamkeit mahlen, die noch ein Denkmal der vorigen Regierung sind.

Um das köllnische Volk genau zu beobachten, muß man es an öffentlichen Orten sehen, wo es sich nach seiner Weise belustigt. An allen Sonn- und Festtägen der katholischen Kirche, welche noch immer hier heilig gehalten und gefeiert werden, betrinkt es sich in Wein- und Bierhäusern, in Gärten und auf Kegelbahnen, tanzt, spielt und prügelt sich, so daß es das lebendigste Gemälde unserer Ahnen, der alten Teutschen und Scythen vorstellen kann. In seiner ganzen wilden Freude zeigte es sich am Carneval (1800), dessen Feier seit der Ankunft der Franzosen in diesem Lande zum erstenmal wieder erlaubt war. Alle Wirthshäuser ertönten von Musik und Gläserklang und dem Brüllen und Jauchzen des besoffenen Pö-

bels. Er trieb sich bei Tage zu Pferde und zu Wagen auf den Straßen in scheuslichen Masken und Abends auf den Maskeraden herum. Allein an diesen maskirten Personen beiderlei Geschlechts konnte man sehen, auf welcher niedrigen Stufe von Bildung und Geschmack das Volk von Cölln noch stehet. Es hat nur Sinn für das Abgeschmackte, Häßliche und Groteske. Der Verschönerungstrieb, der sonst jedem Menschen so eigen ist, war hier nirgends zu erblicken. Auf keiner einzigen der vielen Maskeraden sahe ich eine schöne Maske, eine veredelte Gestalt. Wenn man in Berlin, Gotha, Weimar und manchen kleinern sächsischen Provinzialstadt, hier eine Hebe, eine Psyche oder eine Diana, dort eine Ceres, einen schönen Türken und Perser, eine reizende Bäuerin oder einen schlanken Jäger antrift, so sieht man dagegen hier nichts als Fuhrleute mit schmutzigen Kitteln mit verzerrten Larven und lang herunter hängenden Haaren von Werg oder Flachs, Bauern in schmutziger, plumper Tracht, häßliche Nonnen, schmierige Caminfeger und altväterisch gekleidete Weiber. In diesem von Tabak, Punsch und Ausdünstungen duftenden Tumult trieb sich der Pöbel aller Classen mit Entzücken herum, und wenn er dann spät am Morgen durch die schmutzigen finstern Gassen besoffen nach Hause taumelte, so war er zufrieden, denn nun hatte er sich doch einmal wieder nach seiner Weise recht lustig gemacht.

Daß dieses Volk so wild und unbändig, so dumm und fanatisch ist, kann nur eine Folge seiner ehemaligen Verfassung seyn; Jahrhunderte lang hatten sich Patrizier und Pfaffen verschworen, es in Aberglauben und Unwissenheit zu erhalt n, um, wie sie wähnten, es desto besser zu zügeln. Ein Heer von Mönchen unterdrückte alle Geistesfreiheit, alle Lektüre, alles Studium, außer das der Ascetik. Die Buchhandlungen führten nur die unsinnigsten Gebetbücher, und der päbstliche Nuntius wachte mit Strenge, daß sich keine Schrift einschleiche, welche die moralische Finsterniß, die über Cölln schwebte, hätte aufhellen können. Die Unwissenheit der hiesigen Pfaffen selbst hielt immer gleichen Schritt mit ihrer Arroganz. Noch jetzt wissen sie nichts anderes auf die Canzel zu bringen, als Legenden und heilige Mährchen der abgeschmacktesten Art; noch jetzt führen sie das Volk zu jener mechanischen Andacht an, die man hier täglich von tausenden sieht. Sie nähren den Haß gegen die neue Verfassung im Stillen, mit der freilich das Volk keine große Ursache hat, sehr zufrieden zu seyn, da sich räuberische Verwaltungen in seine Habe theilten, aber die Franzosen hätten dies Land in ein Paradies umschaffen können, und man würde sie als infame Ketzer verflucht haben, weil man glaubte, daß der Umsturz eines hölzernen Crucifixes am Wege nichts anders, als der Umsturz der Religion selbst sei.

Das Bettelwesen, das bekanntlich ehemals an Größe seines Gleichen in Teuschland nicht hatte, hat seit der Zeit der Anwesenheit der Franzosen sehr abgenommen, nicht etwa, weil man Armenhäuser angelegt, und den Bettlern Beschäftigung gegeben hätte, sondern weil der Reichthum der Klöster vernichtet worden ist, die nun keine Suppe mehr austheilen können. Statt dessen haben sie sich nun, wie schon gesagt, den Schleichhandel zum Geschäft gemacht. Indessen findet man noch täglich zu jeder Zeit und an jeder Kirchenthür, so wie an gewissen Plätzen auf der Straße immer die nämlichen Bettler wieder, die sie nicht verlassen. Einer derselben, ein ganz rüstiger Mensch, ist mir immer gegenwärtig; er saß stets an der Ecke der Straße, wenn man vom Heumarkt an den Rhein gehet, und hat mich mehreremal mit vielem Anstande versichert, daß er meiner bei dem heiligen Maternus im Besten gedacht habe, und noch denken werde, es versteht sich, wenn ich fortfahren würde, ihm ein Allmosen zu geben. Der heil. Maternus scheint überhaupt die erste Rolle unter den köllnischen Heiligen zu spielen, wie er denn auch wirklich in dieser Gegend zuerst das Christenthum gepredigt haben soll.

Bei diesem Mönchswesen und der mechanischen Ausübung von Kirchengebräuchen be-

steht hier eine Liederlichkeit und Ausgelassenheit, die ohne Grenzen ist. Am ganzen Rhein fand und findet man noch jetzt keinen Ort, wo so viele Freudenmädchen und Bordells wären, als hier. Die Fackeljungen, die man Abends auf den Straßen trift, um für eine Kleinigkeit dem Fremden zu leuchten, kennen sie alle, und erbieten sich, ihn zu ihnen führen. Ihre große Anzahl und ihr schlechter Gesundheitszustand hat kürzlich (im Sommer 1801) eine Einrichtung veranlaßt, die zu sehr vielen Spöttereien Anlaß gegeben hat. Der Kriegsminister hatte nämlich befohlen, daß bei der Rückkehr der Truppen auf den Boden der Republik Maasregeln genommen werden sollten, sowohl um deren Gesundheitszustand selbst zu untersuchen, als auch den der die Armee begleitenden Weiber und der öffentlichen Mädchen bei derselben. Dieser Beschluß veranlaßte die Polizei von Cölln die Freudenmädchen zusammenkommen zu lassen, und zu untersuchen, ob sie nicht venerisch angesteckt seyen? Dies geschah, und nun erhielt jedes öffentliche Mädchen von der Polizei eine Gesundheits-Karte, (Carte de santé). Der Rarität wegen, und da diese neue Maasregel wirklich bekannt zu werden verdient, und von dem köllnischen Erfindungsgeiste einen hohen Begriff erweckt, theile ich hierbei eine genaue Beschreibung einer solchen Gesundheitskarte und eine Abschrift ihres Inhalts mit. — Besagte

Karte ist nämlich auf feuerfarbenes Papier, wie der Umschlag des Weimarschen Modejournals gedruckt, und mit einer geschmackvollen Einfassung verziert. Darauf stehet folgendes:

Police de Cologne	Carte de santé	Nro. du Registre.

La nommée — — — —
demeurant rue — Nr. — agée de — ans cheveux et sourcils, — yeux —, a obtenue la présente d'apres la visite de ce jour; valable pour une Decade.
Au Bureau de Police de Cologne
an de la Rep.

(Police Medicinale)

Officier
de Santé. Adjoint du Maire.

Die Rückseite dieser Gesundheits-Karte ist in 9 Felder für eben so viele Dekaden abgetheilt, über deren jeder steht: Renouvellé pour une Decade. Le — an — Nach wieder vorgenommer Untersuchung des Gesundheitszustandes der Inhaberinn am Ende der Dekade, wird dann in das leere Feld der Name des Untersuchers geschrieben, und dieselbe ist dann schuldig auf Erfordern dem Liebhaber ihrer Waare diesen Beweis ihres Wohlbefindens vor Augen zu legen.

Hat man denn wirklich denken können, durch diese Einrichtung dem Uebel der venerischen Ansteckung zu begegnen, und die jungen Leute davor zu bewahren? Ich würde es nicht glauben, daß man würklich eine solche Karte hätte drucken lassen können, wenn ich sie nicht vor Augen hätte. Außer den Schwierigkeiten, diese ganz zwecklose und unzureichende Einrichtung fortdauern zu lassen, war sie ein Eingriff in die bürgerliche Freiheit des Menschen, und dies hat auch den Directeur de Jury in Kölln bewogen, sich der wiederholten Untersuchung zu widersetzen, die eine willkührliche Maasregel der Polizei war, welche sie nach einer falschen Auslegung des Beschlusses vom Kriegsminister unternommen hatte.

Auch unter der gemeinen Klasse der bürgerlichen Weiber scheint hier mehr, als anderswo, der Geist der Ausgelassenheit und Liederlichkeit überhand zu nehmen, wovon man bei den gerichtlichen Verhandlungen in den Tribunälen oft sattsame Beweise erhält, wenn bei Streitigkeiten zwischen Nachbarn und Bekannten die Erbitterung die Zunge löset, und sich Vorwürfe über Vorwürfe häufen, die sehr zur Belustigung des anwesenden Publikums dienen, und es oft selbst den ernsthaften Richtern unmöglich machen, ernsthaft zu bleiben. Die katholische Religion hat für alle Sünden dieser Art leichte Vergebung, und des Pfarrers Absolution macht

alles wieder gut, und beruhigt das Gewissen, wenn es ja erwacht seyn sollte. — Uebrigens stehet hier selbst der vornehmere Theil des weiblichen Geschlechts in Eleganz und modischer Kleidung den Damen in Coblenz und Mainz weit nach. Die Frauenzimmer haben hier im Ganzen genommen weder die Tournüre noch den neumodischen französischen Pli, den die oberrheinischen Frauenzimmer sich schon fast ganz zu eigen gemacht haben. Indessen leugne ich nicht, daß es unter den köllnischen Schönen sehr rühmliche Ausnahmen gebe, die auf alle Weise selbst mit einer veritablen Pariserin wetteifern können. — Auch der größere Theil des männlichen Geschlechts ist in seiner Kleidung noch sehr weit in dem neumodischen Costum der jetzigen Modeherren zurück. Zwar läßt sich zum Beweise, daß man doch auch in Cölln Geschmack habe, hier und da ein junger Incroyable mit einem kurzen krummen Prügel, weiten Altenburger Bauernhosen, einer Weste, wie die Halsbinde breit, und mit ins Gesicht gestrichenen Haaren blicken, aber das Häuflein dieser Gerechten ist sehr klein, und wie weiße Schwalben unter Krähen, wenn man dagegen die Zahl der Herren sieht, die sich noch nicht à la hauteur du gout et des modes haben aufschwingen können, sondern noch immer die vormaligen Moden beibehalten. — Die gemeinen Bürger und Handwerksleute in Kölln gehen weder so gut noch so mo-

dern und anständig gekleidet, als man es in mehreren, selbst kleinern teutschen Städten zu sehen gewohnt ist. Ich sahe eine große Anzahl dieser Bürger beim französischen Neujahrsfest am 23. Sept. v. J. (1800) in Parade, und ob gleich hier bei weitem die geringere Klasse nur aufzog, da sich der vornehmere Bürger diesem Feste entzieht, so war doch der Unterschied auffallend.

Die Feier dieses Festes hat mir einen sehr unterhaltenden Tag verschafft, ob es gleich nichts weniger als prächtig und imponirend war. Mein längerer Aufenthalt in den vier neuen Departements hatte meine Erwartung schon um vieles herabgestimmt, und mich schon im Voraus überzeugt, daß bei einem so ohne alle Theilnahme des größern und bessern Theils des Publikums gefeierten Feste wenig Freude seyn könnte. Ich kam eben am Vorabend desselben an. Schon in Bonn reizte mich ein Vorfall, der auf dasselbe Bezug hatte, zum Lachen. Mein bisheriger Reisegefährte war ein Offizier von der neuen Legion der Nordfranken, dem ein Detaschement von 100 Mann seines Corps von Coblenz nach Bonn gefolgt war, das bei der gänzlichen Abwesenheit alles Militairs in dieser Stadt bei dem Feste auf Befehl des zu Coblenz commandirenden Generals paradiren und feuern sollte. Er führte zu dem Ende einen Tornister voll Patronen bei sich. Auf dem

Markte zu Bonn trafen wir schon das auch eben angekommene Detaschement an, das hungrig und ermüdet da stand, und einen Offizier in seiner Mitte hatte, der das Fest und Bonn und alle Anstalten dazu von Herzen verfluchte. Wir stiegen aus, und er erzählte nun mit großer Heftigkeit seinen Cameraden, daß der hiesige Unterpräfekt gar nichts von Soldaten wissen wolle, daß er sie nicht verlangt habe, und daß er nun nicht wisse, was er hier machen solle? Er habe noch nichts gegessen, als ein Stück Schinken, und in diesem verfluchten Pfaffenneste, wie er sich ausdrückte, erhalte er von niemand etwas. Mein Reisegefährte ließ ihn toben, nnd gieng mit mir in das schöne Wirthshaus zum kais. Hof, wo wir bei einem vortreflichen Mittagsmahl uns sehr wohl befanden, und ich nicht unterlassen konnte, meine Bemerkungen gegen den ehrlichen Elsaßer zu machen, wie man denken könne, mit diesen aus allen Völkern der Erde zusammengerafften übelgekleideten Soldaten Parade zu machen. Er lachte selbst mit, und versicherte mich, daß er ebenfalls wenig von dem Feste erwarte.

Mit diesen geringen Vorstellungen von dem, was ich sehen würde, kam ich in Cölln an, und sie wurden wirklich nicht übertroffen. Am letzten Abend des 8ten Jahrs war ein Conzert zum Besten der Armen, und das

Läuten der Glocken und einige Canonenschüsse kündigten das Fest an. Des folgenden Morgens um 6 Uhr und um 9 Uhr wurde wieder geläutet und geschossen, und die Nationalgarde aus 4 bis 500 Bürgern bestehend, versammelte sich in dem Hofe des Gemeindehauses, in welchen sich nach und nach die verschiedenen Autoritäten einfanden. Wer in Teutschland die sogenannten Schützencompagnieen mit ihren verrosteten Flinten und Säbeln je hat aufziehen sehen, kann sich einen sehr deutlichen Begriff von dieser Nationalgarde machen, unter welchen sich, wie schon gesagt, nur wenig wohlgekleidete Bürger befanden. Aber überall sah man die köllnische Nationalphysigionomie, den stieren, katholischen Blick, und überall hörte man diesen köllnischen Dialekt, den unangenehmsten, den man weit und breit finden kann. Während die Nationalgarden hier meistens mit der Tabakspfeife standen, kamen nach und nach verschiedene Glieder der Verwaltungen an, die von einigen in der Vorhalle des Gemeindehauses sich befindenden Musikanten mit Trompeten und Pauken empfangen wurden. Sie giengen durch das versammelte Volk, ohne daß nur einer aus diesen den Hut abgenommen hätte. Endlich erschien der neue Unterpräfekt des Roerdepartements Bgr. Sybertz, ein schöner junger Mann in einem blauen Kleide mit Silber gestickt,

den die damals noch bestehende Municipalität im Wagen hatte abhohlen lassen. Nachdem noch die Musici der Nationalgarde einige republikanische Lieder gespielt hatten, und einige Kanonen abgefeuert worden waren, ordnete sich der Zug um sich nach dem Dekadentempel oder der ehemaligen Jesuiterkirche zu begeben. Ein Detaschements Gensd'armes zu Pferde eröffnete den Zug. Hierauf folgte ein Detaschement der Nationalgarde mit Musik und einer dreifarbigen Fahne, darauf der General Daurier, Commandant des Roerdepartements, mit seinem Adjutanten, die Offiziere der Gensd'armermerie und andere hier befindliche Offiziers. In der Mitte des Zugs fuhren zwei Kanonen von den bürgerlichen Kanoniers begleitet. Ein zweiter Zug mit Musik schloß die Civilautoritäten ein. Es waren der Unterpräfekt, der Präsident der Municipalität Simons, ein gewesener Arzt, die Richter und die andern Mitglieder der Tribunäle, die Commissaire der Regierung und alle übrige öffentliche Beamten in ihrem schwarzen Costum mit dreifarbigen Bändern geschmückt. So begab sich der Zug nach dem Dekadentempel. Die Civil- und Militairbeamten stellten sich hier auf die Erhöhung, wo ehemals der Hochaltar sich befand, zu beiden Seiten des Altars des Vaterlandes, neben welchen in antik geformten Gefäßen Weyhrauch brannte. Das Volk begab

sich lärmend in den Tempel, sprang auf Bänke und Stühle, und zeigte überhaupt nicht das mindeste Gefühl von Anstand und Würde. Eine Symphonie begann, nach deren Beendigung der Präfect eine Rede ablas, von deren Inhalt ich, des unaufhörlichen Geräusches wegen, nicht ein Wort verstand, ob ich gleich sehr nahe war. Er beschloß mit dem Ausruf: Vive la Republique! der von den öffentlichen Beamten wiederholt wurde, ohne daß irgend ein anderer Mensch es gerufen hätte. Nur die Pauken und Trompeten wirbelten auf ein gegegebenes Zeichen dazu. Nach ihm hielt der Präsident der Municipalität eine Rede, die ebenfalls nicht gehört wurde, und eben so mit dem Ausruf: es lebe die Republik! endete. Ihm folgte B. Kramp, Professor der Centralschule, der die Namen derjenigen Schüler ablas, welche sich durch ihre Aufführung und ihr Fortschreiten in Kenntnissen in dem verflossenen Schuljahre ausgezeichnet hatten. Mit diesen Reden wechselten Chöre von Vocal- und Instrumentalmusik ab, wobei einige Frauenzimmer das Marseiller Lied sangen.

Die ganze Handlung in diesem Tempel, in dem die Statuen des Herkules, der Freiheit und einige andere auf Bretter gemahlt, seltsam genug gegen die Heiligenbilder an den Wänden abstachen, trug nichts weniger, als

das Gepräge der Freude und Theilnahme des Volks. Selbst einige öffentliche Beamten schienen es langweilig zu finden, und sehnten sich ohne Zweifel nach dem Ende dieser nicht durch die öffentliche Freude geheiligten Feierlichkeit. Möchten die Reden des Präfecten und der übrigen eines Cicero und Demosthenes würdig gewesen seyn, sie würden dies gemeine Volk nicht zur Stille vermögen, wenn ein schmutziger Kapuziner, der in diesem Augenblick hereingetreten wäre, und von den Wundern des heil. Franziskus und Maternus gesprochen hätte, es im Augenblick dahin gebracht haben würde, auf die Kniee zu fallen, und mit dummen Staunen seine Albernheiten anzuhören.

Aus dem Dekadentempel begab sich der Zug in derselben Ordnung nach dem großen Platz auf dem Neumarkte, wo die Nationalgarde mehrere Salven aus dem kleinen Gewehre gab, mit welchen das Feuern der Kanonen abwechselte. Jene Salven aus dem kleinen Gewehr waren nichts weniger, als imposant, da manche Flinten lange vor oder nach dem Commando losgiengen. Daß durch Unvorsichtigkeit und Mangel an Kenntniß kein Unglück geschah, war Wunder genug.

So endete sich die öffentliche Feier der Gründung der Republik um 1 Uhr Nachmittags, worauf sich die Beamten zu einem Gast-

mahl begaben, das im kaiserl. Hof für sie bereitet war.

Für den Abend dieses Tages war von der hier befindlichen französischen Schauspielergesellschaft zu seiner „Verherrlichung" wie auf der Ankündigung stand, ein Stück angezeigt, welches den Titel: die Schlacht von Marengo oder Desaix's Tod führte. Begierig die Darstellung einer Begebenheit zu sehen, die Epoche in der Geschichte der Welt macht, eilte ich hinein, und mißmuthig verlies ich das Haus wieder am Ende der Aufführung, die ich vor Ungeduld kaum erwarten konnte. Eckel und Mitleiden ergriff mich bei dem Anblick dieser Decorationen, dieser Heere von 12 Mann, dieser Tänze und Musik, und ich hätte mein Ohr verstopfen mögen, um diese Tiraden und Sentenzen nicht zu hören, die Buonaparte, Melas und Zach alle Augenblicke von sich hören ließen. Jämmerlicher sah ich nie etwas. Das Stück war besonders zu diesem Tage verfertigt worden. Aber es war wirklich unter aller Critik. Es ist schon ein Misgriff, sagt darüber ein Cöllnischer Schriftsteller *), wenn ein dramatischer Dichter große Begebenheiten, die erst vor kurzem geschahen, auf die Bühne bringen will. War die Be-

*) Im Beobachter Nro. 346. den 4. Vend. 9.

gebenheit groß und neu, dann verliert die Vorstellung derselben, die natürlicherweise immer tief unter der Würklichkeit steht, schon viel durch die bloße Vergleichung mit dieser, und der Begriff von einer Begebenheit wird immer eher vermindert als erhöht werden. Was groß und erhaben ist, erscheint klein und armselig, was ernst ist, wird lächerlich.

Diese Fehler, die der Herausgeber des Beobachters auf die angezeigte Art mit vieler Einsicht und Ausführlichkeit rügt, hat der Verfasser von Desaix's Tod auf keine Weise vermieden. Der Vorhang geht auf, und man erblickt 12 bis 15 Soldaten, in eine unbekannte Uniform höchst armselig gekleidet, welche die kaiserliche Armee vorstellen sollen. Ein Tambour trommelt unaufhörlich vor ihnen her, während sie einigemal auf dem kleinen Theater hin und her marschiren. Man konnte wirklich nichts elenderes sehen, als diese sogenannte Armee, welche schwarze papierne Münzen trug, und blau oder grün gekleidet war, welches man nicht genau unterscheiden konnte. Nach diesen Evolutionen kamen einige Bauern und Bäuerinnen aus der Gegend von Marengo, die sich über die Kriegsvorfälle unterreden. Der eine erzählt dem andern, daß der große Bonaparte über den großen St. Bernhardsberg gegangen sey, welches der andere nicht glauben will, weil sein Hr. Pfarrer gesagt habe, daß

es nicht wahr sey. Der Erzähler dieser Neuigkeit verwirft den Hrn. Pfarrer als einen unglaubwürdigen Mann, weil er die Franzosen nicht liebe. Dies wurde beklatscht. Nun lößte sich das Gespräch in einen kurzen Tanz auf, nach dessen Beendigung der General Melas, der General Zach und einige Adjutanten auf der Bühne erschienen. Ich wandte meine Augen ab, um den grauen Krieger nicht zu sehen, der hier in einer kurzen Uniform von leberfarbener Leinwand mit unächten silbernen Tressen besetzt in dem armseligsten Aufzuge dargestellt wurde. Eben so jämmerlich sahe der General v. Zach aus, der auf dem Zettel: Monsieur le Baron de Zaag genannt war. Der alte Melas erhielt nun Briefe über Briefe von seinen untergeordneten Generälen, daß sie sich zurückziehen müßten, und daß die Reserve-Armee unter Buonaparte mit schnellen Schritten anrücke. Melas ist erstaunt, daß die Nachricht von der Ankunft der Reserve-Armee dennoch wahr sei, die er nicht habe glauben wollen, und trift nun alle Anstalten, um sich ihren weitern Fortschritten zu widersetzen. So weit der erste Akt. Im zweiten ist Buonaparte wirklich bei Marengo angekommen, mit ihm Berthier, Desaix und einige andere Generäle. Sie unterreden sich über den Plan der Schlacht, Desaix sagt die bekannten Worte: „ich glaube die Kugeln kennen mich nicht mehr, es ist lange her, daß wir uns in Europa nicht

schlugen!" — Buonaparte theilt an mehrere Adjutanten geschriebene Befehle aus. Endlich naht die Stunde der Schlacht. Lächerlicher konnte man nichts sehen, als diese beiden Heere, jedes von 12 Mann, die in der größten Eile aus den entgegenstehenden Coulissen herauskommend an einander vorbeirannten, sich fast über den Haufen stießen, und sich dennoch nicht sahen; während zuweilen hinter der Scene ein Böller abgefeuert wurde. Endlich war der große entscheidende Augenblick da. Desaix kam mit seinem Corps in schnellem Schritt aus der einen Coulisse herausmarschirt, und gieng über das Theater hinweg nach der entgegengesetzten, in welcher die kaiserl. Armee stand. Diese wehrte sich gegen den Gen. Desaix und sein Corps durch einen Schuß, und dieser einzige Schuß traf gerade höchst unglücklicher und wunderbarer Weise den General, der in den Armen seines Adjutanten stirbt, nachdem er die Worte gesagt hat: ich bedaure nicht mehr gethan zu haben, um in der Nachwelt zu leben! — Im 2ten Act erscheint Buonaparte wieder, der Desaix Tod beklagt; ein Adjutant meldet, daß 6000 kaiserl. Grenadiere und ihr Anführer, Monsieur le Baron de Zaag gefangen wären. Dieser wird vor Buonaparte geführt, der ihn freundlich empfängt, und ihm seinen Degen wieder giebt. Buonaparte sagt nun die aus den Zeitungen bekannten Worte: wenn der

Kaiser diese Schlacht gesehen hätte, er würde nicht länger zaudern, Friede zu machen, und er hoffe, daß das französische Volk mit seiner Armee zufrieden seyn werde ꝛc. Dem Hrn. Baron v. Melas wird nun ein Waffenstillstand bewilligt ꝛc. Am Ende bringt man Desair's Leichnam auf einer Bahre, vor welcher die Armee und ihre Generäle, nebst den Bauern und Bäuerinnen vorbeigehen, und sie mit Lorbeeren und Cipressen schmücken, wobei eine Trauermusik gespielt wird.

Alle Beweise der Geistesarmuth des Verfassers, die sich in jeder Scene zeigte, der Mangel des Zusammenhangs, die faden Episoden nnd die höchste Armseligkeit der Dekorationen und Kleidungen verhinderten doch nicht, daß man das Stück bis ans Ende geduldig anhörte. Aber daß man ihn am Ende auf die Bühne rief, heißt es im Beobachter, geschah wohl mehr aus Neugierde, um den Mann zu sehen, der ein so fades und langweiliges Stück auf das Theater brachte, als um ihm Beifall zu geben; indessen nahm er das murmelnde Gelächter und das Händeklatschen des Publikums dafür an, und hielt mit Emphase eine kurze Danksagungsrede, in welcher er seinem Patriotismus viele Complimente machte.

Die Universität oder Centralschule zu Cölln, so wie sämmtliche Schul- und Unterrichtsanstalten daselbst und im ganzen Roerdepartement, sind noch in einem Zustande der Kindheit, über den man sich eben nicht wundern darf, wenn man sich erinnert, was die hiesige hohe Schule vor dem Kriege war, und daß der Krieg und die Unbestimmtheit des Schicksals dieser Länder ihre Wiedergeburt keinesweges begünstigen konnten. Ich theile hier aus verschiedenen kleinen Druckschriften *), so wie aus dem Bericht der Verwaltungs-Commission an den Departementsrath des Roerdepartements **) und aus meinen eigenen hand-

*) S. Discours prononcé au temple décadaire à la fête de la fondation de la Republique fr. le 1. Vend. de l'an VIII. lequel a précédé la distribution des prix decernés aux Eleves de l'université de Cologne, organisée en Ecole centrale. Par le Cit. Kramp, Prof. de Chymie et de Physique experimentale. A Cologne. 8. 4to.

**) Auszug eines Berichts über die ehemaligen Lehranstalten und den jetzigen Zustand des öffentlichen Unterrichts nebst einigen Ideen zur

schriftlichen Bemerkungen einige Nachrichten über die hiesigen Lehranstalten mit, von denen ich glauben darf, daß sie in Teutschland noch nicht allgemein bekannt sind.

Der öffentliche Unterricht in den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften wurde zu Cölln in den drei Gymnasien der Jesuiten, Laurentianer und Montaner gegeben. Von diesen gieng in eben diesen Gymnasien die Jugend zur Philosophie, Physik und Metaphysik über. Diese Schulen bildeten die sogenannte philosophische Fakultät, und, so wie einer nachher einen Stand wählen wollte, benützte er die der Jurisprudenz, Medizin oder Theologie. Aus diesen vier Fakultäten bestand die Cöllnische Universität. Jede von ihnen insbesondere und alle vier vereinigt, hatte ihre eigenen Privilegien, Rechte und Einkünfte.

Die Besoldungen sämmtlicher Professoren waren sehr geringfügig, und wurden nur durch

---

Verbesserung desselben, sowohl in Hinsicht des Unterrichts selbst, als der Oekonomie und Finanzen; vorgelegt dem Departementsrath von den Mitgliedern der Verwaltungs-Commission bei der Centralschule im Roerdepartement (s. den Verkündiger im Roerdepart. 36. St. 7. Therm. 9. J.)

einige Nebeneinkünfte z. B. die der Professoren der Medizin durch Promotionen erhöhet. Indessen war doch dafür gesort, daß diese Männer im Alter ein sorgenfreies Auskommen hatten.

Die Universität von Cölln wurde im Jahr 1380. vom Magistrat gestiftet, und ist also wahrscheinlich die älteste in Teutschland. Sie erwarb sich bald einen gewissen Ruf, und durch den großen Zufluß derer, die sie besuchten, gelangte sie endlich auf eine Stufe von Ansehen und Macht, die neben ihr wenige behaupteten. In diesem hohen Flor erhielt sie sich bis auf die Zeiten der Religionskriege in Teutschland. Aber neue sonst verschrieene Grundsätze wurden jetzt öffentlich gelehrt, und bewürkten eine Revolution in den Lehrsystemen, welcher sie sich aber nicht unterwarf. Die protestantischen Universitäten zu Jena, Halle, Göttingen rc. erhoben sich dagegen. Ihr Ruhm erlosch; nur der Ruf ihrer Orthodoxie blieb ihr allein von alle dem übrig, was sie einst besaß. Sie widersetzte sich mit Heftigkeit allen Neuerungen der Systeme, und widerstand mit einer Unempfindlichkeit, die man Blödsinn nennen könnte, allen Widerwärtigkeiten und der allgemeinen Tendenz des Zeitalters. Als nun gar der Churfürst von Cölln eine neue Universität zu Bonn anlegte, die er mit Männern von Verdienst besetzte, verfiel Cölln ganz. De

studierenden Inländer verloren sich fast ganz, und auch der Fremde blieb weg, weil er keinen Ruhm darin fand, hier einen Grad zu erlangen.

Der Senat und ein Theil aufgeklärter Bürger seufzten über den Verfall der Universität, der endlich so weit gediehen war, daß man es fast lächerlich fand, sie zu nennen, aber man wagte es aus Furcht vor der geistlichen Gewalt nicht, Maasregeln zu ihrer Herstellung zu ergreifen. Doch wollte endlich die Regierung zur Verbesserung der Unterweisung der Jugend zu einer Reform für den Elementar-Unterricht die Hand bieten; man hoffte schon viel Gutes davon, als einige angesehne Mitglieder der Universität, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, sich laut gegen diesen Plan erklärten, und sich dessen Ausführung auf alle Weise widersetzten. Also blieb es, wie es war.

Weit besser war die Einrichtung der Gymnasien. Hier befolgte man zwar noch immer die alte Lehrmethode; die lateinische Sprache war zwar noch immer der Hauptzweck des Unterichts der Jugend, allein sie war es doch nicht ganz allein, die den Geist beschäftigte. Man fühlte das Bedürfniß auch gemeinnützigere Sachen zu lehren, und besonders machten sich die Professoren des Laurentianer Gymnasiums mit den neuern Ideen vertraut. Sie fiengen an die Naturgeschichte und Geographie, die Welt-

geschichte und Mathematik, so wie die französische Sprache zu lehren. Der Unterricht überhaupt bekam eine andere Richtung. Ohne die todten Sprachen, ohne die Rhetorik und Poetik zu vernachläßigen, beschäftigte man sich auch mit den neuern Schriftstellern; der Geschmack der Zöglinge bildete sich, und es wurde hier würklich mehr geleistet, als die damalige Lage der Professoren erwarten ließ; sie würden noch mehr gethan, und die Lehrmethode gänzlich dem Geiste des Zeitalters gemäß eingerichtet haben, wenn sie ganz frei hätten handeln können.

Jedes der vier Gymnasien zu Cölln stand sowohl in wissenschaftlicher als ökonomischer Hinsicht unter der Aufsicht eines sogenannten Regenten, so wie die Universität unter einem Rector und jede Fakultät unter ihrem Dechanten. Die Regenten besorgten die Verwaltung der Einkünfte der öffentlichen Unterrichtsanstalten und Fundationen. Diese Fundationen, die meistens aus dem 15. und 16ten Jahrhunderte herrühren, gehören indeß keineswegs den Gymnasien, sondern sind ein Eigenthum der Stifter ihrer Familien, oder derer, die durch die Stiftungsurkunde zu derselben Genuß berufen sind. Obgleich alle Fundationen gleichen Zweck hatten, nämlich Beförderung des Unterrichts der Nachkommenschaft, so waren sie doch in ihren Verfügungen ganz ver-

schieden; sie liefern Beweise der immer höher steigenden Bildung ihrer Stifter mit den Jahrhunderten. Die aus ältern Zeiten hatten nur Beförderung des Priesterthums zum Zwecke, die aber aus dem 17. und 18. Jahrhunderte hatten schon ein gemeinnützigeres Ziel. Mehrere verordneten die Erlernung der Musik, der Mathematik, Reisen ins Ausland rc. Die Verwaltung einer jeden Stiftung sollte den ursprünglichen Verfügungen gemäß von den besonders dazu ernannten Inspectoren untersucht werden, allein diese mit stets zunehmender Nachläßigkeit geschehende Untersuchung wurde am Ende zur bloßen Formalität und bei dem Mangel einer allgemeinen Aufsicht, und weil auf diese Art kein durchdachtes Verwaltungssystem eingeführt werden konnte, blieb der reine Ertrag derselben immer ungewiß und unbestimmt.

Die Einkünfte der Universität als dem Centralpunkte des öffentlichen Unterrichts waren also unbestimmt. Sie hatte nur zufällige Emolumente, in welche die Professoren sich jährlich theilten. Die Fakultäten der Philosophie und Theologie hatten allein einige Stiftungseinkünfte. Die Einkünfte der Gymnasien, in so weit sie nicht Familieneigenthum waren, beschränkten sich auf einige Fundationen, die zusammen für alle drei 11786 Fr. 24 Centi-

men betrugen. Diese geringe Summe war entweder bestimmt für die Professoren, oder für die Kosten von Logis und Tisch. Für alle übrigen Ausgaben war kein Geld da. Nur allein die Jesuiten hatten eine gute Bibliothek und Cabinette für Physik, Mathematik, Naturgeschichte und eine Medaillensammlung, welche sie aus ihren eigenen Einkünften sorgfältig unterhielten und vermehrten. — Unter andern besaßen sie auch eine schöne Sammlung von Kupferstichen, 90000 Franken an Werth. — Seit Aufhebung des Jesuiterordens fuhr der Senat fort, den Professoren Besoldung zu geben, und für die Gebäude und wissenschaftlichen Gegenstände dieses Gymnasiums zu sorgen. — Im Ganzen genommen waren aber die Fonds zur Bestreitung aller nöthigen Bedürfnisse und zur Bezahlung der Professoren bei weitem nicht hinlänglich. Diese würden gar nichts erhalten haben, wenn sie nicht noch durch verschiedene Präbenden bezahlt worden wären. Dies war der Zustand der Unterrichtsanstalten bei der Ankunft der französischen Armen am Rhein.

Diese Ankunft hatte auf den öffentlichen Unterricht einen sehr schädlichen Einfluß. Da sie gerade in die Ferienzeit (im Oct.) fiel, so waren die meisten Studierenden abwesend, und Schrecken und Mißtrauen hielt sie von der Rückkehr ab; alle Lectionen hörten Mo-

nate lang auf, und die Gymnasien dienten zu Casernen und Hospitälern. Die bei der französischen Armee befindliche Commission der Künste bemächtigte sich aller Kunst- Natur- und literarischen Schätze, wenn sie nur von einigem Werthe waren, leerte ohne Scheu die Naturalien- und Medaillen-Cabinette aus, und nahm die Kupferstichsammlung und die kostbarsten Bücher und Instrumente weg. Endlich, nach langem Zeitverlust kehrte das Zutrauen wieder zurück, und die Studierenden fanden sich wieder ein, ja allmählig vermehrte sich ihre Zahl beträchtlich. Die Universität zu Bonn, die jetzt keine Unterstützung mehr vom Hofe genoß, hatte aufgehört, und die aufgehobenen gelehrten Anstalten in Belgien und Frankreich verschafften den Professoren hier eine unerwartete Menge Zuhörer. Besonders wurden die medizinischen Auditorien häufig besucht.

Diese günstige Lage erlitt bald wieder einen neuen Stoß. Ein Befehl der Indermediair-Commission zu Bonn setzte den alten Cöllnischen Senat ab, und an dessen Stelle wurde eine Magistratur von 12 Gliedern ernannt; diese forderte sogleich von allen öffentlichen Beamten in Cölln und auch von den Professoren den Eid der Treue an die französische Republik. Wer sich weigerte, diesen Eid zu schwören, wurde abgesetzt, und unter diesen

war auch der Rector der Universität und mehrere andere Mitglieder derselben. Der B. Best, Professor der Anatomie und Physiologie, wurde jetzt zum Rector und einige Zeit nachher zum Chef des öffentlichen Unterrichts ernannt. Indessen kam der damals ausgedachte Reforme-Plan nicht zur Reife. Während B. Best eine Reise nach Paris machte, um die Erhaltung und Unabhängigkeit der Fonds der Unterrichtsanstalten nachzusuchen und sicher zu stellen, wurde durch einen Beschluß des B. Rudler's vom 9. Flor. 6. J. die Errichtung von Primär-, Central- und Specialschulen in den 4 neuen Departements befohlen. Dieser Schluß wurde im Roerdepartement blos für die Centralschule befolgt. Die Departementsverwaltung erließ am 12. Vendem. 7. J. einen Beschluß, der die Ausführung des gedachten, vom Regierungscommissair erlassenen, die Aufhebung der drei Gymnasien und die Errichtung einer Centralschule im Exjesuiten-Collegio anbefahl. Der B. Best vollzog diesen Befehl. Nur das Seminarium wußte sich in seiner Unabhängigkeit und Integrität als eine besondere geistliche Institution zu erhalten, und besteht noch bis jetzt. —

Nach diesen vorläufigen Verfügungen ernannte der Regierungs-Commissair durch einen zweiten Beschluß zu Professoren an der Centralschule: die BB. Stoll für die Naturgeschichte,

Gall für die alten Sprachen, Antoine für die französische Sprache (seitdem durch den B. Faber ersetzt); Kramp für die Mathematik, und jetzt auch für Physik und Chemie; Dahme für die Philosophie; Best für die praktische Medizin; Wallraf für die schönen Wissenschaften; Keil für die Gesetzgebung; Haas für die Entbindungskunst und Cogels als Bibliothekar, der seitdem durch den B. Marchand ersetzt ist.

Zufolge obengedachten Beschlusses erhielten nun die Professoren selbst die Verwaltung der Güter der Centralschule mit der Verbindlichkeit der Centralverwaltung davon Rechenschaft abzulegen. Zu dem Ende sollten sie sich wenigstens alle Dekaden einmal versammeln.

Die mit dem Anfange des 7. Jahrs zu Cölln eingesetzten Unterrichtsgeschwornen erhielten nun von der Departementsverwaltung den Auftrag, den Zustand der Schulen zu untersuchen, ihre innere Organisation, ihre Fonds und Professoren anzugeben, und einen Plan zu entwerfen, wie die Vorschriften des Beschlusses vom 9. Flor. 6. J. am besten erreicht werden könnten, auch die Lehrer für die nach dem Gesetz zu errichtenden Primärschulen vorzuschlagen. Diese Geschwornen brachten zu dem Ende eine ausführliche und deutliche Arbeit zu Stande, welche der Departementsver-

waltung zugeschickt wurde, dort aber sich ungenüzt in den Archiven verloren hat. Der einzige Fehler dieser Arbeit war, daß die Geschwornen, unbekannt mit dem Zwecke und der Bestimmung der Fundationen, alle ohne Ausnahme als Einkünfte der Gymnasien und folglich dem öffentlichen Unterrichte zugehörend, erklärten. In ihrem Bericht bestimmten sie die Einkünfte des Montaner Collegiums auf 20000 Liv.; die des Laurentianer Gymnasiums auf 40000 Liv. und die der Exjesuiten auf 20000 Liv., da doch die sogenannten Professoral-Fundationen, die einzigen, die nicht Familieneigenthum und folglich für den öffentlichen Unterricht zu verwenden sind, und wie bereits angegeben ist, an Einkünften für die drei Gymnasien nur die Summe von 11,786 Fr. 24 Cent. austrugen, ohne dasjenige davon abzuziehen, was der Krieg und die Abschaffung der Feodalrechte unzahlbar gemacht haben. Diese hohen Angaben haben sehr viel dazu beigetragen, die Regierung in ihrer hohen Meinung von dem Reichthume der Cöllnischen Schulanstalten zu bestärken. —

Indessen blieb es bei der Einrichtung der Centralschule, deren Lehrern jedem ein Gehalt von 2500 Fr. (etwa 620 Rthlr. sächs.) aus den Einkünften der Universität bewilligt wurde. Die Primärschulen aber, worin die Zulassung zur Centralschule vorbereitet werden sollte, un-

terblieben, ungeachtet man mit vielem Eifer die dabei anzustellenden Lehrer examinirt, und sie auch wirklich ernannt hatte, wie es der Wunsch so vieler Gemeinden war.

Dies war die Entstehung der jetzigen Centralschule des Roerdepartements, die aber alle Mängel bei ihrem Entstehen schon an sich trug, auf welche späterhin der Minister des Innern, der B. Chaptal, die Regierung aufmerksam gemacht hat *). Man sieht aus dem Lectionsverzeichniß der Cöllnischen Centralschule, daß eine Menge Lücken da sind, die den Unterricht höchst unvollkommen lassen. So findet man z. B. im Lections-Catalog für das 8. J. keine Vorlesungen über Anthropologie, Physiologie uud andere Theile der Medicin; dagegen wird Entbindungskunst gelehrt, und die weiblichen Krankheiten werden abgehandelt. Auch sind der Unterrichtsstunden zu wenig, welches mit daher rühren mag, daß mehrere Professoren noch andere Nebenämter bekleiden, die ihnen viel Zeit rauben. In Ansehung der

*) Ueber den Plan des B. Chaptal in Absicht einer neuern Organisation der Schulanstalten in Frankreich lese man den Allg. literarischen Anzeiger Nr. 17. vom 30. Jan. 1801. Leipzig in 4.

Unterhaltungskosten der Universität ist man überhaupt gegen alle Politik und Gerechtigkeit verfahren, denn diese fielen erstlich einer einzigen Gemeinde und einigen Privatfundationen allein zur Last, da die übrigen Gemeinden des Departements ihre Fundationen und Güter zum Behuf ihrer alten Unterrichtsanstalteu behielten, und nicht den mindesten Beitrag zum Besten der Centralschule abzugeben hatten, und zweitens wurde das allenthalben verkündete Gesetz vom 11. Frimaire 7. J., nach welchem der Unterhalt der Centralschulen aus den Departementaleinkünften bestritten werden sollte, nicht vollzogen.

Wie unzulänglich alle bisher zur Beförderung des Unterrichts genommenen Beschlüsse und gemachten Einrichtungen waren, zeigte sich bald. Es fehlten die Intermediairschulen, in denen die Jugend zum höheren Unterricht vorbereitet werden sollte. Ein anderes Hinderniß für die Lehrer war die allgemeine Stimmung ber Gemüther gegen sie. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Einwohner Cöllns, denen die vorgeschriebene neue Lehrart gänzlich fremd war, ihre alten Grundsätze so geschwind aufgeben, und ihr Zutrauen von ihren alten Professoren abwendend, es neuen schenken würden, deren Namen ihnen selbst gänzlich unbekannt waren. Schon der ungeheure Unterschied zwi-

schen einer ganz geistlichen Universität und einer republikanischen Centralschule mußte allein den Gang des Unterrichts, welcher vorgeschrieben war, aufhalten. Diese Furcht fand sich im Anfange der Vorlesungen nur zu sehr bestätigt; nur die Lehrstunden der Mathematik, der schönen Wissenschaften und der französischen Sprache erhielten sich in einem gewissen Flor, und die Professoren hatten eine ziemliche Anzahl Zuhörer, obgleich fast sämmtliche Lehrer Männer von Verdiensten sind, deren keiner es an Anstrengung fehlen ließ.

Auch war es von schädlichem Einfluß für die Universität, daß die Lehrer, neben ihren literarischen Beschäftigungen sich mit der Verwaltung der Finanzen abgeben mußten. Die so schnelle Vereinigung der Einkünfte der Gymnasien in eine Maße hatte eine große Verwirrung hervorgebracht. Die Versammlung der Professoren that alles, was sie vermochte, um das Chaos zu ordnen, aber bei aller angewandten Mühe wuchs doch die Unordnung immer mehr. Diese erregte endlich die Aufmerksamkeit des Regierungs-Commissairs, welcher nach einer 22 monatlichen Verwaltung der Professoren eine Commission ernannte, die den Auftrag erhielt, das Finanzwesen der Universität zu reguliren, und Vorschläge zur Verbesserung der Universität zu thun. Dies ist denn auch schon geschehen (im Thermidor 9. J.). Sie hat dem Prä-

fekten einen Bericht über den Zustand der Universität übergeben, und hofft von der Regierung, daß sie die ihr gethanen Vorschläge zur Verbesserung der sämmtlichen Unterrichtsanstalten genehmigen werde. Auch haben schon die Professoren einen Theil ihres rückständigen Gehalts bezahlt erhalten. Die jetzige Verwaltungs-Commission besteht aus den Bürgern Kempis, ehemaligen Präsidenten des Criminalalgerichts, Klespe, ehemaligen städtischen Bürgermeister, Cramer, Handelsmann (jetzt Maire zu Cölln) Reinhard, Professor, und Thiriart, Buchhändler.

Das Gebäude der Centralschule (das ehemalige Jesuiter-Collegium) ist von sehr weitläuftigem Umfange, und fast so groß, als das hallische Waisenhaus. Mit der Zeit wird man es hoffentlich zweckmäßiger zu seiner jetzigen Bestimmung einrichten, da es größtentheils noch eine Menge Zellen mit kleinen Fenstern enthält.

Die Bibliothek der Centralschule, welche einen Franzosen, den B. Marchand zum Aufseher hat, welcher sie mir zeigte, befindet sich im untern Theil des Hauses. Das Locale ist zweckmäßig, ob es gleich nicht sehr groß ist. Die Bücher-Repositorien sind von einem schönen braunen Holz, zwar gothisch, aber nicht übel verziert, und rund herum führt eine Estra-

de, von welcher man, ohne Leitern nöthig zu haben, alle Bücher bequem herunter nehmen kann. Die Bibliothek an sich selbst ist noch gar nicht geordnet, enthält aber viele kostbare Werke, die während der Verwaltung der Professoren angeschafft worden waren, welches der seit 7 Monaten unbezahlte Bibliothekar eben nicht billigen wollte. Aber jene dachten auf Anschaffung der zum Unterricht nöthigen wissenschaftlichen Hülfsmittel, da sie in dieser Büchersammlung gar nichts Brauchbares fanden. Sie strozte bei der Errichtung der Centralschule von Werken und Commentarien über das kanonische Recht, Actis Sanctorum und Beschlüssen der Concilien, aber es mangelte an allen Werken, die als Hülfsmittel zu den Wissenschaften dienen konnten, welche gelehrt werden sollten. Die vortrefliche Sammlung von Kupferstichen, für welche die Kaiserin Catharina II. einst 20000 Rthlr. geboten hatte, war, so wie viele andere kostbare Werke, abhanden gekommen. — Die gemachten Ankäufe an Büchern sind wirklich beträchtlich. Man findet hier eine fast vollständige Sammlung aller in die Staatswissenschaft und Gesetzgebungskunde einschlagenden Werke, z. B. ein complettes Exemplar des Moniteurs von 1789. bis jezt in 20 Bänden in Fol.; die vollständige Collection aller französischen Gesetze in mehr als 50 Bänden, theils in 4to theils in 8vo, la biblio-

theque de l'homme public par Condorcet 28. Vol. Ferner alle Werke von Voltaire, Roynal, Mably, Mirabeau, Helvetius, Dumarsais, Machiavel, Condillac, Filangieri, Montesquieu, Hume, Paw, Fergufon, Gibbon, die Reisen des jüngern Anacharsis in Griechenland; die teutschen Schriften von Kant, Reinhold, Mellin rc. alle zusammen über 300 Bände stark; eine kostbare Sammlung für die Geschichte, Philosophie, Gesetzgebung, die schönen Wissenschaften und die Beredsamkeit.

Für die Naturgeschichte findet man in dieser Bibliothek Schrebers Beschreibung der vierfüßigen Thiere, Frisch Vögel und Blochs Fische, Rösels Insectenbelustigungen, Jacquins, Chemnitz und Hedwigs botanische Schriften, Werke — die bekanntlich mehr als 1000 illuminirte Kupfertafeln, Meisterstücke der Kunst enthalten. — Die Professoren hoffen, diese Sammlung bald vermehren zu können, um eine vollständige naturhistorische Bibliothek zu besitzen.

Der physikalische Theil der Bibliothek ist mit den Werken von Desaguliers, Muschenbroek, Sigaud de la Fond, dem polytechnischen Journal, den Memoires des National-Instituts und den Annalen der Chemie versehen.

Auch zeigte mir der Bibliothekar ein Exemplar der Jenaischen Literaturzeitung, die er ein Ouvrage superbe nannte. Ueberhaupt schien er, ob er gleich nur unvollkommen teutsch sprach, doch einen vortheilhaften Begriff von der teutschen Literatur zu haben.

Uebrigens hat die Centralschule Hoffnung, ihre Bibliothek in der Zukunft noch sehr vermehrt zu sehen. Mehr als 30 Bibliotheken der hiesigen Klöster waren noch versiegelt, und wenn die Mönche diese Siegel nicht erbrochen und das Beste herausgenommen haben, wie man wohl vermuthen darf, so läßt sich aus der beschlossenen Vereinigung mit den hier erwähnten und aus dem Verkauf einer unendlichen Menge für die Universität unzweckmäßiger Werken und Ersetzung derselben durch bessere, eine vortreffliche Büchersammlung hier aufgestellt zu sehen, mit Recht erwarten.

In einem andern Theile des Gebäudes befindet sich der neue Saal für die physikalischen und mathematischen Instrumente. Das von Strasburg angekommene physikalische Cabinet ist das beste, was die Universität besitzt, ganz vollständig, und mit allen Apparaten und Instrumenten versehen. Zu gleicher Zeit sind die alten mathematischen und physikalischen Instrumente (welche man hier fand, die aber ganz unbedeutend waren) repa-

rirt, und mehrere fehlende Stücke dazu gekauft worden. Nach des B. Kramps Angabe ist dieser Theil völlig complett, und ganz dem Grade der Höhe, auf welchen diese Wissenschaft gestiegen ist, entsprechend.

Der mathematische und astronomische Theil der hier befindlichen Instrumente ist weit geringer. Alles was man hier bei der Besitznehmung des Gebäudes fand, war ein Quadrant von 3 Fuß (das beste Stück), 4 Globen von vier Fuß im Durchmesser vom Pater Coronelli, einem Venetianer, verfertigt; ferner eine Meer-Boussole von 2 Fuß Durchmesser, außerdem einige Quadranten, Astrolabien ꝛc. Indessen macht es der Mangel einer Uhr unmöglich, Beobachtungen anzustellen, wozu überdies auch ein bequemes Local fehlt.

Der Saal, worin die Instrumente aufgestellt sind, ist hell, geräumig und geschmackvoll dekorirt. Man hat aus demselben eine schöne Aussicht auf den Rhein. Das dazu gehörige Auditorium ist ebenfalls hell, groß und regelmäßig.

Auch eine mineralogische Sammlung ist in diesem Hause. Ob sie gleich nicht wissenschaftlich geordnet, und sehr mangelhaft ist, so hielten es doch die Lehrer für das beste, was sie von ihren Vorfahren erbten.

Der ehemalige Garten beim Jesuiterge=bäude ist in einen botanischen umgeschaffen worden. Er ist mit einer hohen Mauer um=geben, hat aber nicht den vierten Theil des Umfangs von dem zu Halle oder Göttingen. Es befanden sich jetzt einige Anpflanzungen von ausländischen Gewächsen darin, aber mehrere Beete fand ich noch mit Gemüse bepflanzt. Es ist bei diesem Garten jetzt ein eigener bota=nischer Gärtner angestellt, der unter der Auf=sicht des Directors steht. — Der daran sto=ßende Dekadentempel, die ehemalige Kirche der Jesuiten ist ein prachtvolles Gebäude von gro=ßem Umfange.

An Lesekabinette, gut eingerichtete Leihbi=bliotheken und gesellschaftliche Versammlungen, wo von etwas mehr als Politik gesprochen wird, war bisher hier nicht zu denken. Es sind zwar eine oder zwei Leihbibliotheken hier, unter de=nen ich die Imhofsche, als die beste ken=nen lernte, aber sie sind denn doch im Gan=zen in einem agonisirenden Zustande, und kön=nen sich nur kärglich erhalten. Collegien, Clubbs und Resourcen, oder wie man die ge=selligen Zusammenkünfte an andern Orten heißt, mangeln ebenfalls. Familiengesellschaften giebt es wenige; weil auch hier, wie überall, die Verschiedenheit der politischen Gesinnungen Spannung und Trennung bewürken.

Die Buchhandlungen haben sich seit der Anwesenheit der Franzosen in Cölln vermehrt, aber sie sind meistens in einem mangelhaften Zustande, so wie ihre Besitzer zum Theil Leute ohne alle literarische Kenntnisse, und im Ganzen genommen, fast unbekannt mit der teutschen Literatur sind. Da die Zahl der Gelehrten hier nur klein, und an Lectüre und muthmaßlichen Absatz neuer Bücher hier wenig zu denken ist, so besuchen auch die hiesigen Buchhändler keinesweges die Leipziger Messe, den Stapelplatz des teutschen Buchhandels, sondern schränken sich meistens nur darauf ein, eine Anzahl Bücher von einem Frankfurter Buchhändler oder einem Nachdrucker kommen zu lassen, um sie dann so gut als möglich zu vertrödeln. Bei dem Mangel an Schriftstellern in dieser Stadt und Gegend könnten sich zwar die hiesigen Buchhändler mit auswärtigen Autoren in Verbindung setzen, und es würden sich genug finden, aber die meisten haben dazu weder Unternehmungsgeist genug, noch Geld, um für ein Manuscript einige hundert Thaler zu geben. Da also der eigene Verlag in den hiesigen Buchhandlungen nicht gedeihen will, so legen sich einige derselben auf das löbliche Nachdruckerhandwerk. So hat der B. Heinrich Rommerskirchen eine Sammlung der Lieblingsdichter Teutschlands in Taschenformat angekündigt, wovon schon mehrere Bändchen heraus sind, welche Salis, Hölty's, Mat-

thissons und Bürgers Gedichte, nebst Gellerts Fabeln, Geßners Tod Abels ꝛc. enthalten. Sie sind ziemlich correct, aber mit sehr stumpfen Lettern und unrein gedruckt, in Allmanachsform eingebunden, und jedes Bändchen kostet nur 16 bis 18 Stüber, oder 5 — 6 Ggr. B. Rommerskirchen hat in Frankfurt und anderwärts sich mit Buchhändlern verbunden, die dieses geraubte Eigenthum der Schriftsteller und Verleger an den Mann zu bringen suchen. — Auch von den Buchhändlern Haas und Sohn wird nachgedruckt, wie das mit dem französisch-teutschen Wörterbuch von de la Veaux der Fall ist, dessen Nachdruck sie mit großer Dreistigkeit und Unverschämtheit in allen Zeitungen ankündigten. Indessen sucht diese Buchhandlung das Publikum auch wieder durch die Vortrefflichkeit ihrer eigenen Verlagswerke für sich einzunehmen. Sie ist so glücklich gewesen, mit dem unsterblichen Verfasser des lahmen Wachtelpeters, Paul Ysops, Peter Schmolls ꝛc. in Verbindung zu gerathen, welche in ihrem Verlag einen Allmanach der Kunst heraus gab. So wurden nun die Blüten dieses erhabenen Genies aus den öden Wäldern Thüringens an die schönen Ufer des Rheins versetzt, vielleicht, weil die Climate Thüringens und der Gegenden des Rheins mit dem Sinn ihrer Bewohner für die (Cramersche) Kunst im umgekehrten

Verhältnisse stehen. Auch erschien in dieser Handlung seit einigen Jahren ein Taschenbuch der Ubier, welches aber die überflüßige Anzahl der Allmanachs unnöthigerweise vermehrt, da es nur Gedichte enthält, deren Mehrheit des Drucks nicht werth war. Indessen sind einige darin, welche dichterische Anlagen ihrer Verfasser verrathen. Jetzt verlegt diese Buchhandlung auch einen literarisch-merkantilischen Anzeiger. — Uebrigens kann man in der Haasschen Buchhandlung nach allem fragen, ohne etwas zu erhalten. — Die hiesigen Gelehrten lassen sich ihre Bücher meistens von Düßeldorf oder von Frankfurt kommen.

Besser bestellt ist die Buchhandlung von Oedenkoven und Thiriart. Man findet hier die neuesten französischen Werke, und auch teutsche Bücher.

Gegenwärtig erscheinen zu Cölln drei politische Zeitungen und ein Anzeiger. Bei weitem verdient unter jenen den Vorzug der Beobachter im Roerdepartement, dessen Herausgeber die BB. Rheinhard uud Faber sind. Ersterer ist Professor der Geschichte an der Centralschule (ein Bruder des bekannten französischen Ministers) und letzterer Professor der französischen Sprache an derselben. Dieser schrieb seit vorigem Jahr (1799.)

ein Blatt unter dem Titel: der Pariser Vorkourier, welches sehr schnelle und umfassende Nachrichten über alles lieferte, was in Frankreich verhandelt wurde und geschah. Er gab nach einiger Zeit die Redaction dieses Blattes auf, und verband sich mit dem B. Reinhard zur Herausgabe des Beobachters (der jetzt den Zusatz auf dem Titel: im Roerdepartement abgelegt hat.) In diesem öffentlichen Blatt vereinigen sich das Verdienst der Unpartheilichkeit und Vollständigkeit in einem hohen Grade, so wie ein sehr reines und schönes Teutsch und eine nicht gemeine Beobachtungs- und Darstellungsgabe für das, was in diesen Gegenden vorfällt, es zu einer sehr anziehenden Lectüre für jeden verständigen Menschen machen. Wegen gedachter guten Eigenschaften ist der Beobachter von allen hiesigen Zeitungen diejenige, welche am meisten hier in Cölln und im Departement der Roer überhaupt gelesen wird. Es kommt ihr dabei zu statten, das die meisten ausländischen Zeitungen hier noch immer zu halten verboten sind, ob man sie gleich heimlich kommen läßt. Außer dem Frankfurter Journal, welches, wie ich schon oben angeführt habe, einzuführen erlaubt ist, ist in den ehemaligen Preußischen Provinzen auf dem linken Rheinufer indeß noch die gestempelte Weseler Provinzialzeitung zu lesen erlaubt.

Da der Beobachter die Nachrichten aus Paris sehr vollständig und geschwind liefert, und überdies manche Nachrichten selbst aus Teutschland enthält, welche ein teutscher Zeitungsschreiber oft nicht melden darf, wie dies auch umgekehrt mit den französischen der Fall ist, so verdient dieses Blatt mehr als ein anderes am linken Rheinufer, die Coblenzer Zeitung etwa ausgenommen, auch in Teutschland gelesen zu werden. Man kann es auf allen teutschen Postämtern verlangen, welche ihre Bestellungen dann beim kaiserl. Oberpostamt in Deuz, Cölln gegenüber, machen. Es erscheint an allen gleichen Tagen der Dekade, und kostet vierteljährig 5 Franken oder einen Conventionsthaler. Die auswärts gehenden Exemplare bedürfen übrigens des Stempels nicht.

Die andere hier erscheinende teutsche Zeitung führt den Titel: Cöllner Zeitung. Ihr Verfasser ist der B. Otten, der ihr keinen Vorzug vor dem übrigen Schwall politischer Blätter zu geben versteht.

Die französische Zeitung: das Journal général de Politique, de Commerce et de Literature kommt täglich heraus. Dieses ist ein Abkömmling der zu Oberweßling, einem Dorfe zwischen Bonn und Cölln, am 1. Aug. 1793. zuerst erschienenen hernach zu Cölln fortgesetzten Zeitung, die jetzt zu Frankfurt unter

dem Titel: Journal de Franfort von Hrn. Lemaire geschrieben wird *). Der jetzige Verfasser des Journal general ist der B. Fontaine. An innerem Gehalt steht das Kind seiner emigrirten Mutter weit nach.

Die beliebteste Zeitung bei dem gemeinen Cöllner Publikum, besonders den Geistlichen, und was dem anhängt, war bisher der berühmte Welt- und Staatsboth, auf Löschpapier mit stumpfen Lettern gedruckt. Der Absatz dieser Zeitung war sehr stark, weil sein Redakteur immer wieder gute Nachrichten für sein Publikum hatte, wenn schon alles verloren zu seyn schien. Er ließ stets ungeheure Armeen von Russen, Preußen, Oesterreichern und Türken marschiren, die Engländer bald da bald dort landen, und schlug die Franzosen, wo er sie fand. Mochten seine Nachrichten noch so ungereimt und unwahrscheinlich seyn; man glaubte diese erfreulichen Lügen doch gern, weil man sie wünschte. Uebrigens verstand Hr. Colignon, ihr Verfasser, weder teutsch noch französisch, und daher waren die meisten Ar-

*) Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Meſsrelationen, Intelligenzblätter und über Flugschriften zu Frankfurt von J. v. Schwarzkopf. Frankfurt 1801. 4.

tikel delphische Orakelsprüche, die man aus-legen konnte, wie man wollte. Mit ihm war der ehemalige Postmeister Pauli verbunden, der wegen seinen antifranzösischen Gesinnungen und Aeußerungen einigemal arretirt war. Nach mehrmaligen Warnungen wurde endlich diese Zeitung durch ein Verboth als aufwieglerisch unterdrückt.

Der Cöllner Anzeiger, der bei Haas und Sohn erscheint, und die Function eines Wochenblattes vertreten soll, enthält allerlei kurze Aufsätze, Bekanntmachungen, Anzeigen der Fremden in den Gasthäusern 2c. Da die meisten Einwohner von Cölln sich der Zeitungen bedienen, um etwas im Publikum bekannt zu machen, so ist dieser Anzeiger von magerm Inhalt, und wird nicht häufig gelesen.

Ungleich gehaltvoller ist der seit dem 4. Germinal 9. J. hier herauskommende Verkündiger im Roerdepartement. Die günstige Aufnahme dieses Blattes in Cölln und im Departement beweiset, daß der Geschmack an einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre sich immer mehr verbreite, und der Redacteur B. Frambach, weiß die natürliche Trockenheit der gerichtlichen Citationen, Bekanntmachungen und Notizen aller Art, für deren Aufnahme es mit bestimmt ist, durch mancherlei Aufsätze statistischen und moralischen In-

halts, und allerhand andere gemeinnützige Aufsätze, wie auch durch Räthsel, Charaden und kleine Gedichte zu vermindern. Unter der großen Zahl der Mitarbeiter, welche durch ihre Theilnahme an derselben die Mannichfaltigkeit des Inhalts vermehren, bemerkt man mehrere, deren Arbeiten viele Anlagen verrathen. Ausserdem zeichnet sich dies Blatt noch dadurch aus, daß der Verfasser das Teutsche mit Geschmack und richtig zu schreiben weiß, welches in Cölln unter die seltnern Dinge gehört. Je mehr übrigens der Redacteur sich bestreben wird, allein bisher noch ungedruckte Originalaufsätze aufzunehmen, wie z. B. den über die Bewohner des Clevischen Landes, die Fragmente aus der ältern Geschichte Cöllns, die Bemerkungen über das Cöllnische Theater ꝛc. und mit Sorgfalt in ihrer Auswahl zu verfahren, desto größern Werth wird der Verkündiger auch in entfernten Gegenden erhalten. Schon jetzt lieset man dieses Blatt jedesmal mit Vergnügen.

Der Verkündiger erscheint alle drei Tage; der Preis für 18 Stück ist für Cölln 18 Stüber Vorausbezahlung, für Auswärtige 50 Stüber, wofür diese sie postfrei erhalten. Auswärtige wenden sich, um ihn zu erhalten, an das kais. Ober-Postamt zu Deutz. Die Expedition des Verkündigers ist in Cölln bei

Heberle und Gebrüder Mennig in der Schildergasse Nr. 5831.

Die Stadt Cölln hat jetzt ungleich mehrere Gelehrte von Verdienst in ihren Mauern als vor der Revolution, die, wenn sie auch nicht Schriftsteller sind, welches bekanntlich gerade kein Criterion eines Gelehrten ist, es doch mit gutem Fug seyn könnten. Von mehreren öffentlichen Beamten und Lehrern an der Universität ließe sich mit Recht etwas Vorzügliches erwarten. Schon oben habe ich der BB. Faber und Reinhard erwähnt. Letzterer ist unter andern der Uebersetzer eines historischeu Werks über den 18. Brum., das er mit eigenen Anmerkungen begleitet hat. Der B. Kramp ist ein ausgezeichneter Mann in seinem Fache, der Physik und Chemie. Der B. Gall gehört unter die geistvollsten Philologen, aber wahrscheinlich erlauben ihm seine vielen Geschäfte, da er außer seiner Professur noch die Stelle als Regierungs-Commissair beim tribunal correctionel bekleidet, nicht, die Früchte seines Studiums und Nachdenkens dem Publikum 'mitzutheilen. Dies mag wohl der nämliche Fall mit mehreren hiesigen Aerzten seyn, denen practische Geschäfte die Muße rauben, deren man zu schriftstellerischen Arbeiten bedarf. Mit Vergnügen sieht man das Bestreben dieser letztern sich gemeinnützig zu machen, in dem Anerbieten der BB. d'Hame,

Rougemont, Simons und Stoll in jeder Decade zweimal allen Kindern unvermögender Aeltern auf Verlangen die Kuhpocken unentgeldlich einzuimpfen, und diese, die Hebammen und Wärterinnen darin zu unterrichten, und zu deren Behandlung anzuweisen. — Unter die mit Glücke die schönen Wissenschaften kultivirenden Männer gehören die BB. Frambach und Wallraf. Ersterer bemüht sich jetzt (im Sept. 1801.) ein Gesellschaftstheater in Cölln zu Stande zu bringen. Der B. Sommer, ein Rechtsgelehrter, hat sich der Politik und Gesetzgebung gewidmet. Er ist der Verfasser einer Constitution für Cölln rc., und noch neuerlich hat er ein Werk unter dem Titel: Grundlage zu einem vollkommenen Staat, auf Subscription angekündigt. — Wenn ich hier übrigens nicht alle die nenne, welche einen Platz unter den Cöllnischen Gelehrten einnehmen, so geschieht dies nicht aus Geringschätzung ihrer Talente oder Arbeiten, sondern aus Beschränktheit des Raumes dieses Buchs und Unbekanntschaft mit denselben.

Es ist besonders zu wünschen, daß die sich immer vermehrende Anzahl guter Köpfe in Cölln und der zunehmende Geschmack an Lektüre einen vortheilhaften Einfluß auf die Verbesserung der teutschen Sprache haben möge, die man im Ganzen hier eben so schlecht

schreibt, als spricht. Wie weit selbst öffentliche Beamte hierin noch zurück sind, beweisen die öffentlichen Anschläge an allen Straßenecken. Sie sind meistens so unrichtig und fehlerhaft aufgesetzt, und oft in der Hauptsache so unverständlich, daß man genöthigt ist, sich aus dem gegenüberstehenden Französischen Raths zu erhohlen. In einem eben so fehlerhaften Teutsch war sogar die Ankündigung der Vorlesungen der Centralschule für das 8te Jahr gedruckt. — Ein Lehrer der teutschen Sprache an der Centralschule würde gewiß ein nützlicher Mann seyn.

Auch einige geschickte **Künstler** und Sammler von Seltenheiten verdienen die Aufmerksamkeit des Fremden in dieser Stadt. Ein Hr. **Hardi**, Vikarius am Dom, ist ein guter Maler, der auch sehr viel Geschicklichkeit im Wachsboßiren und in mechanischen Arbeiten hat. Seine Lust zur Mahlerei entwickelte sich schon in seiner Jugend, aber er mußte dem Willen seiner Aeltern folgen und den geistlichen Stand wählen. Er wurde hierdurch abgehalten, sich seiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen, bis er endlich Vikarius am Dom wurde, ein Amt, das ihm Muße genug ließ, sich der Kunst zu weihen. Außer der Malerei, mit der er sich vorzüglich beschäftigt, sind seine Wachsfiguren mit der größten Wahrheit verfertigt,

die er weit und breit verschickt. Von seiner Geschicklichkeit in der Mechanik zeugt ein von ihm selbst verfertigtes Telescop und ein Uhrwerk, das ein künstliches Planetensystem dirigirt.

Ein anderer Künstler ist der B. Schophofen, der sehr schöne eiserne und stählerne Oefen verfertigt, die mit Geschmack gearbeitet und holzersparend sind. Das Stück kostet 50 bis 100 Rhlr., indessen schickte er schon Oefen nach Wien, wofür er 700 Rthlr. erhielt.

Die beiden BB. Manskirchen oder Mannskirsch, Vater und Sohn, sind vortreffliche Landschaftsmaler, und Benedikt Bekkenkamp ist als Portraitmaler berühmt. Odendahl und Imhof, Bildhauer.

Ein seltsamer Mann, durch seine Schriften und wegen seines Innern und Aeußern, ist der Baron v. Hüpsch, der ein Naturalien- und Kunstcabinet besitzt, das seine alte Magd für ein Trinkgeld den Neugierigen zeigt. Diese zahlreiche Sammlung ist ein wunderbares Quodlibet der heterogensten Dinge, das schon bei der Hausthür seinen Anfang nimmt, und beim obersten Dachloch sich endigt. Aber alles liegt durcheinander; auch sogar die Küche ist voller Antiquitäten und Naturalien. Er besitzt alte ausgegrabene Denkmäler, Manu-

scripte, unter denen ein hebräisches und ein chinesisches, römische Alterthümer, worunter ein metallener Münzabdruck des Kaisers August; römische falsche Münzen, seidene Stoffe aus dem Alterthum, Kleidungsstücke der Bewohner Ost- und Westindiens, die er zum Theil von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Batavia in Ostindien zum Geschenk erhielt; eine Sammlung von morgenländischen Gottheiten und Götzen, worunter die berühmte symbolische Gottheit der Chinesen, die Göttin Fußa, ein Burchan, oder eine Gottheit der Calmucken sich befinden; eine Sammlung von Steinen aus allen Ländern; Gemmen und Siegelringe alter römischer Kaiser; unter diesen auch einen großen morgenländischen Topas, der über dritthalb Zoll lang, und beinahe zwei Zoll breit war; er ist ihm aber gestohlen worden. Außer obigen Dingen findet man in diesem Cabinet noch viele ausgestopfte Vögel und ausländische und innländische vierfüßige Thiere. Baron von Hüpsch hat eine gelehrte Beschreibung seines Cabinets herausgegeben, auch ist er Verfasser mehrerer anderer Abhandlungen, die aber das Gepräge eines Geistes von seltsamer Originalität tragen.

Ein viel versprechender und hoffnungsvoller junger Künstler zu Cölln ist Joseph Hoffman. Im ersten Stück des 3. Bandes der

Propyläen von Göthe ward für das Jahr 1800. von dem zur Beförderung der bildenden Künste zu Weimar errichteten Institut, dessen Director Göthe selbst ist, der Abschied des Hektor und der Tod des Rhesus nach der Iliade als Preisaufgabe aufgestellt. Diese beiden Gegenstände wurden von 28 Concurrenten bearbeitet, wobei sich dieser junge Künstler vorzüglich auszeichnete. Er hatte die Ehre, dem geschickten Nahl in Cassel an die Seite gesetzt zu werden, dem 20 Dukaten für einen Abschied Hektors zuerkannt wurden, während dem jungen Cöllner für seinen Tod des Rhesus die übrigen 10 Dukaten der Preissumme gegeben wurden. Er erhielt diese Aufmunterungssumme in einem Schreiben von Göthe selbst, und der Beobachter machte diesen Preisgewinn den Mitbürgern Hoffmanns bekannt. Es ist rühmlich für Cölln, setzt jener hinzu, wenn jetzt, zu einer Zeit, die der Kunst nicht günstig ist, neue Künstler aus dieser Stadt hervorgehen, damit ihr Ruhm nicht erlösche, einen Rubens gebohren zu haben, der seine Vaterstadt und die Peterskirche mit dem berühmten Gemälde die Kreuzigung Christi beschenkte, die so wie andere Kunstsachen nach Paris geführt worden ist.

Noch muß ich einer Antiquität in Cölln gedenken, die in dieser durch die Abführung so vieler Schätze, Kunstsachen und Seltenhei-

ten ärmer gewordenen Stadt des Erwähnens werth ist. Es befinden sich nämlich in dem Archive des Gemeindehauses drei Briefe, welche Türenne, der französische Feldherr des 17ten Jahrhunderts, an die Bürgermeister und Rathsherrn dieser Stadt schrieb. Der erste ist aus dem Lager von Borbeck vom 22. Sept.; der zweite aus dem Lager bei Mühlheim am Rhein vom 1. Oct., und der dritte aus dem Lager von Hockum vom 2. Oct. 1672. datirt. In allen dreien kündigt er dem Magistrat die freundschaftlichen Gesinnungen seines Hofes gegen die Stadt an, und beruhigt sie über die Annäherung der französischen Armee mit der Versicherung, daß sie nichts von dieser zu befürchten habe. Der Beobachter, der die Nachricht von dem Daseyn dieser Briefe dem Publikum mittheilt, fügt sehr wahr hinzu, daß man sich beim Anblick des eigenhändigen Nameuszuges des Helden mit Vergnügen jener Zeiten erinnere, wo ein gegebenes Wort einen Schwur galt, und eine Unterschrift heilig war.

Obgleich Cölln die größte Stadt des Roerdepartements ist, eines der größten der französischen Republik, so ist doch vermuthlich, um den Nahrungsstand etwas zu begünstigen, der Hauptsitz der Verwaltung und der Sitz der Präfektur zu Aachen. Präfekt des Roerdepar-

tements ist der B. Simon. — Dagegen ist Cölln der Hauptort einer der 4 Unterpräfekturen (Unterpräfekt B. Sybertz) und der Sitz der Gerichtshöfe des Departements, nämlich des peinlichen Tribunals, des Civiltribunals, des Handelsgerichts und des Züchtigungstribunals für den Zuchtbezirk Cölln, zu welchem 10 Cantone gehören.

Zur näheren Kenntniß des Zustandes des Departements in geographischer und statistischer Hinsicht dienet der Calender für das 9te Jahr des fränkischen Freistaats vom B. Wasserfall, enthaltend: historisch-ökonomische Bemerkungen über jeden Canton im Roerdepartement, ein alphabetisches Verzeichniß aller Gemeinden, abgelegenen Häuser, Schlösser, Mühlen, Klöster ꝛc. und die neueste Organisation in den 4 Departements auf dem linken Rheinufer; Cölln, gedruckt bei J. Matthieux, dem Civilgerichtshof gegenüber Nr. 2123. Dieser Departements-Allmanach trägt außer dem sehr unrichtigen Teutsch, in welchem er größtentheils geschrieben ist, alle Gebrechen an sich, deren ich bei dem vom Rhein- und Moseldepartement gedacht habe. Indessen enthält er doch manche nützliche Notizen für diejenigen, welche sich eine nähere Kenntniß von diesem Departement verschaffen wollen.

Durch einen Beschluß des ersten Consuls vom 3. Germinal 9. J. ist der ehemalige Senator Cramer zu Cölln zum Maire dieser Stadt ernannt worden. Der Verkündiger enthält sowohl das Ernennungspatent dieses neuen Maire, als auch eingesandte Gedichte an denselben, und wiederum eine Addresse des Maire an seine Mitbürger, worin er ihnen verspricht, für ihr Bestes alle seine Kräfte aufzubieten. Dem Anscheine nach sind also beide Theile mit einander zufrieden. Besonders scheint es diejenige Parthei zu seyn, welche noch dem alten Regiment anhängt, und gern einen aus dessen Mitte an ihre Spitzen stellen sah. Freilich mögen sie wohl auch manches von ihm hoffen, was er nicht zu erfüllen im Stande ist. Aber durch Ernennungen, wie diese, die jetzt in dieser Art besonders zu den besoldungslosen oder weniger einträglichen Aemtern sehr häufig geschehen, söhnt sich der große Haufen, der immer am meisten schreie, am leichtesten mit seiner jetzigen Regierung aus, und so verlöschen allmählig Erbitterung und Haß. Die aufwachsende Jugend gewöhnt sich an die neuen Formen, die Aeltern vermindern sich, und machen die geringere Zahl aus; in zehn Jahren würde vielleicht die Abneigung wieder, wie ehemals, teutsch zu werden, eben so groß seyn, als sie es jetzt ist, an Frankreich zu gehören. Hätte die französische Regierung vom Anfange

an, da ihre Armeen dies Land eroberten, wenigstens einen Theil derjenigen öffentlichen Beamten, die am meisten das Zutrauen des Volks besaßen, unter republikanischen Formen beibehalten, so würde manche Auflage geschwinder eingegangen, und der Reaction unendlich weniger gewesen seyn. Alsdann wären die Beamten selbst dabei interessirt, daß die Verwaltung und die Justiz in gutem Gange erhalten würde, um dem Sieger zu gefallen, wie man davon ein Beispiel sahe, als General Hoche alle ehemaligen öffentlichen Beamten wieder einsetzte. Alles gieng gut, und die gefoderte Contribution kam schneller ein, als man es erwartete. Aber als man das Geld hatte, setzte man sie wieder ab, und nahm zur Verwaltung der einträglicheren Aemtern nun wieder Leute aus jenem unzähligen Heere von Franzosen, die in diese Länder gekommen waren, um ihr Glück darin zu machen, oder Teutsche aus den Hefen des Volks. — Am meisten bekleiden die Eingebohrnen des Landes noch Richterstellen, die am wenigsten einträglich sind, und die selten ein Franzos will, weil sich wenig dabei machen läßt. Indessen sitzen doch auch in einigen Departements in den Gerichtshöfen noch Franzosen, die kein Teutsch verstehen, und Teutsche ohne alle juristische Kenntnisse und ohne Moralität *).

*) S. Zeitung für die eleg. Welt. Nr. 95. vom

Die Umgebungen Cöllns bieten wenig Vergnügungsorte, besonders von der Landseite dar. Die Ebenen des ehemaligen Cöllnischen und Jülicher Landes ziehen sich in ungeheurer Ausdehnung am Rhein und an der zu Hügeln gewordenen Bergkette hinab, die von Andernach an, den Fluß begleitete. Nur Kirchthürme und Klöster heben sich über die hohen Kornfelder empor, die dies Land zu einem der reichsten in der Welt gemacht haben würden, wenn nicht ehemals die meisten Grundstücke Adlichen, Kirchen und Klöstern gehört hätten, und jetzt die Ausfuhr des Getraides verboten wäre. Daher sind die Wohnungen des Landmanns und die Dörfer überhaupt keinesweges so schön, und von so wohlhabendem Ansehen, als man es in diesem fruchtbaren Lande erwarten sollte.

Die gewöhnlichen Spazier- und Vergnügungsorte der Cöllner sind die Münze, ein schönes Gebäude, das etwa eine Viertelstunde unterhalb der Stadt am Rhein liegt, aus welchem man eine weite Aussicht auf Mühlheim und das Bergische hat, und das der Stadt gegenüber auf dem rechten Ufer liegende Deutz. — Viele Menschen in Cölln haben sich gewis-

---

8. Aug. 1801. — Blick in das Innere der 4. Rheindepartements.

sermaßen daran gewöhnt, täglich oder wenigstens wöchentlich einigemal über den Rhein hinüber zu fahren, und ich fand selbst einen Genuß darin, fast alle Tage nach Deutz zu gehen, um auf teutschem Boden zu seyn, und die teutschen Zeitungen zu lesen, die alle Abend von Frankfurt hier ankommen. Andere gehen des Spiels wegen nach Deutz. In einem der dasigen Gasthöfe wurden unter den Auspicien des dortigen französischen Commandanten, der einen Gewinn davon zog, trente et quarante, Biribi und andere Hazardspiele gespielt, welches damals zu Cölln verboten war. Aber dieses Spiel hat mit dem Abzuge der Franzosen aufgehört; dagegen hat jezt (im Sommer 1801) der Bankhalter Raymond, welcher bisher zu Deutz spielte, die Erlaubniß, oder vielmehr das Privilegium erhalten, im Roerdepartement öffentlich gegen eine Abgabe von 40 pro Cent des Gewinns zu spielen. Wie es heißt ist auch ein Commissaire de jeu angesetzt, welcher selbst und durch seine Abgeordneten die Aufsicht über diese Art Spiele haben, und das zu gewinnende Geld einnehmen soll. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich der Commissaire de jeu bei seinem Amte sehr wohl befinden wird, wenn gleich die Bank der 40 pro Cent Abgabe wegen, wahrscheinlich immer verlieren möchte.

Die fliegende Brücke, welche hier von einem Ufer zum andern fährt, ist der starken Passage wegen, eine der größten am Rhein. Sie faßt viele Wagen und mehrere hundert Menschen. Aber während dieses Krieges und noch jetzt (im Jul. 1801.) legte man von Seiten der Gewalthaber der Communication der beiden Ufer, die für beide ein unumgängliches Bedürfniß ist, Schwierigkeiten in den Weg, die keine Nothwendigkeit gebot, und höchstens nur einige Wochen lang einem habsüchtigen Beamten eine Einnahme für ertheilte Erlaubnißscheine den Rhein zu passiren verschaffte. Lange dauerten diese Einschränkungen der Passage selten, weil das Bedürfniß selbst sie aufhob, aber sie wurden oft und ohne Noth wiederhohlt; das Publikum, das sonst in den Maasregeln der Machthaber, mögen ihre Zwecke auch oft noch so klar am Tage liegen, doch oft tiefe Weisheit und wichtige Bewegungsgründe ahndet, wo nur Eigennutz, Willkühr und Albernheit dahinter stecken, ertrug denn diese Beschwerden geduldig, weil es Krieg war, und weil man die eigennützigen Absichten der gebietenden Herren kannte, aber daß man jetzt (im Julius 1801.) im Frieden, da nicht die mindeste Gefahr ist, und man unaufgehalten an jedem Punkt über den Rhein gehen kann, den Weg zu einem Orte erschwert, wo man die Natur und die freie Luft genießen

will, und dem Bettler und dem alten Weibe und jedem Menschen eine Sicherheitskarte abfordert, wenn er überfahren will, beweißt wenigstens, daß man die öffentliche Meinung nicht achte. Man zwingt jetzt durch diese Maasregel den armen Bürger in Cölln, der in Deutz ein Pfund Fleisch holen will, wo es wohlfeiler ist, als in Cölln, und den Deutzer, der sein Brod in Cölln kauft, was da wiederum wohlfeiler ist, jenen eine Carte zu bezahlen, wodurch seine kleine Ersparniß schon größtentheils vernichtet wird, und diesen von seinem Bürgermeister eine ähnliche sich zu geben zu lassen; aber wenn auch jene Sicherheitscarte, die einige Stüber kostet, ganz umsonst zu haben wäre, so ist doch die Beschwerde, sie zu holen, vielen Personen allzuunangenehm, und sie bleiben lieber, wo sie sind. Ich halte die französische Regierung für zu groß, als daß ich glauben könnte, sie werde solche kleinliche Maasregeln billigen, wenn sie zu ihrer Kenntniß kommen, und welche, man mag sagen, was man will, schlechterdings keinen hinreichenden Entschuldigungsgrund haben, und höchstens nur auf das auf beiden Ufern stehende teutsche und französische Militair Bezug haben sollten. (Ich lese jetzt, da ich dieses schreibe, in der Mitte des Sept. im Beobachter einen sehr schönen Aufsatz über diesen Gegenstand, wodurch der Verf. diese willkührlichen Maasregeln durch die Publicität zur Kenntniß der Regierung zu

bringen sucht.) — Wenn man nicht, wie einst im Wohlfahrtsausschuß der Plan gewesen seyn soll, eine große Mauer am Rhein von Basel bis nach Holland führt, so wird man mit allen Einschränkungen und Verboten dieser Art nichts ausrichten.

Am besuchtesten ist Deutz im Herbste während der Kirmes oder des Jahrmarktes daselbst. Da ist vom Morgen bis zum Abend der große Raum auf der Brücke zu enge für die vielen Ueberfahrenden. Alle Gasthäuser sind gedrängt voller Menschen, und aus allen schallen Musik und die lauten Töne der Freude. Ich habe an diesen Tagen mit großem Vergnügen in Breits Garten am Rhein zu Deutz gestanden, wo man die volle Brücke ankommen sah, die sich schnell leerte, um neue Gäste aus der Republik herüber zu holen. Damals, ob es gleich noch Krieg war, konnte man frei herüber gehen, ohne Sicherheitscarte; indessen wunderten sich auch mehrere Einwohner, daß man in diesen Tagen auf den zahlreichen Besuch der Cöllner in Deutz, keine Geld-Speculation gegründet hatte. Aber niemals bin ich Augenzeuge von empörendern Auftritten gewesen, als Abends bei der Rückkehr der Cöllner in ihre Stadt. Die Brücke brachte jedesmal vier bis fünfhundert Menschen hinüber nach Cölln. Diese ganze Menschenmaße drängte sich eilfertig nach dem einzigen offenen Thor, um herein zu

kommen. Aber dieses war zugemacht, und nur ein kleines Pförtchen stand offen, das von einem ganzen Heere Mauthbedienten mit gezogenen Säbeln und brennenden Fackeln in den Händen besetzt war. Hinter ihnen stand die Wache. Nun ließen die Visitatoren einen nach dem andern zu dem engen Pförtchen hereinpassiren, nachdem sie jede Person und die Frauenzimmer besonders genau am Leibe befühlt hatten. Dies geschah unter dem Schimpfen und Zanken des gemeinen Volks mit den Mauthdienern, unter dem Geschrei schaamhafter Weiber, die unverschämt betastet wurden, und dem stillen Grimm der bessern Klasse, die jetzt fühlte, daß sie ihr Vergnügen zu theuer erkauft hatte, indem sie sich dieser Behandlung aussetzte, während dort mit Kolbenstößen und Säbelhieben ein armer Teufel arretirt wurde, der sich ein neues Halstuch oder ein paar wollene Strümpfe in Deutz gekauft hatte, die er heimlich einbringen wollte. Ich kann wohl sagen, daß ich mich selten in einem fürchterlicher aussehenden Tumult befunden habe, als hier an dieser Pforte der Stadt Cölln. Die Nacht, der rauschende Fluß, die Fackeln und Säbel und Bajonnette, das Toben und Geschrei des Pöbels und das Handgemenge der Arretirten mit den wüthenden Douaniers bildeten ein Ganzes, das man vielleicht nirgends so sieht, als hier.

Deutz soll ein alter Ort seyn, und wie diejenigen sagen, welche aus der Aehnlichkeit den Namen der Ursprung der Städte herzuleiten pflegen, von Teuto oder Thuisko, dem ersten teutschenb Könige, aufgebaut seyn. Vor mehr als 1000 Jahren hatten die Römer hier über den Rhein eine Brücke, deren Pfeiler man bei dem hellen und sehr niedrigen Wasser im Sommer 1800 ziemlich deutlich sehen konnte. Man entdeckte ihr Daseyn in dem Jahre 1750, und 1767. wurden diese Ueberbleibsel von dem Pater Augustin Altenbruck in Cölln genau untersucht. Die Brücke soll nach einigen vom Julius Cäsar, nach andern vom Kaiser Constantin erbaut worden seyn, der hier zu Anfang des 4ten Jahrhunders ein Castel hatte, (das in ältern Schriften Monimentum divitense heißt) welches durch die Brücke mit einem auf der Cöllnischen Seite errichteten Castel in Verbindung stand. Diese Vestung und Brücke wurden unter Kaiser Otto dem Ersten von dem Erzbischof Bruno in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts wieder zerstört, und die Steine von derselben zur Erbauung der Pantaleonskirche in Cölln verwendet. Späterhin wurde Deutz aufs Neue befestigt, und ein anderes festes Schloß darin gebauet, im Jahre 1230. aber von dem Erzbischof Heinrich, der es dem Grafen von Berg hinwegnahm, wieder geschleift. Im Jahre 1376. ward Deutz von den Cöllnern verhee-

ret und in einem Schutthaufen verwandelt, vom Kurfürsten Ferdinand aber wieder hergestellt und befestigt. 1632. eroberten es die Schweden, welche die Festungswerke schleiften, und die St. Urbanskirche in die Luft sprengten. Seitdem sind die Vestungswerke ganz eingegangen. — Die hier befindliche Benediktinerabtei wurde im eilften Jahrhundert (1001) von dem Erzbischof Heribert zu Cölln zufolge eines Gelüdes Kaiser Otto's des Dritten gestiftet und fundirt. Mehrere nachfolgende Bischöfe dotirten sie noch reichlicher. Die Gebäude der Abtei sind regelmäßig und erst in den neuern Zeiten wieder gebaut. Der Abt führt den Titel: Herr zu Vehn, Lehrsling, Pilkum, Eschweiler, Langzelt ꝛc. — Uebrigens hat die Abtei durch Kriegsschäden und Contributionen, Einquartirungen u. dgl. sehr viel gelitten.

Eine zahlreiche Classe der hiesigen Einwohner machen die Juden aus. Sie haben hier eine Synagoge.

Seitdem Cölln in französischem Besitz ist, wurde das kais. Reichs-Oberpostamt daselbst hieher verlegt. Auch geht ein von Elberfeld und Düsseldorf kommender Postwagen hier durch über den Westerwald nach Frankfurt. Viele Einwohner von Cölln geben des wohlfeileren Postgeldes und der schnellern Besorgung wegen ihre Briefe nach Teutschland auf das hiesige

Postamt, welches indessen verboten ist. Während des Krieges kam man einigemal mit gewaffneter Hand von Cölln herüber auf das hiesige Postamt, um die aus Cölln kommenden oder nach Cölln addressirten Briefe zu öffnen und zu untersuchen.

Die Ebene, worin Deutz liegt, setzet diesen Ort bei hohem Rheinstande oft der Gefahr der Ueberschwemmung aus. — Am Rheinthor zu Cölln sieht man noch mehrere Ellen über demselben das Zeichen, bis zu welchem im Jahre 1784. den 28. Feb. die Höhe des Rheins stieg. Wenn man jetzt (im Jul. 1801.) die noch nicht vollen Ufer des Flusses sieht, so muß man erstaunen über die Wassermaße, die damals diese Fluren bedeckte, und welche besonders für das nahe Mühlheim so verderblich war.

Dreizehnter Abschnitt.

Inhalt.

Reise auf dem Rhein von Cölln nach Düsseldorf. Vorzug der Landreise dahin. Mühlheim. Bensberg. Woringen. Rheindämme. Dormagen. Monheim. Zoons. Kleinere Ortschaften. Benrath. Neuß. Hamm. Ansicht von Düßeldorf. Düßeldorf. Bombardement. Einnahme der Stadt durch die Franzosen. Der Marktplatz. Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm zu Pferde. Geschichte dieser Statue während des Krieges. Die Carlsstadt. Bevölkerung. Schloß.

Bildergallerie. Mechanographische Gemälde Jovialität der Einwohner. Umgebungen von Düsseldorf. Der Hofgarten. Jagdhaus. Vergnügungsorte. Pempelfort. Zisterzienser Closter de la Trappe. Cromford. – Buchhandlungen in Düßeldorf. Gelehrte und Literatur. Zeitungen. Gasthöfe. Addreßhandbuch. Reise durch einen Theil des Bergischen. Medtmann. Neanders-höhle daselbst. Elberfeld. Fabriken und Manufakturen. Barmen. Demarkationslinie. Das Wupperthal. Garnbleichen. Aehnlichkeit mit Holland. Denkart, Sitten und Cultur. Schwelm. Gesundbrunnen. Schluß.

Seiner Reize und schönern Umgebungen beraubt, strömt der Rhein von Cölln an durch die einförmige ebene Landschaft in so vielen Krümmungen fort, daß die meisten Reisenden die kürzere Landreise von Cölln und Deutz nach Düßeldorf (6 Stunden) und weiter hinab der Wasserreise vorziehen. Auch gehen die ordinairen Postjachten auf dem Rhein nicht weiter als bis Cölln, und hier müßen die Reisenden wieder ein anderes Schiff miethen, wenn sie nicht eine eigends gemiethete Jacht zur Fahrt hatten, oder mit großen holländischen Schiffen die Reise machen wollen, welches aber ihrer Schwere und Größe wegen ziemlich langsam geht. Wenn man zu Lande nach Düßeldorf fährt, so hat man die Wahl gleich bei Cölln überzusetzen, um auf dem rechten Ufer zu reisen, oder auf dem linken über Dormagen zu gehen, und bei Neuß überzufahren. Ich will keinem dieser

Wege den Vorzug geben; beide sind ohngefähr gleich gut. Einige wollen behaupten, daß der Weg auf dem linken Ufer näher sey; dafür hat man auf dem rechten wenigstens in der Nähe von Düßeldorf eine gute Chaussee. Auf jedem dieser Wege hat man 2 Posten nach Düßeldorf, deren jede zu 2 Meilen gerechnet wird.

Für diejenigen, welche der kürzern Landreise ungeachtet die Wasserreise von Cölln nach Düßeldorf und weiter vorziehen, oder ihre Jacht vielleicht bis Düßeldorf schon gemiethet haben, liefere ich hier einige kurze Nachrichten von den an beiden Ufern gelegenen Ortschaften.

Mühlheim am Rhein, eine zum Herzogthum Berg gehörige Stadt, eine Stunde von Cölln, ist sehr lebhaft durch Manufakturen, Fabriken und Handlung, welche die aus Cölln vertriebenen Protestanten hier anlegten. Beträchtlich sind daselbst besonders die Seiden- und Wollenmanufakturen, die Speditionsgeschäfte und jetzo auch der Schleichhandel. — Das Alter dieser Stadt wird bis in die entferntesten Zeiten hinaufgeführt. Julius Cäsar soll hier im Jahre der Welt 3896. seine hölzerne Brücke über den Rhein geschlagen, und ehemals hier die Hauptstadt der Ubier gestanden haben.

Mühlheim hat in den ältern und neuern Zeiten mancherlei Unglücksfälle ausgestanden. Im Jahre 1613. wollten es die Fürsten von Pfalz-Neuburg und Brandenburg, die es damals besaßen, zu einer Stadt machen, aber Cölln widersetzte sich, und brachte es in Wien so weit, daß diesen Bau fortzusetzen, förmlich vom Kaiser Matthias untersagt wurde. Im Jahr 1614. nahm der General Spinola das neugebaute Städtchen ein, schleifte den Wall, und im folgenden rißen die von Cölln dahingeschickten Baumeister und Arbeitsleute die neuen Gebäude nieder, und setzten alles wieder in den Stand, in welchen es vorher war. Hundert Jahre später, als man in Cölln fanatisch unklug genug war, die Protestantischen Kaufleute aus der Stadt zu vertreiben, ließen sich diese hier nieder, und brachten Industrie und Handlung mit hieher. Zur Beförderung derselben wurde von der Pfälzischen Regierung (im Jahr 1716.) ein Kranen oder Granen *) daselbst errich-

*) Kranen oder Granen nennt man am Rhein diejenigen Gebäude am Ufer, in welchen ein nach außen gehender storchschnabelförmiger, beweglicher, mit Hacken und Ketten versehener Hebel mit einem von Menschen getretenen Rade in Verbindung gesetzt ist,

tet, worüber, so wie über den Verlust mancher Handlungszweige, die sich der Cöllnischen Stapelgerechtigkeit zum Nachtheil hierher zogen, ein Rechtsstreit entstand, der lange unentschieden fortdauerte, bis er endlich 1725. zum Vortheil Cöllns entschieden wurde. — Unter die größten Unglücksfälle von Mühlheim aber gehört die große Wasserfluth 1784., die diese Stadt ihrem gänzlichen Untergange nahe brachte. Man rechnet die Zahl der Einwohner in Mühlheim auf 5000. Eins der bekanntesten und größten Handelshäuser hieselbst ist das Andresche. Der Krieg hat hier, wie überall, den Flor Mühlheims zurückgesetzt. Nach dem Verluste der Niederlande und der Schlacht an der Roer am 2. Oct. gieng die kaiserliche Armee in der Nacht vom 5. auf den 6. Oct. 1794. hier über den Rhein zurück. Sie stand zum Theil noch hier bis nach dem französischen Rheinübergange am 5. Sept. 1795. bei Uerdingen, wo sie sich zurückzog, und seitdem haben diese Gegenden bis nach dem Friedensschlusse von Lüneville (9. Febr. 1801.) keine teutschen Truppen wieder gesehen.

---

vermittelst welches Lasten aus den Schiffen heraus an das Ufer gehoben, oder in dieselben eingeladen werden.

In Mühlheim ist ein, wie man mir sagte, zweckmäßig eingerichtetes Erziehungsinstitut für junge Frauenzimmer; auch lebt hier der als Schriftsteller bekannte Prediger, Hr. Reche. Er ist außer mehreren andern Schriften der Herausgeber einer geistvollen Uebersetzung der philosophischen Betrachtungen Kaiser Antonins über sich selbst, die er auch mit Noten begleitet hat.

Man logirt in Mühlheim ziemlich gut im goldenen Wagen. — Die Einwohner dieser Stadt haben ein weit heitereres und lebhafteres Ansehen, als ihre Nachbarn in Cölln. Sie scheinen fröhlich und gutmüthig zu seyn; ich halte darum Mühlheim für eine der angenehmsten kleinen Städte am Rhein.

Vier Stunden von Mühlheim östlich liegt auf dem sich allmählig erhebenden Gebürge das Kurpfälzische Lustschloß Bensberg, das man weit erblickt. Der Kurfürst Johann Wilhelm war sein Erbauer. Es ist, wie man mir sagt, nicht unterhalten, ob es gleich ein schönes Gebäude seyn soll; indessen habe ich es nicht gesehen. Die Aussicht von diesem Schlosse soll sehr umfassend seyn. Der bekannte Freiherr von Pöllnitz, ein Zeitgenosse Friedrichs II. sagt von demselben in seinen Nachrichten S. 221. es sei ein schönes und prächtiges Gebäude, woran man nichts als Fehler erblicke.

Unterhalb Cölln und Mühlheim folgen die keine Merkwürdigkeiten darbietenden Dörfer Neel, Merkenich, Caßelberg, Rhein-Caßel und Langfeld zur Linken; und zur Rechten Stammel, Flierdorf, Viesdorf, Wamuchen, Rheindorf, Hüttdorf und Bley. Unter Viesdorf fließen die kleinen Flüsse die Lün und die Wupper in den Rhein.

Drei Stunden von Cölln unterhalb der gedachten Dörfer liegt am linken Ufer Woringen, (lat. Vuringa) in der alten Geschichte unter dem Namen Buruncum bekannt; Pabst Innozenz der Vierte veranlaßte hier im Jahr 1247. eine Versammlung weltlicher und geistlicher Fürsten in Betreff der Römischen Königswahl des Grafen Wilhelm von Holland, der nach andern auch an diesem Orte zur Königswürde erhoben seyn soll. — Der Erzbischof Siegfried von Westerburg befestigte dies Schloß im Jahre 1284. sehr stark; es wurde aber bei Gelegenheit der berühmten Schlacht, die zwischen den Cöllnischen Bürgern und dem Erzbischofe nahe bei Woringen auf der Füllinger Haide vorfiel, und worin über den Besitz der Cöllnischen Stadtschlüssel gestritten wurde, geschleift. Die Cöllner unter dem Grafen Adolph von Berg besiegten, und nahmen den Erzbischof gefangen, und Cölln gewann nebst den Stadtschlüsseln seine Freiheit. —

Oberhalb Woringen ergießt sich ein ziemlich starker Bach in den Rhein. — Das Ufer des Rheins ist hier durch Dämme eingefaßt, welche die nahen Dörfer Wippenberg (oder Wittenberg) und Rheinfeld zur Rechten, so wie die ganze große Fläche zur Linken gegen Ueberschwemmungen schützen sollten, die aber durch den großen Eisgang 1784. äußerst beschädigt, nnd seitdem auch nicht wieder hergestellt worden sind. Der Rhein hat seit mehreren Jahren sein Bett beträchtlich verändert, da er vorher dicht bei Woringen, Dormagen und Zoons vorbeifloß.

Dormagen ist der Hauptort eines Cantons im Roerdepartement, und liegt auf der großen Landstraße, die von Cölln nach Holland und seitwärts nach Düßeldorf führt. Auch ist hier die Poststation zwischen ersterer und letzterer Stadt. Ich habe hier ein ziemlich gutes Wirthshaus angetroffen.

Monheim, ein pfälzischer Flecken, liegt zur Rechten, und unterhalb desselben das Dorf Baumberg. Erstern gegenüber sieht man Zoons, (Sontinum) — auch vor Alters Friedstrom genannt — ehemals eine köllnisch-domkapitularische Zollstadt, welcher Zoll dem Domkapitel, das ihn anfangs pfandweise von dem Erzstifte und hernach ganz zum Eigenthum erhalten hatte, für 4985 Goldgul-

den angeschlagen war. — Zoons ist ein kleines unbedeutendes Städtchen, dessen Einwohner sich meistens vom Ackerbau nähren. Der Erzbischof Siegfried von Westerburg ließ es 1291. befestigen, um sich wider seine feindlichen Nachbarn zu sichern, die gemeinschaftliche Sache mit den Bürgern von Cölln machten. — 1620. brannte es bis auf einige Häuser ab, und 1645. ward es vergeblich von den Franzosen und Hessen belagert.

Zoons gegenüber liegt Bürgel, ein Dorf den Grafen von Neßelrode gehörig, und Ordenbach, bei welchem sich zwei Bäche, der Ordenbach und der Itterbach in den Rhein ergießen.

Nun folgen zur Rechten Caßel an der großen Krümmung des Flusses, dann Mükkel, ein Neßelrodisches Haus, bei welchem der Roelbach in den Rhein fließt, und hierauf Himmelgeist, ein wohlgebautes Bergisches Dorf am Eßelbach. Eine halbe Stunde von hier liegt Benrath, ein kurpfälzisches Schloß. Die Anlagen um dasselbe, so wie das Schloß selbst, sind wirklich sehr artig, und scheinen mir durch den Krieg weniger gelitten zu haben, als die der andern Schlösser am Rhein. Man passirt vor diesem Schlosse vorbei, wenn man auf dem rechten Rheinufer

von Cölln über Opladen und Langenfeld nach Düßeldorf reiset.

Von Zoons an liegen zur Linken das kleine Dörfchen Sturzelberg, Ußem oder Undesheim, Grimmlingshausen, wo eine Ueberfahrt über den Rhein ist, der Falkenwald oder Herderbusch, und versteckt in diesem die beiden adlichen Cizer-stienser-Nonnenklöster Gnadenthal und Eppinghoven und das Dörfchen Norf zwischen beiden. — Ob hier der heilige Cölestinus noch wie ehemals befindlich ist und verehrt wird, der, wunderbar genug! zwei linke Arme hatte, weiß ich nicht. Da er seinem Stifter 40000 Scudi gekostet haben soll, so ist es wenigstens nicht wahrscheinlich.

Neuß (Novesium bei Tacitus) ehemals eine Cöllnische Stadt, jetzt der Hauptort eines Cantons im Roerdepartement, soll seinen Ursprung von einem ehemaligen römischen Lager haben, wo zur Zeit des Claudius Civilis die dreizehnte und vierzehnte Legion ihre Winterquartiere hatten, auch war, der Angabe nach, hier eins der 50 Castelle des Drusus Germanikus. Unter den Kaisern Julian und Valentinian, um das Jahr 358. und später wurde dieser Ort abwechselnd zerstört und wieder erbauet. Die jenseitigen Teutschen und Franken, besonders der Theil jener Nation, wel-

cher den Namen der Attuarier führte, waren besonders feindlich gegen diese Stadt gesinnt, und verwüsteten sie oft, eben so die Normänner im 9ten Jahrhunderte (881). Im J. 1205. nahm Kaiser Philipp Neuß ein, und gab es dem köllnischen Erzbischofe Adolph, seinem entsetzten Freunde einstweilen zur Schadloshaltung, welcher den Kirchenbann und den Verlust des Erzstiftes sich darum zugezogen hatte, weil er gedachten Kaiser Philipp gegen Otto zu Aachen krönte. — 1254. trat Neuß der Verbindung der Hansastädte bei. — Im Jahr 1475. ward diese Stadt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, belagert; aber sie widerstand einer Armee von 80000 Mann neun Monate lang, bis Kaiser Friedrich III. zum Entsatz kam, dessen Bildniß in Erz die Bürgerschaft über einem Brunnen zum Andenken und aus Dankbarkeit aufrichtete, da er ihr mehrere wichtige Privilegien ertheilt hatte. — 1584. ward sie von dem Grafen v. Nuenar für den abgesetzten Erzbischof Gebhard Truchses eingenommen, und von den Holländern geplündert; darauf 1586. vom spanischen General, Alexander von Farnese, Herzog von Parma wieder erobert und in Brand gesteckt. 1642. nahmen sie die verbündeten Franzosen und Hessen ein, und befestigten sie aufs neue, und 1687. eroberten sie die Brandenburger von den erstern.

Nach dem Rückzuge der österreichischen Hauptarmee unter dem General Clairfait auf das rechte Rheinufer (am 5. und 6. Oct. 1794.) kam Neuß in französischen Besitz. Schon am 8. Oct. bombardirten sie von hier aus etwas weiter hinab das nahe Düßeldorf. — Ein Jahr darauf am 5ten Sept. 1795. zu gleicher Zeit mit den französischen Rheinübergängen bei Uerdingen und Eichelskamp (3 Meilen weiter hinab am Rhein) paßirte der General Championnet mit einem Corps hier bei Neuß, dem verschanzten Dorfe Hamm gegenüber, den Rhein, Abends bei hellem Mondschein, während die Kaiserlichen aus ihren Schanzen ein fürchterliches Kartätschen- und Kleingewehrfeuer machten. Noch an demselben Tage öffnete Düßeldorf den Franzosen die Thore.

Neuß ist übrigens eine kleine schlechtgebaute Stadt, deren Einwohner meistens vom Ackerbaue leben. Nach Wasserfall *) sollen sich daselbst einige ansehnliche Manufakturen in sehr blühendem Zustande befinden. Der Erftfluß, welcher um dieselbe herum in den Rhein fließt, soll auch den Handel mit Steinkohlen, Brettern und Früchten sehr befördern. — Die freiadliche weltliche Damenstiftskirche zum heil. Quirin, welche im Jahr

*) S. dessen Calender S. 56.

825. von den Grafen Eberhard von Cleve und seiner Gemahlin Bertha aus der Familie Carls des Großen gestiftet wurde, ist groß und in ziemlich gutem gothischen Geschmack erbaut. Außer diesem Stift und der Kirche sind hier noch mehrere Klöster und ein regulirtes Chorherrenstift Augustiner Ordens. Das hiesige Gymnasium wurde von den Jesuiten versehen.

Von Neuß führt der Weg über eine große Wiese an den Rhein, wo eine Ueberfahrt ist. — Gegenüber liegen einige Häuser, die man Auf dem Stein nennt. Hier befand sich im 30jährigen Kriege eine von den Hessen erbaute Schanze, die aber von ihnen nach dem Friedensschlusse wieder geschleift wurde.

Oberhalb des Steins liegen am rechten Ufer noch, von Himmelgeist an, die Dörfer Flie, Billich und Wallmersroth, die Lorettokapelle (von Marie Anna Luise von Medicis erbaut) und Hamm. Bei diesem Dorfe macht der Rhein wieder eine Krümmung zur Rechten, und Düßeldorf mit seinem weißen zerstörten Schlosse zeigt sich am Ufer.

Düßeldorf, die Hauptstadt des Herzogthums Berg, und der Sitz der Regierung und sämtlicher Landes-Collegien liegt in einer schönen Ebene am Rhein, in welcher der an

der südlichen Seite der Stadt fließende Düsselbach sich ergießt. Diese Stadt gehört unter die wohlgebautesten am Rhein. Sie hat einige gerade und helle Straßen, schöne öffentliche Plätze, mehrere ansehnliche Privatgebäude und Kirchen. Bis zum Friedensschlusse von Lüneville (1801.) war Düßeldorf eine Festung; nach dem Abschluß desselben wurden seine Werke geschleift.

Das französische Bombardement, daß durch einen unnützen Schuß eines österreichischen Soldaten veranlaße wurde, der durch denselben einen französischen Offizier auf dem jenseitigen Rheinufer tödtete, hat das Schloß und eine große Anzahl der schönsten Gebäude, unter andern auch den churfürstl. Marstall, der erst 1765. neu erbaut worden war, in die Asche gelegt. Die schreckliche Nacht, worin es geschah, wird den Einwohnern unvergeßlich bleiben. (Es war am 8. Oct. 1794.)

Seit dem 6. Sept. 1795. ist Düßeldorf im Besitz der Franzosen gewesen, und auch bis nach dem Friedensschlusse darin geblieben. General Championet, der am 5. auf den 6. Sept. mit einem Corps bei Hamm über den Rhein gegangen war, während Lefebre bei Uerdingen den Uebergang machte, berennte an diesem Tage noch die Stadt, und ließ den

pfälzischen Commandanten, General-Major von Dalwigk, zur Uebergabe auffordern. Dieser bat um Bedenkzeit; man bewilligte ihm 10 Minuten. Einige während dieser kurzen Zwischenzeit geworfene Kugeln und Haubitzgranaten bewirkten ohne weiteres die Uebergabe. Die Franzosen fanden in der Festung 10000 Flinten und Kriegsvorräthe aller Art. Die 2000 Mann starke Besatzung zog frei durch die 700 Belagerer aus, unter der Bedingung, in Jahr und Tag nicht mehr die Waffen gegen die Republik zu tragen *). Die dabei befindliche pfälzische Cavallerie mußte ihre Pferde da lassen, und marschirte in Stiefeln uud Sporen zu Fuße aus.

Obgleich am 20. Sept. 1795. unter den Capitulationspunkten der Stadt Mannheim sich einer befand, worin man von französischer Seite die sämmtlichen pfälzischen Länder und auch die Herzogthümer Jülich und Berg für neutral erklärte, und bestimmt wurde, daß in denselben forthin weder Contributionen noch Lieferungen ausgeschrieben werden sollten, und obgleich in der Folge mit der pfälzischen Regierung in Düßeldorf, um der Forderungen und Vexationen der Franzosen entledigt zu seyn, die

*) s. Taschenbuch für die neueste Geschichte. 1798. S. 191.

monatliche Zahlung einer Summe von 24000 Liv. stipulirt ward, außer welcher keine Foderungen weiter gemacht werden sollten, so ist es doch nicht dabei geblieben. Die vorgegebene Ausbesserung und Erweiterung der Festungswerke gab immer neuen Vorwand zu fodern. Man hätte mit dem Gelde, was man hier zur Herstellung der Festungswerke bezahlt hat, ein zweites Giberaltar erbauen können; aber selbst nach allen Foderungen und angeblichen neuen Befestigungen würde sich Düsseldorf, nach dem Geständniß französischer Offiziers selbst, nicht 8 Tage gegen eine Belagerung haben halten können. Das Geld, welches bezahlt werden mußte, floß in andere Taschen. Man wird indignirt, wenn man das Detail der von Teutschen und Franzosen dabei gespielten Betrügereien von sachkundigen Einwohnern erfährt. — Jeder der vielen Commandanten, die Düßeldorf während des Krieges hatte, ersann etwas Neues, worauf er seine Foderungen gründete. Zuletzt commandirte daselbst der Brigadegeneral Jacobé Trignies, welcher im Herbst des vorigen Jahres abgesetzt wurde, jetzt aber wieder aufs Neue angestellt worden ist.

Der Marktplatz in Düßeldorf ist ein schöner, ziemlich regelmäßiger Platz, auf dem das Rathhaus, das Gouvernementhaus und einige bürgerliche Häuser sich auszeichnen. Mitten

auf diesem Platze sieht man die Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zu Pferde von gegossenem Metall auf einem Fußgestelle von grauem Marmor. Sie ist von dem Ritter Crepello gegossen, und wirklich eine Zierde dieses Platzes. Mehrere von den hier befindlich gewesenen französischen Commandanten gründeten ihre Geldspekulationen auf dieses Kunstwerk, indem sie mit dessen Hinwegnahme droheten, die man denn durch Bezahlung einer Summe Geldes zu verhindern bedacht war. Außer den verschiedenen im Stillen geschehenen Wiederkäufen dieser Statue, von deren eigentlichen Bewandniß nichts ins große Publikum kam, hat die Procedur des Brigadechefs Miquelferiet am meisten Sensation gemacht, welcher am 8. Mai 1797. — als der Friede von Leoben schon geschlossen war — eine Proclamation an die dasige Regierung erließ, worin er sich sehr beschwerte, das man so saumselig in Bezahlung der Contributionen sei ꝛc. Am Ende sagt er darin: „Zahlt nun ohne einigen Verzug die 100000 Liv., wenn ihr nicht lieber die Verwüstung in Euren Familien und in Eurem Lande sehen und vermeiden wollt, daß die auf hiesigem Marktplatz befindliche Statue zu Pferde heruntergerissen werde; das Volk wird alsdann sagen, die Regierung

hat lieber die Statue seines Fürsten herunterreissen sehen, als ernsthafte Maasregeln zu nehmen, sich ihrer Schuldigkeit zu entledigen" *) — Der geheime Ausschuß teutscher Männer in Düßeldorf (dessen Glieder mir unbekannt sind) antwortete am folgenden Tage mit großer Energie und Festigkeit auf diese Proclamation des Brigadechefs Miquelferiets und anderer französischen Offiziers; sie sagten darin: daß es ihnen immer sehr wehe thun würde, die Statue ihres Fürsten heruntergerissen, oder vielleicht gar zertrümmert zu sehen; nur der einzige Gedanke könne sie dabei beruhigen, daß ihre Fürsten, die sie liebten, in ihren treuen Herzen das schönste Denkmal hätten, selbst dem feindseligsten Menschenarm unzerstörbar." — Diese feste Antwort und der allgemeine Unwille der Bürger zwangen den Commandanten von seinen Drohungen abzustehen, und General Hoche erließ aus seinem Hauptquartier zu Friedberg am 14. Mai (1797.) ein Schreiben an die Regierung zu Düßeldorf, worin er seine ganze Mißbilligung über jene Proclamation des Miquelferiets zeigte, und befahl, „daß, da die gedachte Proclamation von eben so unwissenden als grausamen Vandalen aufgesetzt zu seyn schiene, und der Inhalt derselben ganz

*) S. Hamb. Corresp. Nro. 79. vom 19. Mai 1797.

den Grundsätzen der Mäßigung zuwider sey, wovon die Franzosen bei allen Gelegenheiten Beispiele geben müßten" gedachte Offiziers nach der Strenge der Militairgesetze zu bestrafen, u. s. w. *) — Auf solche Weise hat sich denn diese Statue zu Pferde glücklich durch alle Stürme der Zeit unversehrt erhalten.

Die Carlsstadt ist unter der Regierung des verstorbenen Kurfürsten von der Pfalz Carl Theodor angelegt worden; sie ist gegen Süden mit der alten Stadt verbunden. Der Carlsplatz ist ein sehr schöner regelmäßiger Platz, den gutgebaute Häuser umgeben. Auf diesem stand ein auf Befehl der Franzosen erbauter großer hölzerner Altar des Vaterlandes, eine unförmliche und geschmacklose Maschine, mit allerlei Inschriften, die wohl jetzt nach dem Frieden nicht mehr da seyn wird. Sie war schon vorher dem Einsturz sehr nahe.

Die Bevölkerung von Düßeldorf soll vor dem Kriege mit Inbegriff der Garnison ohngefähr 18000 Menschen betragen haben. Neuere Angaben darüber fehlen mir. Indessen hat mir Düßeldorf für seine Größe wirklich sehr bevölkert geschienen.

*) S. Hamb. Corresp. Nr. 81. (1797.)

Das Schloß zu Düßeldorf, dessen Mauern seit dem Bombardement nur noch stehen, enthielt ehemals die berühmte Gemähldesammlung, für welche ihr Stifter, der Kurfürst Johann Wilhelm (1710) eine eigene Gallerie erbauen ließ. Diese kostbare Sammlung, von welcher man mehrere raisonnirende Verzeichnisse hat, und von welcher noch zuletzt Forster in seinen Ansichten eine kühne Schilderung entwarf, wurde vor der Ankunft der Franzosen glücklich gerettet, und nach Glückstadt in Sicherheit gebracht, wo sie sich, meines Wissens, noch befindet. In dem von dem kunstliebenden Publikum mit Beifall aufgenommenen niederrheinischen Taschenbuche von Mohn (Düßeldorf bei Schreiner) sind die schönsten Gemälde dieser Gallerie beschrieben, und in Kupfer gestochen. Dieses Taschenbuch wird jährlich fortgesetzt, und kann als die Düßeldorfer Bildergallerie im Kleinen angesehen werden.

Unter die sehenswürdigsten Dinge zu Düßeldorf gehören jetzt die sogenannten mechanographischen Gemälde der Herren Böninger und Langer. (Dieser ist Director der hier sonst bestandenen Zeichen- und Mahler-Akademie.) Sie haben von diesen eine Fabrik errichtet. In dieser Anstalt werden von den schönsten Gemählden Abdrücke in Oel auf Leinwand oder Papier zu einem sehr billigen Preise geliefert. Sie dienen besonders zu Zim-

merverzierungen. Hr. Langer, der bekanntlich einer der besten teutschen Maler ist, macht die Originale, die denn in dieser Fabrik auf eine unbekannte und geheim gehaltene Art vervielfältigt werden. Hr. Böninger ist mit seinen Tapetengemälden in Leipzig und Berlin gewesen, und sie haben die Bewunderung aller Kenner erhalten. Ich sahe hier einen Amor, Penepole, die Büste ihres Gemahls anblikkend in bronzirter Manier, den Orpheus, die Büsten des Königs und der Königin von Preussen, Medaillons ꝛc. Man kann bei Hrn. Böninger, der ein reicher Mann und der Compagnon von dem großen Handelshause Sigrist und Böninger in Amsterdam ist, eigentlich aber in Duisburg wohnt, Bestellungen zur Verzierung eines oder mehrerer Zimmer machen, wie man verlangt, daß sie seyn sollen. Diese geschmackvollen und schönen Arbeiten verdienen die Unterstützung aller reichen und wohlhabenden Leute um so mehr, da sie Schönheit mit Dauerhaftigkeit vereinen. Die Preise sind zwar allerdings hoch, aber die Kunst wird hier nicht zu theuer bezahlt, und ein ziemlich großer Saal kann für 3 — 400 Rthlr. mit den schönsten Gemälden verziert werden.

Herr Böninger hat die Unterstützung und den Absatz in Berlin und Leipzig nicht gefunden, wie er hoffte, wohl aber in Paris. Man hat sich dort begnügt, diese Tapeten schön zu

finden, ohne sie zu kaufen. Man sagte, daß er seine Anstalt nach Cölln verlegen würde; ob dies gegründet ist, weiß ich nicht.

Ich kenne keine kleine Stadt von diesem Umfange, wo ein Fremder sich so angenehm unterhalten könnte, als hier. Zwar hat ihr Wohlstand durch den Krieg unendlich viel verloren. Reiche und Arme haben 7 Jahre lang unaufhörlich Soldaten ernährt, und Contributionen und Requisitionen in unglaublichen Summen bezahlt, und alles gelitten, was man im Kriege leiden kann; aber dies alles hat die Jovialität der Einwohner, die Lust an Tanz und Spiel und Sang nicht unterdrücken können. Sie ergreifen jede Gelegenheit, die sich zur Freude findet, und vergessen gern die Armuth, die einen großen Theil drückt, auf Spaziergängen, auf Lustpartheien und in den Tanzsälen. Man sieht hier immer eine große Anzahl schöner weiblicher Figuren, die man nach ihrer Kleidung und Haltung gallischen Ursprung halten müßte, wenn nicht das Teutsche, welches sie freilich nicht im bessern Dialekt reden, mich überzeugte, daß sie meine Landsmänninnen wären. Die in den übrigen Städten des Bergischen wohnenden Frauenzimmer haben sich diesen Pli noch nicht ganz zu eigen machen können, weshalb auch eine gewisse Kälte zwischen beiden Partheien bemerkbar ist.

Die Umgebungen von Düßeldorf waren vor dem Kriege sehr schön, und besonders angenehm war der sogenannte Hofgarten, dessen schöne Anlagen von dem damaligen Stadthalter, Grafen von Goldstein herrühren; aber dieser Ort ist, besonders an der Stadtseite, beim Ratinger Thor und nach dem Flinger Thore zu verheert und verwüstet worden, um angeblich die Befestigung der Stadt zu erweitern. Die Franzosen haben die Alleen und Boskets umgehauen und aufgewühlt, um allerhand neue militairische Anlagen zu machen, auch ein schönes Haus niedergerissen, das in denselben stand, und zum Versammlungsplatze des Publikums diente. Statt dessen fand ich hier auf einem runden Platze, worauf wahrscheinlich ehemals etwas anders stand, ein großes hölzernes Monument oder Cernotaph der zu Rastadt ermordeten französischen Gesandten, mit einem allegorischen Gemälde, auf welchem französische Soldaten vorgestellt waren, die diesen Mord zu rächen schwuren, nebst einer schmähenden Inschrift auf Oesterreich, wie man sie auch noch in allen französischen Gerichtsstuben auf schwarzen Tafeln angeschrieben findet. Dabei stand eine Schildwache, welche dies ohnedies nicht für die Ewigkeit gebaute Denkmal bewachen mußte. Vermuthlich wird man es jetzt niedergerissen haben. —

Der noch existirende Theil des Hofgartens mit seinen schattigten Alleen ist noch immer sehr artig, und dient dem Düßeldorfer Publikum bei schönem Wetter zum Versammlungsort. Man sieht hier an Sonntagen im Sommer eine große Menge geputzter Menschen, und besonders die schöne Welt in ihrem ganzen Glanze. Am Ende der Alleen steht ein Jagdhaus oder kleines Schloß, daß sehr viel gelitten hat, weil, wie man mir sagte, ein französisches Lazareth darin befindlich war. — Zur Rechten an der Chaussee liegen einige wohleingerichtete Wirthshäuser mit Tanzsälen, in welchen es niemals an Gesellschaft mangelt. Die hiesige Kirchweih oder Kirmes, welche im Julius gehalten wird, ist weit und breit berühmt, und mehrere Tage lang kommt dabei das hiesige lustige Publikum vor lauter Freude kaum zu sich selbst.

Zur Linken von dem Jagdhause führt der Weg nach Pempelfort, und von da zu dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Cisterzienser-Kloster von der strengen Regel de la Trappe, das man auch das Speckermöncherkloster im Düßelthale nennt. Die hiesigen Mönche beschäftigen sich zum Theil mit der Verfertigung einer Art Schnupftabacksdosen, die in der hiesigen Gegend sehr beliebt und wirklich fleißig gearbeitet sind. Besonders gut gelingt ihnen die auf dem Deckel von Silber

eingelegte Namens-Chiffre, die man nach Belieben bestellen kann. Zwei Stunden von Düsseldorf liegt Cromford mit den sehenswerthen Fabrikanlagen des Herrn Brögelmann.

Es giebt in Düßeldorf einige Buchhandlungen und Gelehrte, die in den neuern Zeiten den Vorwurf von dieser Gegend abgewälzt haben, als wenn in diesem Lande die Literatur kein Gedeihen fände. Die Dänzersche Buchhandlung und die Schreinersche haben unter andern seit einigen Jahren jede einen Allmanach geliefert, die zu den besten gehören, die wir in Teutschland besitzen. Ich habe schon oben Mohns niederrheinischen Allmanach erwähnt, der bei Schreiner erscheint; bei Dänzers ist das Bergische Taschenbuch verlegt, von Hrn. Aschenberg, Prediger zu Cronenberg bei Elberfeld, herausgegeben, worin unter andern interessanten Aufsäzzen und Gedichten vom Herausgeber selbst, besonders die Darstellung der Geschichte und Statistik des Bergischen Landes den Freunden dieser Wissenschaften ein angenehmes Geschenk war. — Die Perollasche Buchhandlung hält ein Sortiment von französischen Werken und eine Lesebibliothek.

Daß die Kunst hier ehemals einen ihrer schönsten Tempel hatte, habe ich schon angeführt. Ich glaube aber, daß die hier etablirte

Zeichen- und Maler-Akademie unter dem Professor Langer selbst Einfluß auf die schönern Formen hatte, die man hier in allem antrift. Weit übler sieht es mit der wissenschaftlichen Bildung aus. Die Schulen sind sehr schlecht bestellt, und besonders mangelhaft ist der Unterricht in der teutschen Sprache, oder er existirt vielmehr gar nicht. Selbst in den Schriften der Landes-Collegien bemerkt man dieses schlechte Teutsch. Ob gleich überall der sogenannte Canzleistil barbarisch genug ist, so ist er doch meistens ohne grobe grammatikalische und orthographische Fehler, aber der hiesige Advokaten- und Procuratorenstyl ist über alle Beschreibung verworren, unrichtig und unverständlich. Man lese nur einmal das Düßeldorfer Wochenblatt, und man wird sehen, daß ich nicht zu viel sagte.

Die hiesige Zeitung, welche im Jahre 1799. entstand, führte den Titel einer Kriegs- und Friedenszeitung. Ihr Verfasser ist der würkliche Hofkammerrath Stahl, wie er sich auf dem Düßeldorfer Wochenblatte nennt, das er ebenfalls redigirt. Sie kam täglich zu einem ½ Bogen in octav heraus, und war allgemein unter dem Namen des Düßeldorfer Blättchens bekannt, schien auch selbst von oben herab begünstigt zu werden, da sie sich immer sogenannte gute Nachrichten zu liefern bemühte. Unter der Aufsicht des Hof-

kammerraths Stahl verfaßte sie auch eine Zeitlang der bei der dortigen Büchnerschen Schauspielergesellschaft engagirte Acteur Kellner.

Die Verbreitung vieler den Franzosen ungünstigen Nachrichten, welche auch auf dem linken Rheinufer durch dies dort heimlich eingeführte Blättchen bekannt wurden, veranlaßten indeß, daß der Verfasser mehreremal Verfolgungen erlitt, und seine Zeitung oft einige Tage lang verboten wurde. Einmal, da er eine angebliche Niederlage Massenas in der Schweiz gemeldet hatte, sollte er auf Befehl des französischen Commandanten dahin geführt werden, um sich durch den Augenschein vom Gegentheil zu überzeugen. Es hielt diesmal sehr schwer, ihn zu befreien. Jetzt erscheint diese Zeitung unter einem veränderten Titel und Format, und wie ich aus einigen Blättern urtheilen kann, mit weit mehrerer Sorgfalt in der Redaction.

Unter den Gasthöfen in Düßeldorf kann ich den goldenen Anker bei Clemens als einen der besten nennen. Er hat eine gute Lage am Schlosse, nahe am Markte.

Um mit dem Personale der öffentlichen Beamten in Düßeldorf und in dem Herzogthum Berg überhaupt, so wie mit den Landes-Collegien, öffentlichen Anstalten u. s. w. be-

kannt zu werden, dient das Düßeldorfer Addreßbuch von Hrn. Lenzen.

Das Herzogthum Berg *) gehört wegen der Betriebsamkeit seiner Einwohner zu den wohlhabendsten und von einem Reisenden besuchenswerthesten Ländern in Teutschland. Bei einem im Ganzen kalten und unergiebigen Boden, besonders in den höhern Gegenden, wußten sich die Einwohner Erwerbsquellen zu öffnen, die einen seltenen Wohlstand unter ihnen erzeugen. Eine Reise durch dies Land, nach Elberfeld (6 Stunden) und durch das Wupperthal nach Schwelm (3 Stunden) gehört zu den angenehmsten, die man machen kann. Von Düßeldorf führt eine Chaussee dahin, die aber zum größten Theil sehr schlecht unterhalten ist.

Man kömmt durch Medtmann, an der Düßel, ein kleines Städtchen voller Tuchmanufakturen. Bei diesem Orte liegt die Neanders Höhle, eine prächtige kühngewölbte Höhle in einem Felsenthale. Den ersten Namen hat sie vom verstorbenen Rector Neander zu Düßeldorf, der hernach Prediger zu Bremen war.

*) Es enthält $54\frac{51}{64}$ Quadratmeilen, und 266,504 Menschen. Hr. Wiebekings Karte in 4 großen Blättern ist die beste von diesem Lande.

Er hat in dieser Höhle mehrere seiner geistlichen Lieder gedichtet *).

Der Eingang zu Elberfeld war sonst in hohem Grade beschwerlich und selbst gefährlich. Man mußte durch eine kleine Gasse und durch eine Art von Sumpf fahren, welchen das Austreten der Wupper und ein durch Elberfeld fließender Bach bildeten. Schon längst hatte man einen dieses schönen Ortes würdigern Eingang gewünscht, den ein Garten verhinderte, welcher gerade da lag, wo man ihn anlegen konnte. Der Eigenthümer wollte ihn nicht weggeben, und gewaltsam konnte man das Eigenthumsrecht nicht kränken. Der franz. General Ney, dem die beschwerliche Einfahrt eben so wenig gefiel, als andern Leuten, wußte bald Rath. Er ließ ein Bataillon Sappeurs einrücken, die in einem Nachmittage ohne weitere Rücksicht auf die Zustimmung des Besitzers die Mauern niederrissen, und die Straße öffneten. Er hat es der Stadt überlassen, den Eigenthümer zu entschädigen, und so erhielt Elberfeld eine bequeme Einfahrt.

Elberfeld liegt in einem schönen Thale auf beiden Ufern der Wupper, die durch eine

*) S. Bergisches Taschenbuch für 1800. S. 106.

hölzerne Brücke in der Stadt mit einander verbunden sind. Dieser jetzt so reiche Manufakturort, das teutsche Manchester im Kleinen, war vor zwei Jahrhunderten noch so unbedeutend, daß man nur etwa 800 Einwohner darin zählte. Jetzt sind deren über 18000 zur Stadt eingepfarrt, die übrigens weder Thürme noch Thore hat, und sehr unregelmäßig gebaut ist, wenn es gleich hier sehr schöne Gebäude giebt. Die Waaren, welche hier verfertigt werden, gehören fast alle zum ersten Bedürfniß, und bestehen in baumwollenen und seidenen Zeugen, Bändern u. s. w. Man begreift kaum, wie es möglich ist, daß man mehrere Fabrikate so unglaublich wohlfeil liefern, und doch noch dabei gewinnen kann, wie doch der Wohlstand der Fabrikanten beweißt. So wird z. B. das leinene Band, das die Frauenzimmer zu Schürzen u. dgl. brauchen, hier in unermeßlicher Quantität verfertigt. Im Ganzen kosten hier an Ort und Stelle 10 Ellen nicht mehr als etwa 2 kr. oder 6 Pfenn.

Die hiesigen Kaufleute und Fabrikanten, so wie die zu Sohlingen, Remscheid 2c. gehören mit zu den thätigsten und speculativesten in der Welt. In allen Weltgegenden wußten sie sich Wege zu eröffnen, um ihren Fabrikaten Absatz zu verschaffen. Ihre Reisen erstrecken sich über ganz Europa, und auch in entferntere Weltgegenden. So kannte ich ein Han-

delshaus in Remscheid, das ein Schiff mit seinen Eisenwaaren beladen, von Hamburg nach St. Thomas in Westindien schickte, wohin der Sohn vom Hause mitgieng. Reisen nach Spanien, Italien, Frankreich und England waren vor dem Kriege sehr häufig. Aber durch diesen hat der Absatz der Waaren eine große Stockung gelitten, besonders durch die gestörte Schifffahrt Hollands, durch welches die hiesigen Fabrikarbeiten in entfernte Länder geführt wurden. Auch der Absatz nach Frankreich ist beträchtlich vermindert worden; indessen haben die hiesigen Kaufleute mit der französischen Regierung eine Uebereinkunft geschlossen, züfolge welcher die Fabrikate des Bergischen Landes, wenn sie mit einem sogenannten Certificat d'origine versehen sind, gegen eine Abgabe von 10 Proc. in Frankreich eingeführt werden dürfen.

Aus Elberfeld gelangt man über eine zweite Brücke über die Wupper nach Barmen; so nennt man das wahrhaft reizende und prächtige Thal, welches die Wupper durchströmt. Hier macht der Fluß die preußische Demarkationslinie. Am linken Ufer stand eine preußische und auf dem rechten eine französische Schildwache. Indessen wurde diese Linie, aller Protestationen des preuß. Militairs ungeachtet, bei dem Rückzuge der kaiserlichen Truppen nach

Die drei letzten Blätter dieses Bogens, so wie die acht 2 beiliegenden Bogens werden gehörigen Orts hingeheftet.

dem Rheinübergange der Franzosen am 6. Sept. 1795. von erstern keinesweges respektirt. Die kaiserl. Armee setzte ihren Rückzug durch das Wupperthal nach Schwelm und Hagen ohne Hinderniß fort. Wenn gleich die Unterhaltung der preußischen Truppen, die indeß in geringer Anzahl hier standen, den Einwohnern dieser Gegend etwas kostete, so ist doch dies keinesweges mit den ungeheuren Summen zu vergleichen, welche der nicht in die Demarkationslinie eingeschlossene Theil des Bergischen Landes hat bezahlen müssen. Indessen wird wahrscheinlich nach dem Frieden jener einen Theil der Kosten des Krieges mit tragen helfen.

Barmen besteht aus vier Orten: Gemarke, Wupperfeld, Rittershausen und Hekinghausen, die sich in diesem Wupperthale aneinander reihen, und gleichsam eine neuerbaute schöne Stadt bilden, welche 9000 Einwohner enthält. Bei weitem der ansehnlichste dieser Orte ist Gemarke, ein Sitz des Fleißes und des höchsten Wohlstandes. Die wohlgebauten Häuser zeugen von demselben; manche derselben gleichen Pallästen. Hinter diesen liegen die schönen Wiesen am Flusse, welche zu Garnbleichen bestimmt sind. Der grüne Rasen ist stundenlang mit weißen feinen Garn bedeckt, und mit kleinen Wassergräben durchschnitten, an denen eine Menge Bleicher und Bleicherinnen beständig beschäf-

tigt sind, Wasser mit großen Schaufeln auf das Garn zu sprengen, und es umzuwenden. Hier und da sind große Räder, die durch einen einfachen Mechanismus in Rinnen Wasser auf die entferntern Bleichen treiben. — In den Nebengebäuden der Wohnhäuser sind die Fabriken und Manufakturen. Man hat mit Glück mehrere englische Spinnmaschinen u. s. w. eingeführt. Gemarke wetteifert mit Elberfeld in Handlung und Reichthum, und übertrifft es vielleicht noch in manchen Anlagen. — Denselben Wohlstand nur von andern Erwerbszweigen herkommend, findet man zu Solingen und Remscheid, wo die berühmten Eisenwaaren gemacht werden.

In Sitten und Gebräuchen der Einwohner bemerkt man eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Holländer, mit welchen aber auch durch die Handlung fast alle hiesige Häuser in Verbindung stehen. Besonders findet man diese Uebereinstimmung in dem hohen Grade von Reinlichkeit, der hier überall herrscht. Man wird diese in Teutschland vermuthlich nirgends so sehen, als hier, und zuweilen übertreibt man sie würklich. Ich habe Leute hier gekannt, die ihre unbewohnten Zimmer dennoch wöchentlich zweimal waschen ließen. Die hiesige Landessprache ist eine Art von Plattteutsch, das aber von dem in dem

eigentlichen Westphalen Gesprochenen noch verschieden ist. Leute von Erziehung reden dabei noch alle die hochteutsche Sprache. Uebrigens unterscheiden sich die hiesigen Einwohner merklich in Denkart, Ton und Lebensweise von denen in Düßeldorf, zwischen denen auch eine Art von Kälte zu herrschen scheint, die man bald bemerkt. Eine Ursache mag darin wohl mit in der Religion liegen. In Düßeldorf sind die meisten Einwohner und die Regierung katholisch, und hier Protestanten; jene haben die Regierung und diese das Geld. Der protestantische Theil der Einwohner dieses Landes ist überhaupt bei weitem der fleißigere uud industriösere. Bei Besetzung aller Stellen werden die Catholiken vorgezogen. Es wird kein Nachtwächter gemacht, er muß katholisch seyn.

Die Erziehung, die bisher in diesen Gegenden sehr vernachläßigt war, wird jetzt verbessert. Die reichen Einwohner schicken ihre Kinder, besonders auch die Töchter, in auswärtige Pensionsanstalten. Unter den jungen Personen männlichen Geschlechts in Elberfeld und Barmen, bemerkt man jetzt Zunahme an Bildung und Kenntnissen; man hat Geschmack an Lectüre gewonnen, und eine seit einigen Jahren hier etablirte Buchhandlung, das Comtoir für Literatur, hat viel dazu beigetragen, Aufklärung und Literatur zu verbrei-

ten. Das Alter hängt noch sehr an ehemaligen Meinungen, Formen und Begriffen. Die Erlaubniß, Schauspiele hier halten zu dürfen, ist von demselben noch immer mit Erfolg bestritten worden. Einige Geistliche haben sogar dagegen gepredigt, als sich einst eine Schauspielergesellschaft in Barmen ansiedelte.

Zur Unterhaltung für Fremde in Elberfeld können noch die geschlossenen Gesellschaften oder Clubbs dienen, in welche es leicht ist, durch ein Mitglied eingeführt werden. Sie heißen (nicht etwa des Ranges ihrer Mitglieder wegen, sondern nach der Zeit ihrer Entstehung) die erste, zweite und dritte Gesellschaft. Die zweite, welche ich besucht habe, hat ein sehr schönes Lokal in einem eigends dazu erbauten neuen Hause.

Wenn man den lezten Ort im Wupperthale, Hekinghausen, passirt hat, so erhebt sich die Straße, und man gelangt auf eine Höhe, von welcher man noch einmal auf die reizende Gegend und das Thal zurück blicken muß, das man verließ. Man überschaut es hier fast ganz, und sieht wie der kleine, Reichthum bringende Fluß durch die schönen Wiesen hindurchrauscht, die ein lebhafteres Grün haben, weil sie immer feucht erhalten werden, und wie sich an seinen Ufern prächtige Wohnungen und Anlagen da erheben,

wo vor hundert Jahren nur ein paar kleine Höfe standen.

Schwelm, 3 Stunden von Elberfeld, eine preußische Stadt und Poststation, ist bei ihrem kleinen Umfange doch sehr nahrhaft und volkreich. Hier wohnt der als Schriftsteller bekannte Prediger Müller, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kürzlich hat er horizontale Sonnenuhren erfunden, welche nebst seinen vor zehn Jahren herausgebenen Tafeln der Sonnenhöhen zur bequemen Erforschung der wahren Zeit und zur richtigen Stellung der Thurm- Haus- und Taschenuhren dienen. Eine solche Horizontaluhr ist 16 Quadratzoll groß, und mit einer deutlichen Gebrauchsanleitung versehen. Das Exemplar kostet 1 Rthlr. preuß. Das neue westphälische Magazin enthält mehrere Aufsätze von diesem Gelehrten. Wenn Hr. Müller als Gelehrter schätzbar ist, so ist er es nicht minder wegen seiner ächten Humanität, die ihm die Achtung und Zuneigung aller derer bewirkt, die ihn kennen lernten.

Eine Viertelstunde von hier ist der Schwelmer Gesundbrunnen, an welchen man Sonntags im Sommer große Gesellschaft aus der benachbarten Gegend antrifft. Die Gebäude sind sehr schön, und die Tanzsäle sehr geräumig, aber die Bewirthung fand ich nicht so,

wie sie seyn sollte, und die Bäder sollen sehr unreinlich seyn. Ich hörte dieselbe Klage von mehreren Personen äußern, die sich ihrer bedient haben. Kürzlich hat der Dr. Castringius eine Abhandlung über dieses Wasser geschrieben, das unter die eisenhaltigen gehört.

Ich scheide nun von dem Rhein, dessen einförmigere Ufer der Fahrt auf demselben keine Annehmlichkeit mehr geben, und schließe, bei schon überschrittenen Grenzen meines Buches, diese Reisenachrichten. Auf einem Umwege eile ich der batavischen Republik zu, und sage, bis wir uns vielleicht in einem andern Lande wieder finden, meinem Leser das Lebewohl!

Zusätze und Berichtigungen.

Es ist Reisenden an den französischen Grenzen und auf dem Rhein zu wissen nützlich und wichtig, daß sie ohne einen Schein von Douanebureau kein baares Geld bei sich führen dürfen, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollen, es bei einer etwaigen Visitation gänzlich zu verlieren. Der Reisende muß zu dem Ende, um allem Verlust vorzubeugen, bei seiner Ankunft auf der französischen Grenze am Zollbureau die Summe seines mitgebrachten Geldes angeben und vorzeigen, wofür er einen Schein oder Passavant erhält, der einige Sols kostet. Beim Herausreisen aus der Republik, oder auch, wenn er vom Lande zu Schiffe geht, dient dieser Passavant zur Legitimation, daß das Geld, welches er bei sich führt, kein in Frankreich empfangenes, sondern von ihm in die Republik eingebracht worden sey. So beschwerlich und weitläuftig diese Einrichtung dem Fremden ist, so nothwendig ist es doch, sich ihr zu unter-

werfen, wenn er nicht um das Seinige und in Verlegenheit kommen will. Da das Gesetz über diesen Gegenstand, so viel mir bekannt ist, die Summe nicht einmal bestimmt, welche man ohne Schein bei sich haben darf, wenn man aus der Republik geht, so ist man ohne einen solchen, im Fall man genau visitirt wird, selbst einiger wenigen Louisd'or nicht sicher. Viele Reisenden haben der Unbekanntschaft mit dieser Einrichtung, oder ihrer Nichtbefolgung große Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zuzuschreiben.

Da auch keine Pferde aus der Republik ausgeführt werden dürfen, so muß man, im Fall man Pferde in dieselbe hineinbringt, die man wieder zurücknehmen will, ebenfalls bei der Ankunft am Douanebureau erklären, daß diese Pferde wieder herausgehen würden, für welche Declaration man alsdann ebenfalls einen Legitimationsschein erhält.

(Zu S. 27.) Bei Rüdesheim habe ich der schönen, am untern Theile des Ortes gelegenen Ruinen nicht gedacht, die man ziemlich bequem ersteigen kann. Sie gehören dem Grafen von Metternich, einem Abkömmlinge des alten teutschen Ritters Brömser, der diese Gegend und dieses alte Schloß zum Schauplatz seiner Thaten machte.

(Zu S. 35.) Auf dem Berge, unter dem die Stadt Bingen liegt, sieht man noch in-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nerhalb der Stadtmauern die Ruinen des alten Ritterschlosses Klopp (treffend abgebildet auf dem Kupfer zum 1. Theile dieses Buches). Dieses Schloß ward 1689. von den Franzosen verbrannt und zerstört. Nachdem es wieder etwas hergestellt, und mit Mainzischen Soldaten eine Zeitlang besetzt gewesen war, so wurde es doch 1713. von eben diesen völlig gesprengt, und liegt nun als Ruine da.

Zu S. 36. (die Nahe—) In der Sprache des gemeinen Lebens, sagt man in diesen Gegenden immer: die Noh. Indessen heißt dieser Fluß eigentlich die Nahe, und wenn sie fast überall in diesem Bande die Noh oder Nohe genannt wird, so gehört dies zu den leider nur zu häufigen Druckfehlern in demselben, die ich nicht verschuldet habe.

(Zu S. 288.) Neben der Pfarrkirche zu Sinzig verwahrte man vor dem Kriege in einer kleinen Kapelle eine unverwesete Leiche in einem Sarge, der ebenfalls dem Moder entgangen war. Sie hatte das Ansehen eines mit einer elastischen Haut überzogenen Skelettes, war sehr seltsam gekleidet, und wurde von dem Pöbel der heilige Vogt genannt. Vor 50 Jahren trug man bei den Fastnachtslustbarkeiten diese Mumie zur Schau herum. Ich habe sie nicht gesehen, uud weiß auch nicht, ob sie noch daselbst existirt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler.

S. 8. Z. 23. lese man: Bürgen statt Bürger.
S. 10. Z. 5. — — und das seidne statt: und seidne.
Ebend. Z. 1. v. u. — voriger statt: ewiger.
S. 11. Z. 7. v. u. — die statt: diese.
S. 12. Z. 2. v. u. — weisem st. weißem.
S. 17. Z. 17. — — wegen seiner statt: wegen seinen.
S. 21. Z. 9. — — linken st. rechten Ufer.
S. 23. Z. 1. v. u. — unvermischt mit jedem st. unvermischt jedem.
S. 24. Z. 6. v. u. — wollten st. wollte.
S. 25. Z. 5. — — verhinderten statt: verhinderte.
S. 28. Z. 12. — — vor statt: von.
S. 45. Z. 18. — — Perspective st. Prospection.
S. 46. Z. 10. — — unterhalten statt: unterhält.
S. 49. Z. 8. — — aussöhnen statt: aushöhnen.
S. 60. Z. 4. v. u. — schönen st. schönern.
S. 71. Z. 19. — — zween st. zweien.
Ebend. Z. 20. — — Bornhofen st. Bernhofen.
S. 101. Z. 11. — — General Melas den ihm st. General den Melas ihm.
S. 111. Z. 6. — — Reden st. Rede.
S. 133. Z. 2. — — Meuterer st. Meuerer.
S. 151. Z. 1. — — eine Rabe st. Salm.

S. 195. Z. 7. lese man: Bundespflicht st. Bundesflicht.
S. 230. Z. 6. — — Sayn st. Sayne.
S. 243. Z. 3. — — die st. der.
S. 254. Z. 3. v. u. — erhält st. enthält.
S. 258. Z. 12. — — abgezehrte statt: abgezehrten.
S. 269. Z. 8. v. u. — so viele Franzosen in st. so viele in.
S. 281. Z. 6. — — die andern statt: diehandern.
S. 317. Z. 11. — — freiadliche st. friedliche.

St

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klebe, Friedrich Albert,

Reise auf dem Rhein durch die Deutschen Staaten von Frankfurt bis zur Grenze der Batavischen Republick und durch die Französischen Departemente, des Donnersbergs, des Rheins und der Mosel und der Roer, im Sommer und Herbst 1800 mit Kupfern
Bd.: 2 (1801)

Frankfurt 1801

It.sing. 500 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467156-6